

Nach Wittgenstein

Inhalt

<i>Einleitung</i>	4
Teil I: Wittgenstein – Philosophie	6
<i>Die philosophischen Probleme</i>	6
<i>Die Basis der Auflösung der Probleme</i>	12
<i>Die Auflösung der Probleme – Ergänzungen und (ausgeräumte) Schwierigkeiten</i>	16
<i>Philosophische Probleme – der erweiterte Begriff</i>	21
<i>Die veränderte Auflösung des Problems Realismus vs. Idealismus</i>	23
<i>Philosophie mit der Logik</i>	29
<i>Ontologie</i>	37
<i>Sprachphilosophie</i>	41
<i>Sprache und Satz, Sinn und Bedeutung, Erklärungen, Regeln, Sprachspiel(e)</i>	41
<i>Psychologie I</i>	59
<i>Denken, Meinen, Verstehen</i>	
<i>Psychologie II</i>	68
<i>Absicht, Erwartung, Wunsch</i>	
<i>Psychologie III</i>	80
<i>Nicht-intentionale psychologische Begriffe am Beispiel 'Schmerz'</i>	
<i>Exkurs: Der 'psychologische Aspekt' – inneres Leben und sein Ausdruck</i>	90
<i>Semantik (Philosophie als Sprachbeschreibung)</i>	92
<i>Sinn, Bedeutung, Wahrheit – oder: Wittgensteins Methode(n)</i>	92
Teil II Zwischenbetrachtung: Philosophie als Streben nach Übersicht über die begrifflichen Verhältnisse im Alltagsverstehen	113
Teil III: Person und Welt – Die Grundbegriffe des Alltagsverstehens	119
Schluss: <i>Rückblick und Ausblick</i>	155
Anhang: Wittgenstein, Ludwig. (Entwurf meines Handbuch-Artikels)	160

Einleitung

Ludwig Wittgenstein (LW; 1889-1951) war ein österreichisch-britischer Philosoph. Er ist heute in der Philosophie weitgehend eine historische Figur.¹ Sein Werk wird vor allem historisch und philologisch erforscht und interpretiert. Von den heute produktiven Philosophen nimmt beinahe nur Robert Brandom vielfältig, aber grundlegend kritisch, auf LW Bezug. Er freilich schreibt von unserer Wittgenstein'schen philosophischen Welt.²

Im folgenden Essay möchte W.s grundlegende Einsichten und Errungenschaften in Erinnerung bringen. Was andere für die Philosophie draus vielleicht machen, entzieht sich meinem Einfluss.

Die beiden Hauptwerke W.s sind die LPA (1921/22) und PU (1953). Sie liegen zeitlich weit auseinander, aber die PU beziehen sich eng auf das erste (und zu Lebzeiten einzig veröffentlichte) Buch. Im *Vorwort* zu diesem hat W. beansprucht, „die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst“ zu haben. Das scheint ein hypertropher Anspruch zu sein. Denn W. kann damit nur die im Kontext erwähnten philosophischen Probleme gemeint haben, für die er in der LPA zu zeigen beanspruchte, „dass die Fragestellung dieser Probleme auf dem Missverständnis der Logik unserer Sprache beruht.“ W. scheint die Hypertrophie dieses Anspruchs im Vorwort zu PU selbst einzuräumen, wenn er schreibt, dass er „schwere Irrtümer in dem erkennen (musste), was ich in jenem ersten Buche niedergelegt hatte.“

Der enge Bezug der PU auf die LPA besteht darin, dass sie weitgehend in der Selbstkritik

1 LW wird aus der 8-bändigen Werkausgabe zitiert. Siglen für die wichtigsten Schriften: LPA: *Logisch-Philosophische Abhandlung*; PU: *Philosophische Untersuchungen*; PPF – Philosophie der Psychologie – Ein Fragment (vormals Teil II der PU); PG: *Philosophische Grammatik*; PB: *Philosophische Bemerkungen*; BIB: *Das Blaue Buch*; ÜG: *Über Gewissheit*. Außerdem verwende ich das *Big Typescript* (BT – Wiener Ausgabe Bd. 11), den *Nachlass* mit den Siglen aus dem Verzeichnis von G.H. von Wright (MS, Nr.;Seite; TS, Nr., Seite) und die Sammlung kleiner Schriften *Philosophical Occasions* (PO)

2 In: *Tales of the Mighty Dead*, Harvard UP 2002, 210.

jenes ersten Buches besteht oder aus dieser hervorgeht. W. Hat zeitweise (1943/44) angestrebt, LPA und PU bei Cambridge UP in einem Band zu veröffentlichen, weil wie es im *Vorwort* heißt, die neuen Gedanken „nur durch den Gegensatz und auf dem Hintergrund meiner älteren Denkweise ihre rechte Beleuchtung erhalten könnten“. Das Projekt ist nur am Widerruf der schon erteilten Genehmigung zum Abdruck für die LPA durch ihren ursprünglichen Verlag (Kegan Paul) gescheitert.

W.s intellektuelle Entwicklung hat demnach eine ganz einfache Form. Am Ende ihrer ersten Periode von 1911-19 veröffentlicht E. ein logisch-metaphysisches System (LPA), das die Probleme im Wesentlichen gelöst haben will. Nach auch aufgrund dieser Überzeugung eintretenden 10jährigen Abwesenheit von kontinuierlicher philosophischer Arbeit kehrte W. 1929 zu ihr zurück und unternahm es, sein erstes System gründlich zu destruieren und in einer veränderte Philosophie(-Auffassung) zu transformieren. Diese Periode kulminiert in den erst posthum veröffentlichten PU.

Es ist eines der größten intellektuellen Abenteuer, die man mit einem philosophischen Schriftsteller aus dem 20. Jahrhundert haben kann, diese Entwicklung nachdenkend zu verfolgen. Dazu lädt dieser Essay ein.

Freilich trifft die Absicht auf große Schwierigkeiten. W. war zumindest in der LPA ein philosopher's philosopher, dessen Studium Kenntnisse in der mathematischen Logik und ihrer neueren Entwicklung seit Frege und Russell, denen Im Vorwort der LPA auch gedankt wird, voraussetzt. Weiterhin ist W.s ganze Philosophie ein sehr persönliches Projekt. Nicht nur hat er ausdrücklich vertreten, dass die Arbeit in der Philosophie eigentlich mehr die Arbeit an einem selbst ist (an der eigenen Auffassung; daran, wie man die Dinge sieht und was man von ihnen verlangt; vgl. BT 407); er wollte auch keine Schule gründen und nicht nachgeahmt

werden (MS 134, 143; 146). Schließlich hat W. zwar Übersicht über die begrifflichen Verhältnisse zu einem wesentlichen Ziel in der Philosophie erklärt (PU § 122) und eine „übersichtliche Darstellung“ geben wollen, aber die Texte seiner beiden Hauptwerke sind jedenfalls prima facie nicht sehr übersichtlich. Die LPA benutzt ein Nummerierungssystem, aber die wenigsten Leser haben sich die Mühe gemacht, der ihm zu entnehmenden Leseanweisung, der man bei linearer Lektüre nicht genügt, wirklich zu folgen. Die PU andererseits vergleicht W. selbst mit einem 'Album von Landschaftsskizzen', aber er sagt nicht deutlich, von welcher Landschaft die ein „Bild“ geben. (PU, Vorwort c) Da er seine Leser zum Selbstdenken anhalten wollte, sollten sie das Bild der Landschaft (der Sprache und der sie durchdringenden begrifflichen Verhältnisse) nur durch das Durcharbeiten der Skizzen erwerben können.

Aber nach meiner Erfahrung lohnt hier jede Mühe. Begeben wir uns also auf die Reise.

I. Wittgenstein – Philosophie

Die philosophischen Probleme

Den Ausgangspunkt nehme ich bei W.s stehenden Formel von den philosophischen Probleme. Für das, woran er beim Gebrauch dieser Formel denkt, scheint er erst im *Vorwort* zu den PU Beispiele zu geben: „den Begriff der Bedeutung, des Verstehens, des Satzes, der Logik, die Grundlagen der Mathematik, die Bewusstseinszustände und Anderes.“ Freilich nennt er sie hier die „Gegenstände“ seiner philosophischen Untersuchungen. Bis anscheinend

auf die beiden an letzter Stelle genannten Beispiele sind sie sämtlich auch Themen der LPA. Sind sie also die philosophischen Probleme (Beispiele für sie)?

Die Frage erlaubt keine einfach bejahende Antwort. Ich werde für folgende Auffassung argumentieren: In der LPA meint W.s Formel in erster Linie die Trias der grundlegenden Probleme der neuzeitlichen, erkenntnistheoretisch ansetzenden Philosophie: Realismus versus Idealismus, Skeptizismus (als Implikat des Idealismus) und Solipsismus (als Radikalisierung des Idealismus). Die (dem Anspruch nach) deskriptive Klärung der Begriffe von Sinn und Bedeutung; Denken (Meinen und Verstehen); des Satzes; der Logik bildet die Basis, auf der die philosophischen Probleme aufgelöst werden. Wenn W. im *Vorwort* zu PU von den schweren Irrtümern in der LPA schreibt, dann meint er nicht die Auflösung der philosophischen Probleme, sondern die dafür unzureichende deskriptive Basis in der LPA. Das für ihn in der Trias grundlegende Problem Realismus vs. Idealismus hält er auch auf der veränderten deskriptiven Basis in den PU für aufgelöst und jetzt erst völlig zu Recht.

Zur Begründung: Nur an einer anderen Stelle nach dem Vorwort schreibt W.in der LPA ausdrücklich über die philosophischen Probleme.

Die meisten Sätze und Fragen, welche über philosophische Dinge geschrieben worden sind, sind nicht falsch, sondern unsinnig. Wir können daher Fragen dieser Art überhaupt nicht beantworten, sondern nur ihre Unsinnigkeit feststellen. Die meisten Fragen und Sätze der Philosophen beruhen darauf, dass wir unsere Sprachlogik nicht verstehen.

(Sie sind von der Art der Frage, ob das Gute mehr oder weniger identisch sei als das Schöne.)

Und es ist nicht verwunderlich, dass die tiefsten Probleme eigentlich *keine* Probleme sind.

Auch hier werden die philosophischen Probleme durch das Merkmal 'Missverständnis der Logik unserer Sprache' charakterisiert, insofern sie darauf „beruhen“ sollen, „dass wir unsere Sprachlogik nicht verstehen.“ Einen Schritt weiter geht die Behauptung, die Probleme seien „unsinnig“ und daher „eigentlich *keine* Probleme“ (aus dieser Formulierung wurden Carnaps

'Scheinprobleme'³).

Das einzige Beispiel für ein philosophisches Problem, das in dem Klammersatz des Zitats angeführt wird, macht als offenkundig unsinnig Schwierigkeit, den genauen Sinn der Formel zu verstehen. Aber wenn philosophische Probleme auf Missverständnissen der Sprachlogik beruhen und deshalb Unsinn sein sollen, scheint ein unsinniges Beispiel so gut wie ein anderes, auch wenn es fiktiv zu sein scheint. Aber selbst das muss man nicht annehmen. Wenn man an Hegels Behandlung der Ideen des Erkennens und des Guten am Ende seiner *Logik* denkt, dann werden sie als Vorstufen der absoluten Idee behandelt, die die vollkommene logische Instanz der Grundfigur des absoluten Idealismus – der so genannten Identität von Identität und Nicht-Identität – bildet. Dann wird auch erörtert, wie nahe sie der vollkommenen Instanz dieser Figur kommen, und das kann – unsinnig und doch verständlich – beschrieben werden als die Frage, wie identisch sie mit dieser Figur sind und ob das Erkennen oder das Gute 'identischer' mit der absoluten Idee sind. Das ist unsinnig, weil 'identisch' kein steigerbares Adjektiv ist⁴, aber verstehbar. W. hat als gebildeter Wiener Großbürger, der er war, bei seinen Zeitgenossen (z.B. den von ihm geschätzten Spengler und Weininger⁵) über Hegel gelesen. Und natürlich kannte er Schopenhauers Polemik gegen Hegel.

Mit dem Begriff des Unsinnns wird aber nun auf die Notwendigkeit angespielt, zwischen Sinn und Unsinn zu unterscheiden, und damit auf die Basis des Missverständnisses unserer Sprachlogik, als die sich die mangelnde Unterscheidung zwischen Sinn und Wahrheit/Falschheit erweisen wird.

Am wichtigsten zum Verständnis des Attributs 'philosophisch' für 'Probleme' ist eine Bemerkung zur Philosophie (4.112):

Der Zweck der Philosophie ist die logische Klärung der Gedanken.

Die Philosophie ist keine Lehre, sondern eine Tätigkeit.

Ein philosophisches Werk besteht wesentlich aus Erläuterungen.

Das Resultat der Philosophie sind nicht 'philosophische Sätze', sondern das Klarwerden von Sätzen.

Die Philosophie soll die Gedanken, die sonst, gleichsam, trübe und verschwommen sind, klar machen und scharf abgrenzen.

3 Rudolf Carnap: *Scheinprobleme der Philosophie*. Einführung von Günter Patzig, Frankfurt a.M. ²1976.

4 Vgl. aber LPA 5.473; 5.4733.

5 Oswald Spengler: *Der Untergang des Abendlandes*, Nachdruck in einem Band, München 1969, 26, 30, 456, 468-9, 471, 480, 611, 649, 987; Otto Weiniger: *Geschlecht und Charakter*, Wien und Leipzig ²⁰1920, 527 (Fn zu 193).

Eine Interpretation bleibt schwierig, weil keine weiteren Beispiele für durch das Merkmal des Missverständnisses der Sprachlogik gekennzeichneten philosophischen Probleme gegeben zu werden scheinen. Aber der Anschein trügt und es hilft weiter, darauf aufmerksam zu werden, dass Wittgenstein jedenfalls ein Beispiel eines traditionellen philosophischen Problems ausdrücklich nennt, das in seiner allein für möglich erklärten Behandlung – der Feststellung seiner Unsinnigkeit – genau in den Rahmen der allgemein gegebenen Charakterisierung passt, den Skeptizismus (6.51):

Skeptizismus ist *nicht* unwiderleglich, sondern offenbar unsinnig, wenn er bezweifeln will, wo nicht gefragt werden kann.

Denn Zweifel kann nur bestehen, wo eine Frage besteht, eine Frage nur, wo eine Antwort besteht, und diese nur, wo etwas *gesagt* werden *kann*.

Der neuzeitlich seit Descartes traditionelle erkenntnistheoretische Skeptizismus bezweifelt die Existenz oder Realität der (Außen)Welt. Er eröffnet die Kontroverse zwischen Idealismus und Realismus. Damit und mit der Erinnerung, dass das eine Glied dieser Kontroverse, der erkenntnistheoretische Idealismus, zu einem radikalierenden Extrem neigt, ist klar, dass die LPA ein weiteres Beispiel eines traditionellen philosophischen Problems nicht nur erwähnt, sondern ausdrücklich und ausführlich behandelt, den Solipsismus. Daher meine Interpretationsthese: Die durch das Missverständnis unserer Sprachlogik charakterisierten philosophischen Probleme in der LPA, deren Unsinnigkeit nur festzustellen ist, sind die des Skeptizismus, des Idealismus vs. Realismus und des Solipsismus. Grundlage der Feststellung ihrer Unsinnigkeit ist die Klärung, Klarlegung unserer Sprachlogik und ihres deskriptiven Fundaments, der Unterscheidung zwischen Sinn einerseits, Wahrheit-oder-Falschheit andererseits.

Die kurze Abweisung des Skeptizismus z.B. ist in diesem Fundament so verankert (begründet): Sinn ist die Voraussetzung von Wahrheit-oder-Falschheit. Denn damit ein Satz wahr oder falsch sein kann, muss er jedenfalls Sinn haben, sinnvoll d.h. verständlich sein. Die Existenz der Welt, die der Skeptizismus bezweifeln will, ist eine unverzichtbare Voraussetzung schon in der Dimension des Sinns. Denn zwischen Sprache und Welt besteht in dieser Dimension eine interne Beziehung, eine Sinnbeziehung, die nicht nicht bestehen kann (4.014). Daher kann diese Voraussetzung schon des Sinns von Sätzen in der nachgeordneten Dimension der Wahrheit-oder-Falschheit von Sätzen nicht wieder zur Disposition gestellt

werden. Schon die Frage nach der Existenz der Welt – ob oder ob-nicht – kann nicht gestellt werden, weil sie nicht beantwortet werden kann – und sie kann nicht beantwortet werden, weil hinsichtlich ihrer gar nichts Verständliches *gesagt* werden kann – wenn überhaupt etwas gesagt wird, ist die Existenz der Welt schon unterstellt. Die Frage des Skeptizismus ist also unsinnig, unverständlich, weil sie die Voraussetzung der Formulierbarkeit von Fragen zu suspendieren sucht.

Es ist eine Bestätigung dieser Interpretation, dass Wittgenstein bei dieser Auffassung unverrückbar geblieben ist. Noch in seiner letzten Schrift, *Über Gewissheit*, wird der Skeptizismus kurz so abgewiesen (383):

Das Argument 'Vielleicht träume ich' ist darum sinnlos, weil dann eben auch diese Äußerung geträumt ist, ja auch *das*, dass diese Worte eine Bedeutung haben.

Dass *alles*, was er wahrnimmt, vielleicht nur ein Traum sei, war eines der Argumente Descartes' für den erkenntnistheoretischen Skeptizismus. Wittgenstein besteht auf Konsequenz in der Annahme des Arguments: Dann ist auch die Äußerung dieses radikalen Zweifels als geträumt aufzufassen, ja sogar, dass die Wörter dieser Äußerung überhaupt Bedeutung haben. Wenn aber das angenommen wird, kann mit dieser Äußerung gar nichts *gesagt* sein, sie muss als unsinnig, unverständlich klassifiziert werden. Der Skeptiker ist damit in die Sprachlosigkeit getrieben und insofern widerlegt. Noch immer ist die Existenz von Allem, der Welt, Voraussetzung des Sinns von Sätzen (und Fragen) und der Bedeutung von Wörtern.

Es ist historisch unstrittig, dass die Rede von den philosophischen Problemen durch die Anregung einer Schrift seines „Freundes Herrn Bertrand Russell“ von 1912 in Wittgensteins Denken gekommen ist. Ihm dankt er neben „den großartigen Werken Freges“ im *Vorwort* zur LPA dafür, dass er ihm „einen großen Teil der Anregung zu meinen Gedanken schulde“. Die Schrift mit dem Titel *The Problems of Philosophy*⁶ hat Wittgenstein bei der Verfassung seines ersten Buches vor allem kritisch angeregt, man kann aus Russells eigenen Briefen wissen, dass Wittgenstein den „shilling shocker“ nicht wirklich geschätzt hat.⁷

Russell erklärt im Vorwort dieser populären Schrift, sie behandle vor allem Probleme der Erkenntnistheorie, nicht der Metaphysik, weil er zu ihnen Positives und Konstruktives sagen

6 Deutsche Übersetzung ('Probleme der Philosophie') von Eberhard Bubser, Frankfurt am Main 1967.

7 Vgl. Ray Monk: *Ludwig Wittgenstein - The Duty of Genius*, 1990, Kap. 3.

zu können glaube und hier nicht der Ort sei für negative Kritik. Russell eröffnet das Buch mit einem Kapitel über 'Erscheinung und Wirklichkeit' und geht darin auf den Idealismus Berkeleys ein, dem „das Verdienst“ zugebilligt wird, „gezeigt zu haben, dass man die Existenz der Materie (als Gegensatz zum Bewusstsein) ohne Widerspruch leugnen kann“. (dt. 14) In Kapitel 2 wird Descartes als „Begründer der modernen Philosophie“ erwähnt und sein skeptischer Zweifel als Anfang der Philosophie als großer Dienst für die Philosophie gerühmt, der auch heute noch „von Wert ist“. (dt. 19) Es wird auch ausgeführt, dass wir die Existenz der Dinge hinter den unbezweifelbaren Sinnesdaten (verstanden als die Weise, wie uns die Dinge – in der Wahrnehmung – gegeben sind) „niemals strikt beweisen können“: „Die Annahme, dass das ganze Leben ein Traum sei, in dem wir uns selber alle unsere Gegenstände schaffen, ist logisch nicht unmöglich.“ (dt. 22)

In Wittgensteins Ausdrucksweise versteht Russell also den Skeptizismus als „unwiderleglich“. Er widerspricht Russell diametral: In W.s Konzeption ist der Skeptizismus, wie skizziert, *logisch* unmöglich – weil die Logik Bedingung des Sinns, der Verständlichkeit ist und damit die Unterscheidung von Sinn und Wahrheit-oder-Falschheit und die Existenz der Welt als Sinn-Bedingung voraussetzt, die nicht problematisiert werden kann. Eine dahingehende direkte Äußerung der LPA ist sehr voraussetzungsreich und daher in vielfacher Hinsicht erläuterungsbedürftig. Ich führe sie hier um der Markierung der Positionen willen zunächst ohne weitere Erläuterung an (5.552):

Die 'Erfahrung', die wir zum Verstehen der Logik brauchen, ist nicht die, dass sich etwas so und so verhält, sondern, dass etwas *ist* : aber das ist eben *keine* Erfahrung.

Die Logik ist *vor* jeder Erfahrung – dass etwas *so* ist.

Sie ist vor dem Wie, nicht vor dem Was.

Mit dem Was der Welt ist die Logik gleich-ursprünglich, weil sie als Bedingung des Sinns, der Verständlichkeit, das Dass der Welt schon voraussetzt und ihre Sätze „das Gerüst der Welt... dar(stellen)“, d.h. *sind* (wie aus dem Kontext ersichtlich ist, in dem Wittgenstein die Formulierung des Gedankens mit dem Ausdruck 'beschreiben' korrigiert).⁸

Russell nun behandelte in seiner Darstellung das Problem des Skeptizismus als grundlegend für die Probleme Realismus vs. Idealismus und Solipsismus. Das war durch den

⁸ Die logischen Sätze „setzen voraus, dass Namen Bedeutung, und Elementarsätze Sinn haben: und dies ist ihre Verbindung mit der Welt.“ (6.124) – Vgl. dazu Lange 1989, Kap. 1; 1996, Kap. XXIV).

erkenntnistheoretischen Kontext motiviert. Wittgenstein dagegen behandelte in seinem semantischen und logisch-metaphysischen Ansatz die (Schein-)Alternative Realismus vs. Idealismus als grundlegend und zentral, den Skeptizismus als Implikation des Idealismus und den Solipsismus als seine mögliche Radikalisierung. Dabei blieb seine Auflösung der (Schein-)Alternative in der Klarlegung der Logik unserer Sprache als der Basis der Einsicht in die Unsinnigkeit der philosophischen Probleme implizit, so dass unkenntlich oder jedenfalls nicht *prima facie* offensichtlich ist, dass er mit der Trias der philosophischen Probleme der neuzeitlichen, erkenntnistheoretisch ansetzenden Philosophie befasst war, und dies die Probleme sind, die mittels der logisch-metaphysischen Theorie der LPA als auf dem Missverständnis unserer Sprachlogik beruhend und unsinnig behandelt, das heißt aufgelöst werden.

Die Basis der Auflösung der Probleme Der Sache nach wäre hier nun ausführlich auf die Philosophie der Logik und die Satztheorie der LPA im Ganzen einzugehen. Ich wähle einen propädeutisch abkürzenden Weg in Anknüpfung an die anmerkungsweise schon angeführte resümierende Bemerkung Wittgensteins zur Logik (6.124). Denn für die Auflösung der philosophischen Probleme sind nur die beiden ersten Prinzipien des logisch-metaphysischen Systems der LPA wichtig – das Bipolaritätsprinzip als bedeutungstheoretisches Prinzip für die Sätze, und das Satzzusammenhangsprinzip als bedeutungstheoretisches Prinzip für die Bestandteile von Sätzen (Wörter), terminologisch, „Ausdrücke“ (vgl.3.31).⁹ Beide Prinzipien sind in folgendem Grundsatz angesprochen: „Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhang des Satzes hat ein Name Bedeutung.“ (3.3) Sinn hat der Satz dadurch, dass er ein Bild ist (als Ausdruck des Gedankens – 3.1 – das logische Bild der Tatsache – 3). Für ein Bild ist definierend, dass es mit der Wirklichkeit übereinstimmt oder nicht, richtig oder unrichtig, wahr oder falsch ist (2.21). Und zwar stellt das Bild als unabhängig von seiner faktischen Wahrheit oder Falschheit (2.22) seinen „Sinn“ dar (2.221). In der Unabhängigkeit des Bildes von seiner faktischen Wahrheit oder Falschheit besteht der Vorrang von Sinn vor Wahrheit- oder-Falschheit.

Nun sollen die normalen Sätze der Umgangssprache so, wie sie sind, logisch vollkommen

⁹ Zu den weiteren Prinzipien bzw. Folgerungen aus denselben vgl. Lange 1996, Kap. III, und, kürzer, meine Darstellung im Autoren-Handbuch zur deutschen Philosophie des 20. Jahrhunderts, hrsg. Bedorf/Gelhard, Darmstadt 2012. Ein Entwurf zu diesem Artikel findet sich im Anhang.

geordnet sein (5.5563), was nur in Verbindung mit dem Postulat der eindeutigen logischen Analyse des Satzes in die seinen Sinn bestimmenden, voneinander logisch unabhängigen (4.211; 5.134) und daher wahrheitsfunktional verknüpften Elementarsätze (5) denkbar ist. (3.25)

Das Fundament der Satztheorie ist also die Konzeption des Elementarsatzes, der eine direkte Verbindung von einfachen Namen, Urzeichen, sein soll. Von diesen Elementarsätzen, (die es sinngemäß nur im Plural gibt), heißt es nun in der Bemerkung 6.124, dass sie von der Logik insofern vorausgesetzt werden, als diese voraussetzt, „dass Namen Bedeutung, und Elementarsätze Sinn haben; und diese ist ihre Verbindung mit der Welt.“ Weitere Aufklärung verlangt also zu explizieren, wie Elementarsätze dadurch Sinn haben, dass Namen Bedeutung haben.

Natürlich haben pauschal auch Elementarsätze dadurch Sinn, dass sie jeweils ein Bild sind. (Die allgemeine Bildtheorie wird sogar schon im Blick auf das Elementarsatzmodell entwickelt.) Aber wenn Elementarsätze Sinn dadurch haben, dass in ihnen Namen direkt verknüpft sind („wie die Glieder einer Kette“ – 2.03), dann hängt die Einlösbarkeit der Konzeption offenbar an dem Verständnis von Namen (einfachen Zeichen – 3.202 – oder Urzeichen – 3.26). Diese sind Implikate eines Postulats, das dem der eindeutigen logischen Analyse noch voraus liegt und das die LPA „die Forderung der Bestimmtheit des Sinnes“ nennt. (3.23)

Zu Namen trifft die LPA außer den angeführten noch zwei wesentliche Bestimmungen. Sie beziehen sich zwei-sinnig auf Gegenstände als ihre Bedeutung (3.203). Das ergibt sich durch eine unterschiedlich Blickrichtung auf die Beziehung Name-Gegenstand. Gleichsam vom Gegenstand aus gesehen, gilt: „Der Name vertritt im Satz den Gegenstand.“ (3.22) Gleichsam vom Namen aus gesehen, gilt: „Der Name bedeutet den Gegenstand.“ (3.203) Nun ist dies eine Stelle der LPA, an der ihr Nummerierungssystem eine argumentative Funktion übernimmt. Nach den am Anfang der LPA in einer Anmerkung (lückenhaft) erläuterten Grundsätzen des Nummerierungssystems ist eine Bemerkung um so unwichtiger, je mehr Dezimalstellen ihre Nummerierung aufweist. Dadurch ist der 'Bedeutungs'sinn der Beziehung Name-Gegenstand ihrem 'Vertretungs'sinn nachgeordnet. Die These, die damit verbunden ist – gleichsam: Erst Vertretung, dann Bedeutung – , hat Wittgenstein in der LPA nur durch die unterschiedlich gewichtende Nummerierung 'gezeigt', in den Teile der Vorarbeiten zur LPA enthaltenden *Tagebüchern 1914-1916* aber ausdrücklich formuliert und dabei einen wichtigen

zusätzlichen Aspekt hervorgehoben:

Wenn ein Name einen Gegenstand bezeichnet, so steht er damit in einer Beziehung zu ihm, die ganz von der logischen Art des Gegenstandes bedingt ist und diese wieder charakterisiert. (22.5.15, fünfter Absatz von hinten)

Für 'bedingen' ist in der LPA 'vertreten' eingesetzt, für 'charakterisieren' 'bedeuten', und die formulierte Behauptung ist nur durch die das unterschiedliche logische Gewicht der beiden Bemerkungen anzeigende Nummerierung beibehalten. Der hervorgehobene wichtige zusätzliche Aspekt der Tagebuch-Bemerkung ist die Qualifizierung der beiden Beziehungen 'bedingen/vertreten' und 'charakterisieren/bedeuten' – sie sollen sich wesentlich auf die 'logische Art des Gegenstandes' beziehen. Was damit gemeint ist, muss zwar aus dem Kontext der LPA erläutert werden, ist in ihrer Darstellung aber völlig unkenntlich. Zur Explikation muss ich ein wenig ausholen.

Ein Bild, also auch ein Elementarsatzbild, soll darin bestehen, dass sich seine Elemente – beim Elementarsatz selbst: die Namen – „in bestimmter Art und Weise zu einander verhalten.“ (2.14) Dadurch hat das Bild eine bestimmte Struktur und die Möglichkeit dieser Struktur nennt Wittgenstein „Form der Abbildung“: „Die Form der Abbildung ist die Möglichkeit, dass sich die Dinge so zu einander verhalten, wie die Elemente des Bildes.“ (2.151) Nun hat das Elementarsatzbild seine Struktur nach diesen Bestimmungen offenbar durch das unmittelbare sich-zu-einander-Verhalten der Namen. Man sollte daher erwarten, dass die Namen selbst Formen haben, die durch ihre Verkettung die Struktur des Satzes bestimmen und darin seine Form der Abbildung als ihre Möglichkeit voraussetzen. Das ist aber nicht der Fall. In dem reichhaltigen Repertoire von 'Formen' in der LPA gibt es die Kategorie 'Form des Namens' nicht.¹⁰ Es gibt nur die Kategorie 'Form des Gegenstandes', erklärt als die Möglichkeit seines Vorkommens in Sachverhalten (2.0141). Nach der Tagebuch-Bemerkung und dem in ihr klar ausgesprochenen Vorrang des Bedingens vor dem Charakterisieren zu schließen war Wittgensteins Vorstellung die, dass die Namen vermöge der Vertretungsbeziehung zu ihren Gegenständen deren Formen (Möglichkeiten des Vorkommens in Sachverhalten) gleichsam absorbieren¹¹, so dass dies das Fehlen der Kategorie 'Form eines

¹⁰ Diese Beobachtung verdankt sich Henry Le Roi Finch: *Wittgenstein – The early Philosophy*, New York 1971.

¹¹ Fast ein 'smoking gun' als Beleg für die Richtigkeit dieser Interpretation ist, dass Wittgenstein in 'Some Remarks on Logical Form' (1929) seine LPA-Bemerkung 2.1511 („Das Bild ist *so* mit der Wirklichkeit verknüpft; es reicht bis zu ihr“) explizit so erläutert: „by this I meant that the forms of the entities are contained in the form of the proposition which is about these entities.“ (PO, 34).

Namens' erklärte. Die Elementarsätze als Wahrheitsfunktions-Basen der Sätze hätten also in der Vertretungsbeziehung zwischen Namen und Gegenständen eine 'ontologisches' Fundament. Und die Logik, insofern sie nach 6.124 voraussetzt, dass Elementarsätze Sinn haben (und Namen Bedeutung), beruhte ebenfalls 'ontologisch' auf der in den Formen der Gegenstände sich ausdrückenden Struktur oder 'Form' der Welt (vgl. 2.022). Für diese Konzeption einer Logik mit ontologischem Fundament möchte ich mir den in der Literatur meist anders erklärten Begriff eines 'logischen Objektivismus' aneignen, demzufolge die logischen Sätze das „Gerüst der Welt“ selbst sind (vgl. 6.124) und ein solches Gerüst nicht nur für die Sätze der Sprache 'beschreiben'.

Unter Voraussetzung des logischen Objektivismus sieht die Auflösung der Kontroverse Realismus vs. Idealismus so aus: Der Realist besteht auf der Unabhängigkeit der Wirklichkeit oder der Welt (ich beachte *hier* die Unterscheidung zwischen beiden Begriffen in der LPA nicht) von unserer Darstellung derselben in der Sprache. Er kann sich dabei darauf berufen, dass, ob unsere Sätze wahr sind oder falsch, von der Wirklichkeit, vom Wie-sich-Verhalten der Sachverhalte abhängt und nicht von uns. Der Idealist dagegen versteht die Wirklichkeit oder Welt als von uns (unserem Bewusstsein; unserer Sprache; unserem Denken) abhängig. Er kann sich darauf berufen, dass uns die Wirklichkeit nur sprachlich, und d.h. nur in von uns gemachten Begriffen objektiv zugänglich, 'gegeben', ist. Dabei machen beide Kontrahenten in ihrer endlosen Debatte die gemeinsame Voraussetzung, dass nur das Eine oder das Andere der Fall sein kann. Wittgensteins Konzeption führt zur Auflösung der Kontroverse durch Ausräumung eben dieser gemeinsamen Voraussetzung der Kontrahenten. Ihr gemäß kann in verschiedenen Hinsichten beides zugleich der Fall sein. Denn zwar besteht zwischen Sprache (Denken) und Welt eine interne Beziehung in der Dimension des Sinns – insofern hat der Idealist recht: das Was und Wie der Welt ist uns nur sprachlich gegeben. Aber ob unsere die Welt (als 'Wirklichkeit' gemäß der Terminologie der LPA – vgl. 2.04 und 2.063) beschreibenden Sätze wahr sind oder falsch, hängt vermöge des Vorrangs des Sinns vor Wahrheit-oder-Falschheit und der Unabhängigkeit des Sinns der Bilder von ihrer faktischen Wahrheit oder Falschheit davon ab, wie es sich wirklich verhält, welche Sachverhalte Tatsachen sind, die unsere Sätze verifizieren oder falsifizieren. Insofern hat der Realist recht. Insofern in verschiedenen Hinsichten Idealist und Realist beide recht haben und die Klarlegung unserer Sprachlogik mit der Fundamentalunterscheidung von Sinn vs. Wahrheit-oder-Falschheit die Vereinbarkeit ihrer beiden Auffassungen erweist, ist die Kontroverse so

aufgelöst. Das gilt aber nur unter der Voraussetzung des logischen Objektivismus, der mit dem Dass der Welt zugleich eine ihr eigene, über die Vertretungsbeziehung von einfachen Namen zur ihren Gegenständen und deren Form in die Sprache gleichsam übergehende, dem möglichen Sinn Grenzen setzende logische Struktur voraussetzt.

Genau von dieser Voraussetzung sah Wittgenstein in seiner zum zweiten Hauptwerk führenden Selbstkritik ein, dass sie preisgegeben und in eine sprach-deskriptiv einlösbare Konzeption transformiert werden muss. Er hat auch darum nicht erneut ausdrücklich behauptet, die Probleme der Philosophie im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben. Aber im Folgenden begründe ich die Auffassung, dass die „schweren Irrtümer“ nicht die Auflösung der in der LPA gemeinten philosophischen Probleme betreffen, sondern allein die deskriptive Basis, auf der diese Auflösung erfolgte. Ob die veränderte sprach-deskriptive Basis – die in der LPA ja gar nicht ausschließlich deskriptiv war, sondern in entscheidenden Punkten 'Elementarsatz', 'Namen', 'Extensionalität'¹² und 'logische Analyse' postulativ und konstruktiv – die Aufrechterhaltung des scheinbar anmaßenden Anspruchs erlaubt, muss erst untersucht werden.

Die Auflösung der Probleme – Ergänzungen und (ausgeräumte) Schwierigkeiten Im Interesse der klaren Markierung eines *terminus a quo* habe ich in der bisher gegebenen Skizze von Schwierigkeiten für meine These abgesehen. Auch sind offene Punkte liegen geblieben, zu denen ich Ergänzungen nachtragen möchte.

Der wichtigste philologische Punkt betrifft die einzige Stelle, die meine klare Unterscheidung der philosophischen von logischen (und anderen) Problemen in Frage stellen könnte – die Stelle, an der Wittgenstein von 'unseren Problemen' schreibt. Sie lautet (5.5563):

Alle Sätze unserer Umgangssprache sind tatsächlich, so wie sie sind, logisch vollkommen geordnet. – Jenes Einfachste, was wir hier angeben sollen, ist nicht eine Gleichnis der Wahrheit, sondern die volle Wahrheit selbst.

(Unsere Probleme sind nicht abstrakt, sondern vielleicht die konkretesten, die es gibt.)

Diese Rede von Problemen ist maximal inklusiv. In 'unseren Problemen' sind im Kontext (der unter 5.556 ff. die Möglichkeit einer Hierarchie unter Elementarsätzen betrifft) die

¹² 'Extensionalitätsthese' wird in der Philosophie der Logik die Auffassung genannt, derzufolge es zwischen Sätzen nur wahrheitsfunktionale Verknüpfungen geben kann. (vgl. LPA 5, 5.3)

logischen gewiss eingeschlossen (und die anderen auch). Aber das Sachproblem des Verstehens bleibt: Von den logischen Problemen wird man das Merkmal der philosophischen Probleme, auf dem Missverständnis der Sprachlogik zu beruhen, nicht behaupten können – sie sind vielleicht noch ungeklärt oder nicht hinreichend klar. Man kann in der Logik Fehler machen (3.325, 5.4731), aber sie nicht eigentlich missverstehen. Denn 'missverstehen' muss doch heißen: Etwas anderes verstehen als gemeint ist/war – aber die Logik als Bedingung der Verständlichkeit meint nichts. Und auch kein Sprecher meint etwas Logisches (es sei denn, er philosophiert): Wenn, was er sagt, verständlich ist, handelt er sprachlich gemäß den Regeln der Logik; wenn unverständlich, dann nicht.

Ich deute daher den Umstand, dass Wittgenstein von unseren Problemen spricht, dabei die logischen einschließt und gewiss alle seine Probleme auch als philosophische bezeichnet hätte (die – ethischen – Lebensprobleme vielleicht ausgenommen) mit einer Unterscheidung aus einem anderen Kontext erklären – der Unterscheidung zwischen Forschungsperspektive oder -prozess und Darstellung. Aus der Sicht der Forschung, in der Wittgenstein alle seine Probleme zu unterschiedlichen Zeiten (etwa der Vorarbeit zur LPA) behandelt hat und dabei philosophisch tätig war, ist ein inklusiver Gebrauch von 'Problemen', auch 'philosophischen Problemen', verständlich. Für die Darstellung sind die philosophischen Probleme, definiert durch das Merkmal, auf dem Missverständnis unserer Sprachlogik zu beruhen, von den anderen, insbesondere logischen Problemen verschieden – sie sind nur Scheinprobleme, die kritisch aufgelöst werden müssen.

Der philologische Punkt ist auch ein sachlicher in der Perspektive 'von Wittgenstein lernen'. Bekanntlich widerruft Wittgenstein am Ende der LPA ihre Sätze, immanent betrachtet: völlig folgerichtig, als unsinnig (6.54). Grundlage des Verdikts ist der Umstand, dass die LPA formale Begriffe wie 'Gegenstand', 'Zahl', 'Tatsache' in Sätzen verwendet, die Klarlegung ihre logischen Rollen als Variable aber dies ausdrücklich ausschließt (4.126 b):

Dass etwas unter einen formalen Begriff als dessen Gegenstand fällt, kann nicht durch einen Satz ausgedrückt werden. Sondern es zeigt sich an dem Zeichen dieses Gegenstandes selbst. (Der Name zeigt, dass er einen Gegenstand bezeichnet, das Zahlzeichen, dass es eine Zahl bezeichnet etc.)

Die Frage hinsichtlich des Unsinnigkeitsverdikts ist, ob darin auch Sätze wie dieser, in denen unsere Sprachlogik klargelegt wird, einbegriffen sind. Viele Interpreten haben das

(beginnend mit Russells *Einleitung* zur LPA) nicht glauben wollen, gerade wohlmeinende, die von Wittgenstein auch unabhängig vom Zweck der Interpretation seiner Schriften lernen wollten. Sie haben die Auffassung entwickelt, dass zwar das Unsinnigkeitsverdikt auch für die die Sprachlogik klarlegenden Sätze LPA-immanent konsequent ist, weil Wittgenstein in ihnen aber etwas zu sagen versucht, was sich nur zeigt/zeigen lässt. Das aber sei in einem Gedankengang, der zur richtigen logischen Sicht der Welt erst hinführen will (als eine Leiter, die weggeworfen werden muss, nachdem auf ihr heraufgestiegen worden ist – 6.54), auch legitim.

Der Nachteil dieser wohlwollenden Interpretationsauffassung ist, dass sie zwischen zweierlei Unsinn unterscheiden muss, aufschlussreichem und glattem Unsinn.

Eine wichtige aktuelle Kontroverse zwischen z.B. Peter Hacker und den Vertretern eines 'new Wittgenstein' betrifft noch immer zentral gerade diese Frage.¹³ Hacker hat gegenüber den Auffassungen, die die Unterscheidung zwischen Arten von Unsinn bzgl. der LPA verweigern, ein entscheidendes methodologisches Argument vorgebracht: Die logischen Klärungen, die die sachliche Grundlage des Unsinnigkeitsverdikts sind, sind integraler Bestandteil der LPA. Wenn sie darin eingeschlossen werden, fehlt dem Verdikt jede sachliche Grundlage und es ist selbst unsinnig. Das aber steigert durch Potenzierung des Unsinnigkeitsverdikts die Paradoxie der Lage, in der sich der Autor in der Darlegung seines Gedankengangs befindet. Das kann nicht das vernünftige Ergebnis einer Interpretation sein.¹⁴ Also sollte man in den sauren Apfel beißen, zweierlei Unsinn zuzugestehen. Wittgenstein hat in der LPA in den die Sprachlogik klarlegenden Bemerkungen Dinge zu sagen versucht, die sich seiner erklärten Auffassung in der LPA nach nicht sagen lassen, sondern nur zeigen – also hat er nach seine eigenen Maßstäben Unsinn geschrieben. Aber das war aufschlussreicher Unsinn und deshalb legitim. Ohne ihn fehlte seinem Anspruch, die philosophischen Problemen im Wesentlichen endgültig

13 Der Interpretationsansatz eines 'new Wittgenstein', dessen zentrale These zur LPA ist, dass die die Logik klärenden Sätze in das Unsinnigkeitsverdikt in 6.54 eingeschlossen sind und andere Interpretationen sich davor nur drücken (chicken out), ist von Cora Diamond inauguriert worden. Vgl. 'Throwing away the Ladder: How to read the Tractatus', in: Dies.: *The realistic Spirit: Wittgenstein, Philosophy and the Mind*, Cambridge/Mass. 1991. In dem Sammelband *The New Wittgenstein*, hrsg. Alice Crary/Rupert Read, London 2000, ist Peter Hacker Gelegenheit gegeben worden, auf die Auffassungen der Vertreter dieses Interpretationsansatzes zu antworten (353-383).

14 Vgl. Peter Hacker: 'Philosophy', in: Hans-Johann Glock (Hrsg.): *Wittgenstein – A Critical Reader*, Oxford 2001, 323 – 347, hier 328. - Meine Auffassung unterscheidet sich von Hackers nur in Nuancen – vor allem hinsichtlich des Charakters der 'übersichtlichen Darstellung' grammatischer Verhältnisse, die Wittgenstein in PU zum Ziel der philosophischen Klärung erklärt (Abschnitt 122) und hinsichtlich des Verständnisses der Formel von den philosophischen Problemen. Hacker scheint auch bezüglich der LPA die Unterscheidungen nicht für nötig zu halten, um die ich mich hier bemühe. Außerdem finde ich, dass eine apologetische Interpretation nicht Dinge bestreiten sollte, die der Autor ausdrücklich sagt, - dass „any attempt to answer them (sc. die philosophischen Probleme) is mere nonsense“ (329 – vgl. dagegen 4.003: „Wir können ... Fragen dieser Art überhaupt nicht beantworten, sondern nur ihre Unsinnigkeit feststellen.“)

gelöst zu haben, jede Verständlichkeit. Und dass er sie gelöst hat, kann, wie skizziert, gezeigt werden.

Die vielleicht größte Schwierigkeit betrifft den Gehalt meiner Interpretation bzgl. der Auflösung der Kontroverse Realismus vs. Idealismus. Im Kontext der einzig ausführlichen Erörterung eines philosophischen Problems im vorgeschlagenen Sinn in der LPA, der des Solipsismus, sagt Wittgenstein am Ende, dass dieser mit dem reinen Realismus zusammenfalle, wenn er streng durchgeführt wird (5.64). Seine Auflösung der Kontroverse Realismus vs. Idealismus (und Skeptizismus als dessen Implikation, sowie Solipsismus als dessen Radikalisierung) markierte also eine Position nicht jenseits der Kontroverse, sondern nähme in ihr für eine Seite Partei. Dazu kommt, dass sein logischer Objektivismus im Kontext der Logik-philosophischen Positionen auch als eine Form von (platonistischem) Realismus angesehen werden muss. Und schließlich scheint, wenn man den historischen Kontext der LPA nicht auf Frege und Russell einschränkt, wozu analytische Exegeten neigen¹⁵, sondern berücksichtigt, dass Wittgenstein seit seiner Jugendzeit sehr von Schopenhauer beeinflusst war, so dass die gesamte Konzeption der LPA vom Verhältnis von Subjekt, Sprache/Denken und Welt als Versuch einer realistischen Transformation von Schopenhauers 'Welt als Vorstellung' gedeutet werden kann¹⁶, meine Interpretation gänzlich unhaltbar zu werden.

Diese Schwierigkeit ergibt sich jedoch nur unter der Prämisse, dass Wittgenstein in der LPA selbst einen Solipsismus vertreten hat. Das ist eine weitverbreitete und wohl auch die überwiegende Auffassung der Interpreten, aber ihr ist nachdrücklich von David Pears und mir widersprochen worden. Ich will die m.E. korrekte Interpretation von LPA 5.6 ff. hier nicht wiederholen, aber an die Gründe gegen eine solipsistische Interpretation erinnern.

1. Wittgenstein fragt nicht, *ob* der Solipsismus eine Wahrheit sei und bejaht diese Frage, sondern fragt, *inwieweit* er eine Wahrheit ist. Das schließt aus, dass der Solipsismus einfach Recht hat.

2. Es muss ihm nämlich, was er meint, erst berichtend zugeschrieben werden, er sagt nicht: „Die Welt ist meine Welt.“ Vom Bewusstsein des erkenntnistheoretischen Solipsismus ist hinsichtlich Wittgensteins 'Solipsisten' gar nicht die Rede.

15 Auch Hacker tut das immer noch: „The conceptions of philosophy Wittgenstein was familiar with as a young man, were primarily those of Frege and Russell, and derivatively, via Frege's polemic, with the psychologists' empiricist tradition in Germany.“ ('Philosophy', a.a.O., 324). Man fragt sich, wo da Wittgensteins auch von Hacker gesehener Kantianismus herkam (325), der ja stärker ist als der Freges (weil er, anders als Freges, die reflexive Philosophiekonzeption Kants einschließt), also nicht von diesem allein herrühren kann.

16 Das habe ich in *Wittgenstein und Schopenhauer*; Cuxhaven 1989, getan.

3. Und es kann davon nicht die Rede sein, denn das „denkende, vorstellende, Subjekt gibt es nicht.“ (LPA 5.631) Dessen Einzigkeit aber müsste ein bewusstseins- und erkenntnistheoretischer Solipsist behaupten. Der Sinn von Wittgensteins Bemerkung ist: Weder das vorstellende Erkenntnissubjekt, das sich die neuzeitliche Erkenntnistheorie von Descartes bis Schopenhauer gedacht hat, gibt es, noch auch ein denkendes Subjekt, das mit der Sprachkonzeption der LPA einher zu gehen scheint, das also mittels des Denkens des Sinns von Sätzen Wirklichkeitsausschnitte vorstellt. Es gibt nur einen „ausdehnungslosen Punkt“ (5.64) als Bezugspunkt der Welt Darstellung durch die Sätze der Sprache¹⁷, der in jedem Fall des Denkens von Satzsinnen instantiiert ist (wie das 'ich denke' Kants, das alle meine Vorstellungen muss begleiten können).

4. Der Solipsismus (als radikalierter erkenntnistheoretischer Idealismus) soll mit dem reinen Realismus zusammenfallen (LPA 5.64). In philosophischen Disputen sollte der Nachweis gegenüber einer kontroversen Auffassung, sie könne sich gar nicht von ihrem diametralen Gegenteil unterscheiden, doch wohl als eine radikale Kritik der betreffenden Auffassung intendierend verstanden werden.

5. Der Solipsismus ist der Sache nach ein bewusstseinstheoretisch radikalierter Skeptizismus. Den hält Wittgenstein ex professo für „unsinnig“ (LPA 6.51) und es wäre widersprüchlich, wollte er mit dem Solipsismus anders verfahren.

Wenn Wittgenstein in der kritischen Behandlung des Solipsismus eine dritte Option zwischen radikalem Solipsismus (nur ich denke wirklich die Sätze der Sprache) und Idealismus (alle Subjekte denken nur für sich die Sätze der Sprache) angezielt hat, dann ist seine These des Zusammenfallens von Solipsismus und radikalem Realismus auch entweder als eine dritte Position aufzufassen – das wäre mit der Auflösung der Kontroverse Realismus vs. Idealismus vereinbar – oder rein dialektisch als Nachweis der Sinnlosigkeit des Solipsismus zu lesen (wie in meinem 4. Grund gegen eine solipsistische Interpretation). In beiden Möglichkeiten widerspricht die stark realistische Färbung von Wittgensteins Behandlung des Solipsismus (und der Realismus seines logischen Objektivismus) nicht der skizzierten Auflösung der Kontroverse Realismus vs. Idealismus, weil in dieser Auflösung ja beiden Kontrahenten in verschiedenen Hinsichten Recht

17 David Pears hat Wittgensteins Subjektkonzeption in der LPA die eines „sliding peg egocentrism“ (gleitender-Pflock-Egozentrismus) genannt und erklärt (in: *The false prison*, 2. Bd, Oxford 1988, 233). Die Position ist dem Solipsismus verwandt, aber nicht solipsistisch, denn das Subjekt gibt es als 'sliding peg' ja nicht nur einmal. Jeder Sprecher und Hörer ist, wenn und sofern er den Sinn von Sätzen denkt, das Subjekt. Kant Formulierung (in zugegeben anderem Zusammenhang), es gebe ein 'in uns denkendes Subjekt' (KrV B 770), gibt eine Idee vom 'sliding peg'.

gegeben wird, also keineswegs, wie es in 5.64 den Anschein hat, eine Seite (der Solipsismus) in die andere (den Realismus) kollabiert.

Ergänzen möchte ich schließlich die karge Angabe zum historischen Kontext der philosophischen Probleme in der LPA, weil das dem Thema und der Interpretation die angemessene weite Perspektive geben kann. Die Beschränkung des historischen Kontextes der LPA, ihrem *Vorwort* folgend, auf die „großartigen Werke Freges“ und die Anregungen seines (damaligen) Freundes Bertrand Russell, die bei analytischen Exegeten nach wie vor herrscht, ist unvollständig – Schopenhauers Metaphysik der 'Welt als Vorstellung' (nicht 'als Wille'¹⁸) ist ein wesentlicher Kontext auch noch der LPA. Damit gehören in die Genealogie der LPA zwei Philosophen, die beide in bestimmten Hinsichten Kantianer waren. Nun hat schon Kant bekanntlich Idealismus und Realismus als 'transzendentalen Idealismus' und 'empirischen Realismus' miteinander zu vereinbaren (kombinieren) gesucht. Den direkten kantianischen Anregern Wittgensteins ist dieser Vermittlungsversuch Kants zerfallen – Schopenhauer wurde in der Bevorzugung der Ersten Auflage der *Kritik der reinen Vernunft* radikaler Idealist, Frege ebenso entschiedener Realist. Wenn man annimmt, dass Wittgenstein das wahrgenommen und für tief unbefriedigend gehalten hat, hat man das vermutliche geistesgeschichtliche Motiv im Hintergrund für seinen Vorschlag der Auflösung der Kontroverse. Ein Indiz für die Richtigkeit dieser Interpretation ist, dass Wittgenstein in einem (nicht erhaltenen) Brief an Frege zu dessen Abhandlung *Der Gedanke* offenbar die 'tiefen Gründe für den Idealismus' verteidigt hat, was er musste, weil er ja in der Auflösung der Kontroverse dem Idealisten für die Dimension des Sinns Recht gegeben hatte. Dafür spricht eine Erklärung Freges in einem erhaltenen Brief¹⁹, er könne 'die tiefen Gründe für den Idealismus' nicht erkennen.

Philosophische Probleme – der erweiterte Begriff Die beobachtbaren Veränderungen in Wittgensteins Gebrauch der Formel von den philosophischen Problemen hängen natürlich zusammen mit der Transformation seiner gesamten Konzeption in diejenige, die dann in PU präsentiert wird. Wenn man sie synoptisch beschreiben will, sind verschiedene Charakterisierungen möglich. Das definitorische Merkmal, auf dem Missverständnis der Sprachlogik zu beruhen, wird beibehalten, aber der Gebrauch der Formel wird inklusiver. Im Hinblick auf das zur LPA Dargelegte kann das so ausgedrückt werden: Wittgenstein redet

18 Vgl. G.E.M. Anscombe: *An Introduction to Wittgenstein's Tractatus*, Philadelphia 1971, S. 11 f.

19 Der Brief Freges ist angeführt bei Ray Monk: *Ludwig Wittgenstein: The Duty of Genius*, a.a.O., 190. Alle erhaltenen Briefe Freges an Wittgenstein sind veröffentlicht vom *Brenner-Archiv*, Innsbruck.

überhaupt nur noch aus der Forschungsperspektive von philosophischen Problemen. Nicht umsonst ist der Titel des zweiten Hauptwerks 'Philosophische *Untersuchungen*'.²⁰ Man kann auch sagen: Die philosophischen werden von den logischen Problemen nicht länger abgegrenzt. Dabei muss beachtet werden, dass sich die für die Philosophie relevanten Aspekte der 'Logik' zur 'Grammatik' erweitern, wobei unter der philosophisch relevanten Grammatik z.B. eines Satzes verstanden wird „alle Bedingungen (die Methode) des Vergleichs des Satzes mit der Wirklichkeit. Das heißt, alle Bedingungen des Verständnisses (des Sinnes).“ (PG IV.45 c) Die Erweiterung der Logik zur Grammatik als den gesamten Bedingungen des Sinns für alle Einheiten der Sprache ist systematisch betrachtet eine Folge der Liberalisierung des Satzbegriffes. Da Wittgenstein einsah, „dass, was wir 'Satz', 'Sprache' nennen, nicht die formelle Einheit ist, die ich mir (in der LPA; m. Zusatz) vorstellte, sondern die Familie mehr oder weniger mit einander verwandter Gebilde“, dass also 'Satz' und 'Sprache' Familienähnlichkeitsbegriffe sind, gab er die beiden die Satztheorie grundlegenden bestimmenden Prinzipien der Bipolarität und des Satzzusammenhangs auf, die Bipolarität auf einen großen Bereich der empirischen Sätze einschränkend, das Satzzusammenhangsprinzip als sinnlos (*Wiener Ausgabe* Bd. 2, 165 – 10.1.30; vgl. PB II.14). Seine synoptischen Erklärungen für 'Bedeutung' (Sinn) formuliert er daher nur noch für die Wörter [der Gebrauch in der Sprache – PU § 43(für eine große Klasse von Fällen, nicht alle); das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt – PU § 560]. Der erläuternde zweite Satz der Erklärung für 'Grammatik des Satzes' gilt auch für die kleineren Einheiten der Sprache, aus denen Sätze gebildet sind, die Wörter, weil die Unterscheidung zwischen 'Sinn' und 'Bedeutung', derzufolge die Sätze Sinn und die Wörter (Namen) Bedeutung haben (3.3), aufgegeben wird.²¹ Analog werden die philosophischen Probleme in dem erweiterten Gebrauch zu grammatischen Problemen (Missverständnissen), weil die Arten des Missverständnisses, die die traditionellen philosophischen Probleme der neuzeitlichen Erkenntnistheorie entstehen ließen, auch durch einfachere sprachliche Missverständnisse exemplifiziert werden. Schließlich kann die Verschiebung im Gebrauch von 'philosophische Probleme' so beschrieben werden, dass die Bedeutung der Formel sich von den 'Problemen der Philosophie' im Sinne Russells und der LPA als Gravitationszentrum des Begriffsgebrauchs löst – Realismus vs. Idealismus, Skeptizismus und Solipsismus sind philosophische Probleme unter vielen anderen.

20 Wittgenstein hielt es auch für wichtig, aus Augustin zu notieren: „... quia plus loquitur inquisitio quam inventio ...Augustinus.“ (Z 457)

21 Allerdings schreibt Wittgenstein weiter überwiegend vom 'Sinn' des Satzes, nicht seiner 'Bedeutung'. –

Aber die inklusiven philosophischen Probleme bleiben der Bezugspunkt der grammatischen Betrachtungen (PU §§ 90 b, 109) der Philosophie. Auch 'übersichtliche Darstellung' der grammatischen Verhältnisse (PU §122) wird nur insoweit angestrebt, als es zur Auflösung philosophischer Probleme (eines ... Problems) erforderlich ist.²² Das Motto ist: „Wir sehen im philosophischen Denken Probleme, an Stellen wo keine sind. Und die Philosophie soll zeigen, dass dort kein Problem ist.“ (PG I.9 a) „Denn die Philosophie, das sind die philosophischen Probleme, d.h. die bestimmten individuellen Beunruhigungen, die wir 'philosophische Probleme' nennen. Das ihnen Gemeinsame reicht soweit wie das Gemeinsame zwischen verschiedenen Gebieten unserer Sprache.“ (PG X.141 a) Ein Beispiel eines philosophischen Problems sieht dann so aus (141 b):

Betrachten wir nun ein bestimmtes philosophische Problem, etwa das: 'Wie ist es möglich einen Zeitraum zu messen, da Vergangenheit und Zukunft nicht gegenwärtig und die Gegenwärtigkeit nur ein Punkt ist?' –; so ist das Charakteristische daran, dass sich hier eine Verwirrung in Form einer Frage äußert, die diese Verwirrung nicht anerkennt. Dass der Frager durch eine bestimmte Änderung seiner Ausdrucksweise von seinem Problem *erlöst* wird.

Die Verwirrung des Fragers in dem Beispiel beruht auf seiner ausschließlichen Orientierung beim Verständnis dessen, was Messens eine *Zeitraums* heißt, an der Messung von Längen und anderen räumlichen Größen. Diese Verwirrung erkennt nicht an, dass die Messung von Zeiträumen eigene Standards hat, *Standardprozesse* (wie die Drehung der Erde um ihre eigene Achse bzw. den Sonnenstand als Maßstab der Bestimmung der Tageszeit ; den Sonnenumlauf der Erde als Maßstab der Bestimmung der Einheit eines Jahres etc.) als Maßstäbe unterstellen muss wie die Längenmessung das Urmeter als Maßstab. Die Unterscheidung der Verfahren der Zeitmessung von denen der Messung in anderen Dimensionen lässt die Verwirrung verschwinden, löst das Problem auf, erlöst den Frager von seinem Problem.

Die veränderte Auflösung des Problems Realismus vs. Idealismus In einer aufschlussreichen kritischen Äußerung zur LPA hat Wittgenstein am 1. Juli 1932 gesagt: „Unklar im tractat war mir die logische Analyse und die hinweisende Erklärung. Ich dachte

22 Vgl. Wittgenstein: *Vorlesungen 1930-1935*, Frankfurt am Main 1984, 270 f. Die Stelle wird im Abschnitt 'Semantik' angeführt.

damals, dass es eine 'Verbindung der Sprache mit der Wirklichkeit' gibt.²³ Wie angeführt, hat Wittgenstein in der LPA eine Verbindung der Logik mit der Welt darin angenommen, dass Elementarsätze Sinn und Namen Bedeutung haben. (6.124) Über 'hinweisende Erklärung' oder 'ostensive Definition' hat er aber ausdrücklich in LPA gar nicht gehandelt. Dafür gibt es eine Bestimmung zu 'Erläuterungen' als den einzig möglichen 'Erklärungen' für 'Namen' oder 'Urzeichen' und die angeführte Selbstkritik macht es sehr wahrscheinlich, dass Wittgenstein sich für diese Erläuterungen ('innere') 'ostensive Definitionen' als erforderlich gedacht hat und insofern in der LPA doch eine 'hinweisende Erklärung' kannte. Die Bemerkung (3.263) lautet:

Die Bedeutungen von Urzeichen können durch Erläuterungen erklärt werden. Erläuterungen sind Sätze, welche die Urzeichen enthalten. Sie können also nur verstanden werden, wenn die Bedeutungen dieser Zeichen bereits bekannt sind.

Das, was die Bekanntschaft mit den Bedeutungen der Urzeichen, die für ein Verständnis der Erläuterungen schon vorauszusetzen ist, vermittelte, wären nach der Interpretationshypothese die 'inneren ostensiven Definitionen', deren Unmöglichkeit den Zentralpunkt des späteren Arguments gegen die Möglichkeit einer radikal privaten Sprache bildet (PU §§ 258, 380 b).

Nun hing an der Beziehung Name-Gegenstand in der LPA das interne Verhältnis von Sprache und Welt in der Dimension des Sinns und damit in Verbindung mit der Grundunterscheidung von Sinn vs. Wahrheit-oder-Falschheit die Auflösung der Kontroverse Realismus vs. Idealismus. Zugleich hing an ihr die 'logischer Objektivismus' genannte Konzeption der Sätze der Logik als 'Gerüst der Welt'. (6.124) An diesem Punkt setzt dementsprechend, systematisch betrachtet, die Transformation der Konzeption des Verhältnisses von Sprache und Welt an. Diese Transformation führt zu einem veränderten Verständnis der internen Charakters dieses Verhältnisses, das sprach-deskriptiv eingelöst werden kann.

Denn das neue Verständnis des internen Verhältnisses von Sprache und Welt kann in einer Beschreibung einer üblichen sprachlichen Praxis eingelöst werden, in der Beschreibung der 'hinweisenden Erklärung' oder 'ostensiven Definition' von (zunächst) Ausdrücken für Wahrnehmbares. Solche Bedeutungserklärungen sind für alle derartigen Ausdrücke möglich

23 Wittgenstein und der Wiener Kreis, Werkausgabe Bd. 3, 209 f.

durch Verwendung von 'dies \rightarrow ist (ein)...' in Verbindung mit einer Zeigegeste. Die Elemente der Wirklichkeit, auf die in solchen Erklärungen gezeigt wird, werden damit zu Mustern oder Paradigmen, auf die die Bedeutung der Ausdrücke durch sie 'geeicht'²⁴ wird. Diese Muster (Beispiel: eine Farbtabelle) sind „Werkzeuge der Sprache“, gehören zur Sprache, wenn auch nicht zur „Wortsprache“ (vgl. PU § 16). Sie internalisieren die Wirklichkeit der Sprache als die Bedeutung von Ausdrücken (mit) Konstituierendes, sie stiften das interne Verhältnis von Sprache und Wirklichkeit (Welt). Das transformiert die Sprachkonzeption im Ganzen (PG IV. 46 c; 55 c):

Man möchte zwischen Regeln der Grammatik unterscheiden, die 'eine Verbindung von Sprache und Wirklichkeit' herstellen, und solchen, die es nicht tun. Eine Regel der ersten Art ist 'diese Farbe heißt >rot<', – eine Regel der zweiten Art: ' $\neg \neg p = p$ '. Über diesen Unterschied besteht ein Irrtum; die Sprache ist nicht etwas, dem eine Struktur gegeben, und das dann der Wirklichkeit aufgepasst wird.

Die Verbindung zwischen 'Sprache und Wirklichkeit' ist durch die Worterklärungen gemacht, – welche zur Sprachlehre gehören, so dass die Sprache in sich geschlossen, autonom, bleibt.

Bedeutungserklärung wird für Bedeutung überhaupt konstitutiv, die Bedeutung (eines Ausdrucks) ist das, „was die Erklärung der Bedeutung erklärt“. (PU § 560) Auch Namen oder etwaige Urzeichen sind davon nicht ausgenommen (wie in der LPA, wo ihr Verständnis für das Verständnis der 'Sätze', die 'Erläuterungen' sind, vorausgesetzt war). Eine wichtige Implikation der Rede von 'Sprachlehre' oder 'Grammatik' ist, dass die Bedeutungserklärungen in einer 'Bedeutungstheorie' (von der Wittgenstein definitiv nicht sprechen wollte) die Form haben müssen²⁵, die sie zum Lehren der Sprache geeignet sein lassen. Die Bestimmung, dass die Sprache *autonom* ist, fasst die Transformation des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit (Welt) zusammen. Denn für die LPA muss gesagt werden, dass in ihr die Sprache *heteronom* war, von einem logischen Gerüst der Welt, das die Sätze der Logik darstellen, von einer logischen Struktur der Welt abhängig gedacht werden sollte. (Diese Struktur sollte wesentlich dadurch die Sprache prägen, dass die Namen die Formen ihrer

24 Dieser glückliche Ausdruck ('geeicht'/'calibrated') stammt von David Pears.

25 Unter der Frage nach der Form einer 'Bedeutungstheorie' für eine natürliche Sprache ist in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts und seither, zunächst zwischen Donald Davidson und Michael Dummett, eine sprachphilosophische Diskussion geführt worden, die eine bessere Wahrnehmung und Kenntnis von Wittgensteins Sprach- und Philosophie-Konzeptionen weitgehend hätte überflüssig machen können.

Gegenstände 'absorbieren', „that the forms of the entities are contained in the form of the proposition, which is about these entities“ - PO 34) Ausführlichere Charakterisierungen der 'Autonomie der Grammatik' heben oft die 'Willkürlichkeit' der Regeln der Grammatik oder 'Sprachlehre' hervor (PG X. 133 a, h):

Die Grammatik ist keiner Wirklichkeit Rechenschaft schuldig. Die grammatischen Regeln bestimmen erst die Bedeutung (konstituieren sie) und sind darum keiner Bedeutung verantwortlich und insofern willkürlich.

Die Regeln der Grammatik sind in demselben Sinne willkürlich, wie die Wahl einer Maßeinheit. Aber das kann doch nur heißen, dass sie von der Länge des Objekts der Messung unabhängig ist; und dass nicht die Wahl der einen Einheit 'wahr', der anderen 'falsch' ist, wie die Angabe der Länge wahr oder falsch ist. Das ist natürlich nur eine Bemerkung über die Grammatik des Wortes 'Längeneinheit'.

Auf der Grundlage der Konzeption der Autonomie der Grammatik sieht nun aber die Auflösung der Kontroverse zwischen Realismus und Idealismus genauso aus wie in der LPA – der Idealist hat für die Dimension des Sinns, der Bedeutung und ihrer Erklärungen Recht, der Realist für die Dimension Wahrheit vs. Falschheit, bzw., weil in der liberalisierten Satz-Konzeption nicht mehr nur Aussagesätze Platz finden (wie in der LPA), für die Dimension Erfüllung vs. Nichterfüllung. Immer noch ist die Unterstellung der Kontrahenten irrig, nur einer von ihnen könnte Recht haben. Diese irriige Annahme könnte in Begriffen der transformierten Konzeption so ausgedrückt werden: Die Sprache (Grammatik) könne nur autonom oder nur heteronom sein. Und dieser Irrtum beruht auf der mangelnden Unterscheidung zwischen Sinn einerseits, Erfüllung vs. Nichterfüllung andererseits.

Wittgenstein beschreibt aber im Rahmen seiner transformierten Konzeption die Kontroverse anders (PU Abschnitt 402 b):

Denn so sehen ja die Streitigkeiten zwischen Idealisten, Solipsisten und Realisten aus. Die Einen greifen die normale Ausdrucksform an, so als griffen sie eine Behauptung an; die Andern verteidigen sie, als konstatierten sie Tatsachen, die jeder vernünftige Mensch anerkennt.

Nach wie vor ist die Unterscheidung zwischen Sinn und Wahrheit-oder-Falschheit bei Vorrang des Sinns die Grundlage. Aber weil der Sinn nicht länger in der logischen Struktur

der Welt verankert ist (über die Formen der Gegenstände und ihr Beziehung zu ihren Namen), verliert die Beurteilung der metaphysischen Konzeptionen von Idealismus, Solipsismus und Realismus den Anschein der Wahrheitsfähigkeit. In der Dimension des Sinns sind auf der Grundlage einer Autonomie der Grammatik Fragen nicht mehr zwischen wahr oder falsch zu entscheiden, sondern zwischen nützlich oder unnützlich, anwendbar oder nicht anwendbar, expressiv angemessen oder nicht. Wittgenstein muss daher den kritisierten Positionen einräumen, dass sie mögliche Auffassungen sind. Zuerst ist ihm das in seiner zweiten Kritik am Solipsismus in *Das Blaue Buch* deutlich geworden. Wenn der Solipsist (der jetzt durchaus bewusstseins- und erkenntnistheoretisch, nicht nur mehr, wie in der LPA, metaphysisch verstanden wird) darauf besteht, nur er mache wirklich Erfahrungen, nur er habe z.B. wirklich Schmerzen, dann muss ihm eingeräumt werden, dass er eine mögliche Notation vorschlägt, in der dann für die Schmerzen anderer und für Simulation auf andere Weise aufgekommen wird. Für den gefühlten Schmerz des Solipsisten könnte einfach gesagt werden 'es gibt jetzt wirkliche Schmerzen', von den Schmerzen eines anderen 'er benimmt sich so, wie (der Solipsist sich benimmt) wenn es wirkliche Schmerzen gibt'. (vgl. BIB 96) Worin sich der Solipsist aber irrt, ist in seiner Meinung, seine Notation sei 'wahr', die gewöhnliche 'falsch'. Wittgenstein hat das erläutert mit dem Gleichnis verschieden möglicher Abgrenzung der Grafschaft Devonshire. (BIB 92 f.) Die Frage der richtigen Abgrenzung stellt sich nicht, weil es eine Frage der Konvention ist und nicht eine Tatsachenfrage.

Es ist im Sinn Einwandes 'Konvention, nicht Tatsache' gegen den Solipsisten, wenn PU Abschnitt 402 sagt, dass die Einen – nämlich Idealisten und Solipsisten – „die normale Ausdrucksform an(greifen), so als griffen sie eine Behauptung an“. Und dass die Andern – nämlich die Realisten – sie „verteidigen ..., als konstatierten sie Tatsachen, die jeder vernünftige Mensch anerkennt.“ Die Kontroverse zwischen beiden ist als eine, die eine Wahrheitsfrage stellen und entscheiden wollte, sinnlos, weil sie sich in der der Dimension Wahrheit-oder-Falschheit voraus liegenden Dimension des Sinns bewegt. Es wäre sehr unpraktisch, sich so ausdrücken zu müssen, wie Idealist und Solipsist vorschlagen. Die idealistische Rede von der Welt als unserer 'Vorstellung' erlaubte es z.B. nicht, zwischen 'Welt' und 'Vorstellung der Welt' zu unterscheiden, obwohl doch unsere Vorstellungen oft genug an dem, was wirklich der Fall ist, vorbeigehen und wir das z.B. beim Scheitern von Absichten und Handlungsversuchen schmerzlich zur Kenntnis nehmen müssen. Aber das macht unsere normale Ausdrucksweise nicht zu einer realistischen im metaphysischen Sinn, mit dem

beansprucht wird, die Tatsachen allein wirklich und richtig zu erfassen.

Weil im gewöhnlichen Sprachgebrauch „*Problem* der Gegensatz von *Lösung* ist“, die philosophischen Probleme aber einer *Auflösung* bedürfen und als vielleicht einzige „im eigentlichen Sinne aufgelöst (werden)“ („wie ein Stück Zucker im Wasser“ – BT 421), sollte eigentlich im Sinn der 'großen' 'philosophischen Probleme' von Realismus vs. Idealismus etc. nicht von Problemen die Rede sein: „Das Wort 'Problem' könnte man sagen, wird falsch angewendet, wenn es auf unsere philosophischen Verwirrungen angewendet wird.“ (BIB 77) Denn die allgemeine Form eines philosophischen Problems (im erweiterten Sinn) ist „Ich kenne mich nicht aus“ (BT 421, PU § 123) und Unkenntnis ist nur durch Umsicht und Übersicht zu beseitigen, nicht durch das 'Entdecken' von Lösungen: „Das philosophische Problem ist ein Bewusstsein der Unordnung in unsern Begriffen, und durch Ordnen derselben zu heben.“ (BT 421)

In dem Maße, in dem man bereit ist einzusehen²⁶, dass Wittgensteins Berichtigung der metaphysischen Positionen hinsichtlich des Charakters ihrer Kontroverse deskriptiv angemessen ist, wird man anerkennen, dass er auf der Grundlage der Auffassung von der Autonomie der Grammatik (die an die Stelle des logischen Objektivismus in der LPA getreten ist) für die Kontroverse Realismus vs. Idealismus (Skeptizismus, Solipsismus) eine definitive Auflösung erreicht hat. Das ist hinsichtlich der 'großen'²⁷ 'Probleme der Philosophie' im engeren Sinn der LPA etwas, was die Philosophie von Wittgenstein endlich lernen sollte.²⁸

26 Wittgenstein hat gesehen, dass philosophische Auffassungen auch affektiv begründet sind und die Schwierigkeit, von philosophischen Klärungen zu überzeugen nicht nur eines des Verstandes, sondern auch des Gefühls ist oder sein kann: „Wie ich oft gesagt habe, führt die Philosophie mich zu keinem Verzicht, da ich mich nicht entbreche, etwas zu sagen, sondern eine gewisse Wortverbindung als sinnlos aufgabe. In anderem Sinne aber erfordert die Philosophie dann eine Resignation, aber des Gefühls, nicht des Verstandes. Und das ist es vielleicht, was sie Vielen so schwer macht. Es kann schwer sein, einen Ausdruck nicht zu gebrauchen, wie es schwer ist, die Tränen zurückzuhalten, oder einen Ausbruch des Zorns/der Wut.“ (BT 406)

27 Im erweiterten Gebrauch von 'philosophisches Problem' (der Form 'ich kenne mich nicht aus') wird auch ein Unterschied zwischen großen und gewöhnlichen Problemen ausdrücklich geleugnet (vgl. BT 407).

28 Das Schlüsselproblem der semantischen Theorie von Robert Brandom – die Bestimmtheit von begrifflichem Gehalt – ist noch immer von einem ernst Nehmen des Skeptizismus als philosophischer Position bestimmt, wenn auch in der Form des sich vollbringenden Skeptizismus der Hegelschen *Phänomenologie des Geistes*. Aber was als sinnlos erwiesen ist, kann nicht philosophisch ernst genommen werden.

Philosophie mit der Logik

Ein mögliches anschauliches Bild des thematisch-strukturellen Aufbaus der LPA wäre ein auf einer waagerechten Grundebene stehender Rundkegel mit einer abgeplatteten Spitze (damit er stehen kann). Durch den Rundkegel seien zur Grundfläche parallele Schnitte gelegt, die gegenüber der Deckfläche naturgemäß kleineren Flächeninhalt haben.

Was ich bisher behandelt habe, betrifft die Deckfläche und Folgerungen aus den auf ihr angesiedelten Auffassungen in der Selbstkritik W.s, also die Probleme der Philosophie in ihrem engen Verständnis (Realismus vs. Idealismus, Skeptizismus, Solipsismus) und ihre Auflösung als der umfassende Zweck der LPA. Ein erster Schnitt nicht weit von der Deckfläche enthält, was im Titel dieses Abschnitts 'Philosophie mit der Logik' genannt wird. Auf weiteren durch Schnitte markierten Ebenen sind Ontologie, Sprachphilosophie (Klärung sprachbezogener Grundbegriffe; Modell des Sprachgebrauchs), Psychologie und Semantik (Philosophie als Sprachbeschreibung) angesiedelt. Auf die kleinste Fläche der abgeplatteten Spitze gehören die beiden semantischen Grundprinzipien der LPA, Bipolarität und Satzzusammenhang. Die folgende Darstellung folgt diesem Modell in großen Zügen. Da die LPA auch durchgängiger Bezugspunkt der Selbstkritik W.s ist, bietet das Modell auch die Anknüpfungspunkte für die Längsschnitte durch die Entwicklung seines Denkens, die ich in meiner Darstellung legen werde. Die Anschaulichkeit des Modells in der Trennung der Ebenen ist aber insofern auch irreführend, als sie sich in Wittgensteins Darstellung durchdringen. So war in der Behandlung schon der Probleme der Philosophie und ihrer Auflösung auf die Auffassungen, die erst in Ontologie, Psychologie, Sprachmodell etc. begründet ausgeführt werden können, Bezug zu nehmen.

Von Philosophie *mit* der Logik und nicht *der Logik* spreche ich, weil, wie gezeigt werden wird, für die LPA spezifisch eine von vornherein ontologische Deutung der Logik ist. W. interessiert sich letztlich rein philosophisch, aus Gründen der Konstruktion seines Systems, für die Logik. Auch seine Vorschläge zur Verbesserung der Logik von Frege und Russell/Whitehead, die für ihn maßgeblich war, sind philosophisch motiviert. Er beschränkt sich nicht darauf, die Grundlagen der Logik in der Sprache und dem sprachlichen Handeln deutlich zu machen, gibt deshalb nicht nur eine Philosophie *der* Logik.

Dennoch muss zuerst Thema sein, was einer Philosophie der Logik zugehört. Frege ist der

Ausgangspunkt und wird daher zu Recht im *Vorwort* als einer der beiden großen analytischen Anreger W.s genannt. Frege hat die *mathematische* Logik begründet, indem er die mathematische Funktion-/Argument-Schreibweise auf die Sprache angewendet hat. Seine grundlegende terminologische Innovation war, die einfachsten grammatischen Subjekt-Prädikat-Sätze nicht mehr, wie in der Syllogistik, in logisches Subjekt und logisches Prädikat zu zerlegen, sondern in Argument und Funktion.²⁹ Ein Satz wie 'Caesar eroberte Gallien' wird nicht in das Subjekt 'Caesar' und das Prädikat 'eroberte Gallien' analysiert, sondern in eine Funktion 'x eroberte Gallien', für die 'Caesar' als Argument dient. Der Wert dieser Funktion ist das Wahre (z.B. wenn wir 'Caesar' einsetzen) oder das Falsche (z.B. wenn wir 'Alexander' einsetzen), in Abhängigkeit davon, ob der sich durch Einsetzung ergebende Satz wahr oder falsch ist. Derart werden Begriffe wie der durch 'x eroberte Gallien' ausgedrückte Begriff als Funktionen behandelt, die Argumente auf Wahrheitswerte abbilden. Die einfachen, atomaren Formeln in Freges Begriffsschrift sind aus einem Argumentausdruck und einem Begriffswort oder Funktionsnamen zusammengesetzt. Die Argumentausdrücke sind Namen von Gegenständen, und die Begriffswörter sind Namen von Funktionen. Im nächsten Schritt dehnte Frege diese Idee auf die logischen Verknüpfungen aus, durch die molekulare Formeln gebildet werden. Negation, z.B., ist eine einstellige Funktion, die einen Wahrheitswert auf den entgegengesetzten Wahrheitswert abbildet (wenn 'p' wahr ist, dann ist 'nicht-p' falsch). Sätze sind Eigennamen des einen oder anderen von zwei 'logischen Gegenständen'³⁰, ('das Wahre' und 'das Falsche'), und sie sind Argumentausdrücke für die Funktionsnamen, die die logischen Verknüpfungen bezeichnen. Schließlich wird 'Alle Griechen sind kahl' nicht in das Subjekt 'Alle Griechen' und das Prädikat 'sind kahl' analysiert, sondern in das komplexe Begriffswort 'wenn x ein Grieche ist, dann ist x kahl' und den Quantor 'Für alle x'. Der Quantor drückt eine Funktion zweiter Stufe aus, der Begriffe (Funktionen erster Stufe) auf Wahrheitswerte abbildet, auf das Wahre, wenn der Begriff den Wert wahr für *alle* Argumente hat, sonst auf das Falsche. ('Einige Griechen sind kahl' wird in entsprechender Weise behandelt.)

Dieser Apparat machte es möglich, die erste vollständige Axiomatisierung der Logik erster Stufe zu geben – einschließlich Beweisen, die mehrfache Allgemeinheit enthalten, wie sie für mathematisches Schließen charakteristisch sind – und die mathematische Induktion als die Anwendung eines rein logischen Gesetzes darzustellen. Wittgenstein war wie Russell vor ihm

29 Ich übernehme hier Glocks Darstellung in: *Wittgenstein-Lexikon*, übers.v. E. M. Lange, Darmstadt 200, 13.

30 Die Frege in Analogie zu chemischen Elementen entdeckt zu haben glaubte – *Nachgelassene Schriften*, hrsg. v. Hermes, Kambartel, Kaulbach, Hamburg 1983, 211 ('Einleitung in die Logik').

und viele nach ihnen zu Recht von dem enormen Fortschritt fasziniert, den diese Innovationen Freges bewirkt haben. In seiner ersten Veröffentlichung noch als Student vergleicht er sie der wissenschaftlichen Revolution, die das kopernikanische System im Weltbild bewirkt hat.³¹ Aber er kam schnell dazu, gegen die Anwendung der Innovationen für eine Klärung des sprachlich verfassten Verstehens philosophische Einwände machen zu müssen.

Die Funktion-Argument-Analyse der einfachen Sätze hält eine wesentliche Eigenschaft von Subjekt-Prädikat-Sätzen fest. Sie sind wesentlich zusammengesetzte, komplexe Zeichen, und zwar Zusammensetzungen von Zeichen, in denen die verknüpften Zeichen unterschiedliche Rollen spielen. Der erste Bestandteil eines Subjekt-Prädikat-Satzes *nennt*, worüber der Satz etwas sagt, der zweite *sagt* es. In der Funktion-Argument-Analyse wird daraus: Die Funktion gibt an, was gesagt wird, das Argument bestimmt, ob, was gesagt wird, wahr ist (der Wert der Funktion für das eingesetzte Argument das Wahre ist) oder falsch. Frege hat den Unterschied der Rollen von Funktion und Argument mit einer chemischen Metapher verdeutlicht: Die Funktion ist 'ungesättigt', wesentlich ergänzungsbedürftig durch Argumente, das Argument dagegen 'gesättigt', ein selbständiger Ausdruck, der freilich nur unselbständig, als Einsetzungsinstanz für Funktionen seine Rolle ausüben kann. Frege hat daher schon ein Version des Kontextprinzips – des Prinzips des Satzzusammenhangs – formuliert: Nur im Zusammenhang eines Satzes hat ein Wort Bedeutung³², nur als Einsetzungsinstanz in eine Funktion hat ein Argument Bedeutung.

Diese Grundeinsichten hat Wittgenstein uneingeschränkt übernommen. Er fasst wie Frege und Russell³³ den Satz „als Funktion der in ihm enthaltenen Ausdrücke auf.“ (3.318) Die wesentliche Zusammengesetztheit, Komplexität von Sätzen hält er in der Einsicht fest, dass offenbar die Äquivalenz Satz / zusammengesetztes Zeichen eine Tautologie ist (28.5.15³⁴). Dass die Werte der elementaren Aussagefunktionen 'wahr' und 'falsch' sind, wird bei ihm zu dem fundamentalen semantischen Prinzip für den Satz – dem Prinzip der Bipolarität: Was ein Satz (ein 'Bild') sein soll, muss wesentlich sowohl wahr als auch falsch sein können. (2.221; NB 94) Und die selbständig-unselbständige Rolle von Argumenten in Aussagefunktionen (Wörtern im Satz) wird bei ihm zum zweiten fundamentalen semantischen Prinzip des für die Bedeutung von Wörtern wesentlichen Satzzusammenhangs (3.3, 3.314).

31 Vgl. PO, 2-3.

32 *Grundlagen der Arithmetik* (1879), § 62.

33 Russell erwähne ich im Folgenden wohl noch, gehe auf ihn aber nicht näher ein.

34 Kalendarische Daten in () beziehen sich auf die Tagebücher, in denen Teile der Vorarbeiten zur LPA erhalten sind. Ich verwende die zweisprachige Ausgabe: L.W.: *Notebooks 1914-1916* (NB), Oxford ²1979.

Aber schon bezüglich dieses Prinzips sah Wittgenstein die Notwendigkeit, von Freges begrifflichen Festsetzungen abzuweichen. Den Primat des Satzes vor den Wörtern formulierte er so: „Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhange des Satzes hat ein Name Bedeutung.“ Die Differenz ist zunächst nur terminologisch: Während Frege 'Sinn' und 'Bedeutung' sowohl auf Satzbestandteile als auch auf ganze Sätze anwendete – 'das Wahre' und 'das Falsche' sollen die *Bedeutungen* von Sätzen sein, ihr *Sinn* soll eine 'Gegebenheitsweise' des Wahren bzw. Falschen sein – reserviert Wittgenstein den semantischen Ausdruck 'Sinn' für Sätze, den der 'Bedeutung' für Satzbestandteile (Wörter, Ausdrücke). Die terminologische Differenz hat jedoch massive sachliche Konsequenzen. Wenn nämlich, wie bei Frege, auch Sätze Bedeutungen haben sollen und zwar in Analogie zu der Weise, in der Namen (Wörter) Bedeutung haben, dann müssen Sätze, obwohl wesentlich (aus Wörtern) zusammengesetzte Zeichen, doch auch irgendwie Namen sein. Das hielt Wittgenstein für falsch. Er sah, dass dieser Fehler durch Freges Verallgemeinerung der Funktion-Argument-Analyse über die einfachen Sätze hinaus auf komplexe (aus einfachen Sätzen zusammengesetzte) Sätze erzwungen war. Eine (zweistellige) logische Satzverknüpfung wird von Frege auch als Funktionsname behandelt und die Funktion als Ausdruck, die Paare von Sätzen auf Wahrheitswerte abbildet. Dann aber müssen Sätze vermöge der nur binären Mannigfaltigkeit der Funktion-Argument-Terminologie als Namen aufgefasst werden.

Frege hat gesagt: „Sätze sind Namen“; Russell hat gesagt „Sätze entsprechen Komplexen“.
Beides ist falsch; und besonders verfehlt ist die Aussage: „Sätze sind Namen von Komplexen.“
(NB 97; vgl. 3.143)

Wittgenstein brauchte daher eine andere Erklärung der Satzverknüpfungen als Freges Funktionsauffassung, weil diese ihre richtige Grundeinsicht aus der Anwendung auf einfache Sätze – dass Sätze wesentlich zusammengesetzte Zeichen sind, in denen die Bestandteile unterschiedliche Rollen spielen – in der Verallgemeinerung auf komplexe Sätze gleich wieder dementierte. (Freges Rede von Sätzen als 'zusammengesetzten Namen' – LPA 3.143 – analog zu Kennzeichnungen als komplexen Gegenstands-bezeichnenden Ausdrücken, hielt Wittgenstein für prinzipienlos.³⁵) Wittgenstein kam dazu, Satzverknüpfungen als 'Operationen'

35 Zur entsprechenden Überzeugung Russells verhielt sich Wittgenstein ironisch: „Russells 'Komplexe' sollen die nützliche Eigenschaft haben, zusammengesetzt zu sein, und damit die angenehme Eigenschaft verbinden, wie 'einfache Gegenstände' behandelt werden zu können. ... dann wäre es nicht ungereimt gewesen, von einem einfachen Gegenstand zu behaupten, er sei komplex.“ (NB 100 f.)

aufzufassen, die mit Funktionen nicht verwechselt werden dürften (5.25). Denn die begriffliche Behandlung von Sätzen als Namen in komplexen Aussagefunktionen kann sich nicht auf die Nominalisierung von Sätzen in Form von Ausdrücken 'dass p' in der Umgangssprache berufen. Umgangssprachlich ist 'dass p und dass q', gemäß einer Standardanalyse³⁶, ein zusammengesetzter singulärer Terminus und kein Satz, damit ist noch nichts gesagt, kein Zug im Sprachspiel gemacht.

Die Auffassung der Satzverknüpfungen (und dann auch der Quantoren) als Operationen führte zu Wittgensteins logischem Grundgedanken, dass die logischen Konstanten (Satzverknüpfungen) nicht vertreten (4.0312), dass sie nicht Funktionsnamen sind, keine 'logischen Gegenstände' bezeichnen. Er hat den Unterschied von Operationen und Funktionen durch eine Reihe von Merkmalen anzugeben versucht, die nicht sämtlich triftig sind.³⁷

Aber weder die Merkmale noch ihre Triftigkeit müssen hier interessieren. Denn für die Selbständigkeit von Operationen gegenüber Funktionen sind für Wittgenstein philosophische Argumente ausschlaggebend. Komplexe Aussagefunktionen sind einfach weitere Funktionen, weitere Formen von Sätzen. Operationen aber kennzeichnen keine Formen, „sondern nur den Unterschied von Formen“ : „Sie bring(en) den Unterschied der Formen zum Ausdruck.“ (5.241, 5.24) „Das Vorkommen der Operation kennzeichnet den Sinn des Satzes nicht. (–) Die Operation sagt ja nichts aus, nur ihr Resultat, und dies hängt von den Basen der Operation ab.“ Die Funktionsauffassung der Satzverknüpfungen schneidet, indem sie die konstituierenden Sätze, die verknüpft werden (die Basen der Operation) als Namen zu behandeln gezwungen ist, den Sinn des komplexen Satzes vom Sinn der konstituierenden Sätze ab. Das ist, was sie unzureichend macht. Funktionen und Operationen sind einfach verschiedene Typen von Bildungsmitteln für komplexe Ausdrücke in der Sprache und ihre Typenverschiedenheit nicht zu beachten beschädigt auch den Sinnzusammenhang eines komplexen Satz mit dem Sinn der in ihm verknüpften Sätze.

Wittgensteins bisher dargelegte Kritik an der Logik-Konzeption von Frege ist im Wesentlichen die Folge seiner Entschiedenheit, an der Unterscheidung zwischen Namen (singulären Termini) und Sätzen festzuhalten, für alle Sätze, nicht nur für die atomaren. Dabei hält er die Funktionen-theoretische Analyse für atomare Sätze unbeirrt fest, ist aber zu einer anderen begrifflichen Fassung der Satzverknüpfungen – als Operationsausdrücke, nicht

36 Ein noch einfachere Auffassung von 'dass p' ist die als Pro-Satz [analog zu Pro-nomina für singuläre Ausdrücke (Namen, Kennzeichnungen)].

37 Vgl. Glock: *Wittgenstein-Lexikon*, 225 f.; und Baker, l.c., 106-108.

Funktionsnamen – gezwungen.

Frege ist zur seiner Funktionen-theoretischen Analyse der atomaren Sätze u.a. gekommen, weil er gegen die syllogistische Logik die logischen Beziehungen des Fallens eines Gegenstandes unter einen Begriff und des Fallens eines Begriffs unter einen Begriff strikt unterscheiden wollte. Die syllogistische Logik wählt den zweiten Fall als Paradigma und analysiert daher die atomaren Sätze als *Subjektbegriff* und *Prädikatbegriff*. Frege wählte den ersten Fall als Paradigma und analysierte daher in Argument und Funktion. Es verdient festgehalten zu werden, dass beide Paradigmen zu einer ex ante-Reglementierung der möglichen Satzformen führen, beide theoretische Vorgriffe sind – keine kann beanspruchen, *die* logische Form der atomaren Sätze ausschließlich deskriptiv zu erheben. Wittgenstein hält es mit der Frege-Konzeption, was die atomaren Sätze angeht, und hält daran gegen Freges Funktionen-theoretische Analyse der komplexen Sätze fest.

Wittgensteins Operations-Konzeption der logischen Verknüpfungen und der Quantoren hat nun weitreichende Folgen für die drei Fragen, die allgemein zwischen ihm, Frege und Russell strittig waren bzw. wurden. Was ist Logik überhaupt? Was sind die logischen Sätze? Welche Rolle spielen Schlussregeln in der Logik?

Die erste Frage beantworteten Frege und Russell einmütig dahin, dass die Logik eine Wissenschaft sei und wie alle Wissenschaften nach Gesetzen sucht, in der Logik, so Frege, nach den 'allgemeinsten Gesetzen des Wahrseins'³⁸; oder nach den Gesetzen, die allgemeinste Züge der empirischen Wirklichkeit erfassen, so Russell. Wittgenstein kommt dagegen zu der Auffassung, dass die Logik nicht wesentlich Wissenschaft ist und nach allgemeinen Gesetzen sucht, sondern die allgemeinste Bedingung des Sinns, der Verständlichkeit überhaupt, und als solche dem vorwissenschaftlichen Verstehen und den Wissenschaften gleichermaßen a priori voraus liegt. Das hängt z.T. mit der Beantwortung der zweiten Frage zusammen: Für Frege und Russell waren die Gesetze der Logik wesentlich allgemeine Sätze, *Gesetze*. Wittgenstein kam nach einem Zwischenschritt³⁹ zu der Auffassung, die Allgemeinheit der logischen Sätze nicht als Generalisierung von Sätzen, sondern als formale Allgemeingültigkeit zu verstehen und die Sätze selbst als Tautologien, sinnlose (nichts darstellende) Sätze an der Grenze der Sprache, die alle dasselbe *sagen*, nämlich nichts (5.43), aber sehr wohl verschiedenes *zeigen*:

38 *Nachgelassene Schriften*, 139 ['Logik', (1897), Einleitung].

39 In dem er die logischen Sätze für Verallgemeinerungen von Tautologien hielt (Brief an Russell Nov./Dez. 1913; vgl. NB 100)

Die richtige Erklärung der logischen Sätze muss ihnen eine einzigartige Stellung unter allen Sätzen geben.

....

Dass die Sätze der Logik Tautologien sind, das zeigt die formalen – logischen – Eigenschaften der Sprache, der Welt.

Dass ihre Bestandteile, so verknüpft eine Tautologie ergeben, das charakterisiert die Logik ihrer Bestandteile.

Damit Sätze, auf bestimmte Art und Weise verknüpft, eine Tautologie ergeben, dazu müssen sie bestimmte Eigenschaften der Struktur haben. Dass sie so verbunden eine Tautologie ergeben, zeigt also, dass sie diese Eigenschaften der Struktur besitzen.

....

Die Sätze der Logik demonstrieren die logischen Eigenschaften der Sätze, indem sie sie zu nichtssagenden Sätzen verbinden. (6.112, 6.12, 6.121)

Die Allgemeingültigkeit der logischen Sätze ist 'wesentliche', formale Geltung und nicht die Allgemeinheit der Erfüllung durch alle Instanzen. (6.1231—2)

Dies vermag nur die Operationsauffassung der logischen Verknüpfungen festzuhalten, weil sie anders als die Funktionsauffassung für sich selbst von ontologischen Implikationen frei ist (keine 'logischen Gegenstände' verlangt). Wittgensteins Konzeption sichert der formalen Logik ihre Formalität.

Schlussregeln schließlich waren für Frege und Russell weitere Gesetze der Logik, für Wittgenstein aber nur technische Behelfe zum leichteren Erkennen der Tautologie (6.1262) und „sinnlos“ und „überflüssig“, wo sie „Schlüsse rechtfertigen sollen“. (5.132)

Das Verständnis der Sätze der Logik als Tautologien enthält auch eine implizite Kritik an der axiomatischen Konzeption der Logik, die Frege für erforderlich hielt, weil die logischen Gesetze an Zahl unendlich sind und ohne die Auszeichnung einleuchtender Grundgesetze nicht in Übersicht gebracht werden können. Wittgenstein muss auch Sätze wie 'es regnet oder es regnet nicht' (als nichts über das Wetter sagend - 4.461) als (tauto)logische Sätze anerkennen, weil „ein unverallgemeinerter Satz ... ebensowohl tautologisch sein kann, als ein verallgemeinerter“ (6.1231) Und weil alle logischen Sätze gleichberechtigt sind und es nicht wesentlich logische Grundgesetze und abgeleitete abgeleitete Sätze gibt (6.127), kann die Logik nicht wesentlich einer Axiomatisierung bedürfen.

Wittgensteins bisher dargelegte Berichtigungen der Funktionen-theoretischen Logik

enthalten Rigiditäten, auch solche, die zu Dogmatismus führen, aber sie haben als solche noch keine metaphysischen Weiterungen. So ist das Bipolaritätsprinzip, nach dem ein richtiger Satz sowohl wahr als auch falsch sein können muss, ein zumindest terminologischer Dogmatismus. Denn Wittgenstein selbst nennt ja die logischen Sätze eben auch Sätze (eine Art von Sätzen), und sie sind als Tautologien nicht bipolar, sondern unbedingt wahr. Wittgenstein wollte aber notwendige Wahrheit auf die Tautologien beschränken – sie seien die „analytischen Sätze“ (6.11). Sätze, die 'synthetisch a priori' wären, soll es nicht geben. Das wäre jedoch gegenüber jedem einzelnen Vorschlag, einen Satz als synthetisch a priori aufzufassen zu zeigen – wie er analytisch ist – und nicht dogmatisch ex ante festzulegen. (Wittgenstein ist an Sätzen wie 'dies ist blau, also nicht rot, gelb, grün etc.' - vgl. 6.3751 – später selbst zweifelhaft geworden, dass alles logische Folgern auf der Form der Tautologie beruht; und dass der Farbausschluss nicht 'synthetisch a priori' ist, sondern analytisch, wäre durch eine geeignete Konzeption erst zu zeigen.)

Wittgensteins starkes Verständnis des Satzzusammenhangsprinzips – das Auftreten-Können eines Ausdrucks im Satz soll für seine Bedeutung nicht nur notwendige, sondern auch schon hinreichende Bedingung sein – führt geradewegs in den Dogmatismus der logischen Analyse. Wittgenstein hat die ihn dabei leitende Intuition einmal so ausgedrückt, dass „der Satz den Sachverhalt gleichsam auf eigene Faust dar(stellt)“. (Tb 5.11.14) Das starke Verständnis des Satzzusammenhangsprinzips führt in Verbindung mit dieser Intuition dazu, dass der Satz alles, was seinen Sinn bestimmt (bestimmt sein lässt), in sich allein enthalten muss. Und das führt zur „Forderung der Bestimmtheit des Sinns“, die gleichbedeutend ist mit der Forderung der Möglichkeit der einfachen Zeichen (unanalysierbaren Namen für absolut Einfaches) (3.23) und also zu Forderung der logischen Analyse, von der es für jeden Satz nur eine einzige geben können soll (3.25). Das sind dogmatisch apriorische Konsequenzen und sie haben in den Postulaten absoluter Einfachheit als Endpunkt der Analyse auch schon metaphysische Konsequenzen. Aber diese Konsequenzen und Postulate allein wären für die metaphysische Einbettung von Wittgensteins Philosophie der Logik nicht zwingend, weil sie selbst nicht zwingend sind. (Man könnte das Satzzusammenhangsprinzip als nur notwendige, nicht auch hinreichende Bedingung verstehen und wäre unliebsame Konsequenzen los.)

Das gilt auch für die Konstruktion des logischen Systems, das Wittgenstein an seine deskriptiven Berichtigungen Freges und Russells anschließt. Seine Verwerfung der logischen Konstanten zugunsten von Operationen hat Wittgenstein in die These zusammengefasst, die

einzigste logische Konstante sei der elementare Satz selbst (5.47), weil in ihm schon alle logischen Konstanten enthalten seien. Das führt dazu, die Logik ausschließlich auf das Wesen des Satzes zu gründen (weil die Sätze der Logik als Tautologien nur die logischen Eigenschaften der Sätze zeigen) und die Charakterisierung der allgemeinen Satzform zur zentralen theoretischen Aufgabe zu machen, weil sie „die Beschreibung des einen und einzigen allgemeinen Urzeichens der Logik“ ist (5.472). Erst in dieser Konstruktion erscheint die Logik als das faszinierende „Gebiet von Fragen..., deren Antworten – a priori – symmetrisch, und zu einem abgeschlossenen, regelmäßigen Gebilde vereint liegen.“ (5.4541) Die Konstruktion macht die Voraussetzung, „dass alles, was sich überhaupt *von vornherein* über die Form der Sätze sagen lässt, auch *auf einmal* sagen lassen muss.“ (5.47) Aber warum soll es nicht schrittweise, auf dem Weg von rekursiven Definitionen gesagt werden können? Auch die Konstruktion des logischen Systems ist nicht zwingend und hat für sich keine metaphysischen Weiterungen. Denn dass die Logik voraussetzt, dass Namen Bedeutung und Elementarsätze Sinn haben, ja sogar, dass darin ihre Verbindung mit der Welt liegt (6.124), lässt ein karges, nicht-metaphysisches Verständnis zu.

Ontologie

Was die metaphysische Einbettung der Philosophie der Logik in der LPA letztlich unvermeidlich macht, ist allein der ontologische Begriff der Tatsache in dem Gebrauch, den Wittgenstein von ihm macht. Natürlich habe ich den Ausdruck 'Tatsache' in der vorstehenden Darstellung von W.s Philosophie mit der Logik nur künstlich abgeblendet. Denn er hat seine Einsicht in die zentrale Rolle von Sätzen und ihre wesentliche Zusammengesetztheit aus unterschiedliche Rollen spielenden Ausdrücken von Anfang an mit Hilfe des Tatsachenbegriffs formuliert, und dabei als Tatsache sowohl die Tatsache gefasst, die dem Satz als seine Bedeutung (Sinn) „wirklich entspricht“ (NB 104), als auch den Satz selbst, diesen als „symbolisierende Tatsache“ (AüL 105). In dieser terminologischen Entscheidung ist die Grundintuition der Bildtheorie des Satzes beschlossen, dass Satz und Tatsache homolog und in Analyse sogar isomorph sein müssen:

In 'aRb' ist es nicht der Komplex, welcher symbolisiert, sondern die Tatsache, dass das Symbol 'a' in einer bestimmten Beziehung zu dem Symbol 'b' steht. So werden Tatsachen durch Tatsachen

symbolisiert, oder richtiger: dass im Symbol etwas Bestimmtes der Fall ist, sagt, dass in der Welt etwas Bestimmtes der Fall ist. (NB 98; vgl. 3.1432)

Seine Grundüberzeugung der wesentlichen Differenz zwischen Namen (einfachen Zeichen) und Sätzen (komplexen Zeichen) hat Wittgenstein mit dem Begriff der Tatsache so formuliert: „Nur Tatsachen können einen Sinn ausdrücken, eine Klasse von Namen kann es nicht.“ (3.142; vgl. NB 105)

Das nun hat unweigerlich metaphysische Implikationen. Denn damit Tatsachen zum Symbolisieren (zur Darstellung) von Tatsachen verwendet werden können, muss es sie geben. Wittgenstein hat als seine *ganze* theoretische Aufgabe angesehen,

„das Wesen des Satzes zu erklären. (–) Das heißt, das Wesen aller Tatsachen anzugeben, deren Bild der Satz *ist*. (–) Das Wesen allen Seins angeben.“ (Tb 22.1.15; vgl. 5.471-1)

In einer gleichsam transzendentalen Theorie der Möglichkeit von Sätzen muss das Faktum von Sätzen und damit von Tatsachen genauso vorausgesetzt werden wie in Kants Theorie der Möglichkeit empirischer Erkenntnis die Tatsache empirischer Erkenntnis vorausgesetzt werden muss, damit nach den 'Bedingungen der Möglichkeit' gefragt werden kann.

Deshalb beginnt die LPA mit der Ontologie der Welt als Gesamtheit von Tatsachen. Und deshalb wird als eine der ausgezeichneten Tatsachen, aus denen zu bestehen die Ontologie die Welt erklärt, das Faktum des statuiert, dass wir uns Bilder der Tatsachen machen (2.1), und in einer Erläuterung niedriger Stufe zu den Erläuterungen dieses Satzes der LPA festgehalten, dass das Bild eine Tatsache ist. (2.141)

Der Tatsache-Charakter von Bildern impliziert, weil Sätze Bilder der Tatsachen sind, den Tatsache-Charakter von Sätzen. (3.143) Wittgenstein sagt hier nur, dass das „Satzzeichen“ eine Tatsache ist. Aber es ist eine Pointe der Bildtheorie, dass auch der Satz – „das Satzzeichen in seiner projektiven Beziehung zur Welt“ (3.12) – eine Tatsache ist, dass die intentionale und interne Beziehung des Satzes zum Sachverhalt oder zur Tatsache auf etwas Tatsächliches, Homologie oder gar Isomorphie von Satz und Tatsache reduziert wird. Dass das unzureichend ist, zeigt sich an der Frage: Warum ist bei isomorpher Beziehung das Bild Bild der Tatsache und nicht auch die Tatsache Bild des Bildes? Selbstkritisch hat Wittgenstein diesen Fehler so kommentiert:

„Eine falsche Auffassung des Funktionierens der Sprache zerstört natürlich die *ganze* Logik und alles, was mit ihr zusammenhängt, und bringt nicht an irgendeiner Stelle nur eine kleine Störung

hervor. (–) Wenn man das Element der Intention aus der Sprache entfernt, so bricht damit ihre ganze Funktion zusammen.“ (PB III.20, 63)

Weil Gedanken logische Bilder der Tatsachen sind (3) und sich wesentlich in Sätzen ausdrücken, sind auch Gedanken Tatsachen. (5.542; vgl. Brief an Russell 19.8.1919) Das hat nun Folgen für die Form der Ausführung der Aufgabe, die Wittgenstein der LPA im Ganzen stellt und für die sogar die Satztheorie nur instrumentell ist: Die Grenze zwischen Sinn und Unsinn zu markieren („für den Ausdruck der Gedanken“ in der Sprache; *Vorwort c/d*) und damit den einzigen Gedanken zu entfalten, den die LPA als organische Philosophie im Sinn Schopenhauers entfalten will und den das *Vorwort* als ganzen Sinn des Buches, Satz 7 als sein Fazit formuliert. Denn wenn man sich fragt, wie diese Aufgabe der Markierung der Sinn Grenzen in allgemeinsten und daher weitest reichender Weise gelöst wird, muss man auf die beiden nur scheinbar gleichbedeutenden Sätze in der Mitte der Abhandlung blicken:

3.5 Das angewandte, gedachte, Satzzeichen ist der Gedanke.

4 Der Gedanke ist der sinnvolle Satz.

Der Satz 3.5. begrenzt die Bedeutung von 'Gedanke' (weil er eine Erläuterung erster Stufe zu Satz 3 ist) und besagt: Nur das, was in einem Satzzeichen, das angewendet oder explizit gedanklich nachvollzogen (und dabei in seine logische Analyse unbewusst übersetzt) wird, ausgedrückt oder ausdrückbar ist, ist ein Gedanke. Und Satz 4 begrenzt komplementär die Bedeutung von 'Satz', denn er ist der Überschriftsatz der expliziten Satztheorie. Er schließt die Lücke, die 3.5 lässt, nämlich, dass es Sätze, zu Mitteilungen verwendbare selbständige Einheiten der Sprache geben könnte, die keine Gedanken ausdrücken (eine Möglichkeit, die es in der normalen Sprache ohne Zweifel gibt – Wunschsätze drücken keine Gedanken aus, sondern einen Wunsch nach .../zu ..., Befehlssätze einen Befehl, eine Aufforderung zu ..., Absichtssätze die Absicht/den Vorsatz zu.... etc.) Denn Satz 4 besagt, nur was einen Gedanken ausdrückt, ist ein sinnvoller Satz. Diese Sinnbegrenzung für Verwendungen von 'Gedanke' und 'Satz' beruht aber ontologisch auf dem Tatsachencharakter von Satzzeichen, an die Gedanken als ihren wesentlichen Ausdruck gebunden sind. Bilder, Gedanken, Sätze sind dadurch nämlich an die Welt als Gesamtheit der Tatsachen gebunden, als wesentliche Elemente dieser Gesamtheit. So hat die metaphysische Einbettung der logischen Grundannahme einer unaufhebbaren und unvermittelbaren Typdifferenz zwischen Namen und

Sätzen durch die Erklärung der Sätze (Bilder, Gedanken) zu Tatsachen die umfassendsten und für den theoretischen Anspruch der LPA absolut entscheidenden Folgen.

Dank der epochalen Arbeiten von Michael Wolff⁴⁰ zur Logik können wir heute wissen, dass der Fortschritt, den die Funktionen-theoretische Logik Freges erreicht hat, tatsächlich gemäß dem Motto der *Philosophischen Untersuchungen* viel größer ausgeschaut hat, als er wirklich war.

Zunächst war der Anspruch Freges unbegründet, die Syllogistik als die eigentliche Wissenschaft der allgemeinen formalen Logik abzulösen. Die wahrheitsfunktionalen logischen Verknüpfungen setzen nicht-wahrheitsfunktionale voraus, mit Hilfe derer sie definiert werden können, aber nicht umgekehrt. Ferner waren Freges und Russells Logik tatsächlich nicht rein formal. Der Gebrauch wahrheitsfunktionaler Verknüpfungen bringt mit sich, dass die Geltung des Satzes vom ausgeschlossenen Dritten und die Geltung des Prinzips der beliebigen hinreichende Begründung (ablesbar an der Wahrheitstafel für die materiale Implikation, die auch wahr sein soll, wenn der wenn-Satz nicht erfüllt/falsch ist) stillschweigend in Kraft gesetzt werden. Er bringt ferner mit sich, dass die Geltung des syllogistischen Prinzips der qualitativen Existenzbindung außer Kraft tritt und stattdessen angenommen wird, aus der Verneinung einer beliebigen (universellen, partikulären oder singulären) Aussage folge, dass es etwas *gibt*, (worauf das Prädikat der verneinten Aussage nicht zutrifft) – und zwar gleichgültig, wovon in der verneinten Aussage die Rede ist. Der Gebrauch von Quantoren und Individuenkonstanten in Verbindung mit wahrheitsfunktionalen logischen Verknüpfungen setzt voraus: *Es gibt die Gegenstände*, auf die sich Individuenkonstanten (oder gebundene Individuenvariablen) beziehen.⁴¹ D.h., ganz unabhängig von expliziten metaphysischen Folgerungen oder Einbettungen macht die Funktionen-theoretische Logik ontologische, inhaltliche Voraussetzungen und ist daher nicht rein formal.

Die Logik Freges und Russells ist nicht die allgemeine formale Logik, sondern eine spezielle Logik des mathematischen Schließens und Beweisens, die sich unmittelbar auf das Operieren mit Buchstaben bezieht, die einzelne individuelle Gegenstände bezeichnen.⁴²

Wittgensteins Ersetzung der *Wahrheitsfunktionen* durch *Wahrheitsoperationen* kann

40 Michael Wolff: *Abhandlung über die Prinzipien der Logik*, 2. verbesserte und erweiterte Auflage, Frankfurt a.M., 2009 (12004). Ders.: *Einführung in die Logik*, München 2006.

41 Ich habe hier Wolffs eigene Zusammenfassung am Ende von § 35 der *Abhandlung* übernommen (150 f.)

42 Vgl. Wolff: *Einführung ...*, l.c., Kap. 10.

zusammen mit seiner These der Ineffabilität der Existenz von Gegenständen (die sich nur am Gebrauch von Individuenvariablen und -konstanten zeigen soll, nicht ausgesagt werden kann – 3.221, 4.1272, 5.53, 5.61)⁴³ als Versuch in Funktionen-theoretischem Rahmen verstanden werden, die Formalität der Logik und damit den Status der Funktionen-theoretischen Logik als allgemeine formale Logik zu sichern. Vielleicht kann dieser Versuch für die Bereiche der Sprache, in denen die Zeichen wirklich wahrheitsfunktional gebraucht werden (können), aufrechterhalten werden (vgl. PU I, 3), aber als theoretischer Vorschlag mit Allgemeinheitsanspruch ist er gescheitert, auch nach Wittgensteins eigener Überzeugung.

Dass dieser Versuch jedoch philosophisch ungeheuer lehrreich ist, das macht vor allem die Fülle der Einsichten deutlich, die Wittgenstein selbst aus der umfassenden und radikalen Selbstkritik des logisch-metaphysischen Systems seiner frühen Philosophie entwickelt hat, von denen einige als 'Lehren aus Wittgenstein' im Folgenden ausführlicher behandelt werden.

Sprachphilosophie

Sprache und Satz, Sinn und Bedeutung, Erklärungen, Regeln, Sprachspiel(e)

'Sinn' und 'Bedeutung' sind zentral Begriffe zum Verständlich-machen von Sprachlichem. Dass sie von Wittgenstein scheinbar ins Zentrum gerückt worden sind, hat zu seinem Verständnis und seiner Einordnung als 'Sprachphilosoph' beigetragen.

Aber dieses Verständnis ist verengend und auch hermeneutisch unangemessen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Wittgensteins Interesse an der Sprache durchgängig nur instrumentell gewesen ist. Deswegen gibt es bei ihm keine 'Theorie' der Sprache – vielmehr Argumente dafür, dass es eine solche 'Theorie' nicht einmal geben kann, weil die Sprache 'von innen', sie schon gebrauchend, verständlich gemacht werden muss (PU §§ 120-1) – und keine 'Theorie' der Bedeutung und des Sinns. Lektüren seines Werks unter diesen Perspektiven sind Missverständnisse obwohl natürlich gerade seine Argumentation für die Unmöglichkeit einer Theorie der Sprache als wichtiger sprachphilosophischer Beitrag angesehen werden kann.

43 Auch Wittgensteins Ablehnung von Russells 'axiom of infinity' deutet daraufhin (vgl. Tb 9.101914; LPA 5.535).

Dass Wittgenstein sich für die Sprache nur instrumentell interessiert hat, gilt schon für die LPA aus zwei Gründen: 1. wird die Sprachlogik in der LPA klargestellt, um die 'philosophischen Probleme' auflösen zu können; 2. interessiert die Sprache nur als Ausdruck der Gedanken, weil Gedanken sich nur in Sätzen „sinnlich wahrnehmbar aus(drücken)“ (3.1) und intersubjektiv (objektiv) zugänglich sind. Überhaupt interessiert Wittgenstein in der LPA an der Sprache nur für den Satz, denn: „Die Gesamtheit der Sätze ist die Sprache.“(4.001) Sprache ist für die LPA systematisch nur eine Satzmenge.

Die weitere philosophische Perspektive des instrumentellen Interesses für die Sprache ist in der LPA eine durchaus traditionelle, die W. einmal in die Frage gefasst hat: „Ist, a priori, eine Ordnung in der Welt, und wenn ja, worin besteht sie?“ Das sei „das große Problem, um welches alles dreht, was ich schreibe“. (1.6. 15; NB 53) Die affirmative Lösung dieses Problems gibt die in der Tatsachen-Ontologie verankerte objektivistische Konzeption der Logik. So wie der Satz wesentlich komplex ist, aus Wörtern zusammengesetzt, und die Sprache nur eine Satzmenge, so besteht die Welt in Sachverhalten, in denen Gegenstände verkettet sind; die Sachverhalte sind Tatsachen (das, was Sätze bewahrheitet), so dass die Wirklichkeit eine Tatsachenmenge bildet. Die genauen Korrespondenzen: Gegenstände – Wörter; Sachverhalte/Tatsachen – Sätze; Welt/Wirklichkeit – Sprache; bilden die Ordnung a priori in der Welt.

Aber auch schon in der verengten Konzeption der Sprache als Satzmenge stößt W. auf eine Eigenschaft, die dann in der transformierten Konzeption stärker in den Vordergrund tritt – den Holismus der Sprache. Denn in der LPA soll jeder Satz je schon in die ihn Sinn-bestimmende Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen analysiert sein, für Elementarsätze aber soll gelten (5.524 b): „Wenn die Elementarsätze gegeben sind, so sind damit auch *alle* Elementarsätze gegeben.“ In der transformierten Konzeption heißt es dann (PGVI. 84 d; vgl. BT 63):

Etwas ist ein Satz nur in einer Sprache. Einen Satz verstehen, heißt, eine Sprache verstehen.

Der Satz ist ein Zeichen in einem System von Zeichen. Er ist *eine* Zeichenverbindung unter mehreren möglichen und im Gegensatz zu anderen möglichen. Gleichsam *eine* Zeigerstellung im Gegensatz zu anderen möglichen.

Für die transformierte Konzeption seit 1931-32 und die PU gilt ein nur instrumentelles Interesse an der Sprache in verstärktem Maße (denn die LPA hatte immerhin ihre „ganze Aufgabe“ darin gesehen „das Wesen des Satzes zu erklären“ – 22.1.15), weil nicht länger mit

dem Wesen des Satzes nur das 'eine Problem' der Beziehung von Sprache/Denken und Wirklichkeit geklärt werden soll⁴⁴, sondern (philosophische) „Probleme“ in wesentlichem Plural: „Es werden Probleme gelöst (Schwierigkeiten beseitigt), nicht *ein* Problem.“ (PU Abschnitt 133) Und wie schon angeführt, interessiert die Sprache dabei „nur insoweit, als sie uns beunruhigt“ (Vorl 270). Und 'Sinn' und 'Bedeutung' sind dabei normale Begriffe wie alle anderen auch, nicht „Über-Begriffe“ in einer „Über-Ordnung“ der Sprachlogik (PU Abschnitt 97).

Aufzeichnungen über Logik (1913) und *LPA* (1918) Die ältesten Texte Wittgensteins nach einem kurzen Verriss eines traditionellen Logik-Buches von 1912⁴⁵ sind die *Aufzeichnungen über Logik* von 1913 (die ich mit den ein Jahr später datierten Aufzeichnungen zur Logik von G.E. Moore nach Diktaten Wittgensteins zusammenfasse), veröffentlicht im Anhang zu den Tagebüchern 1914-1916. In diesen Texten ist Wittgensteins Grundeinsicht in die Unabhängigkeit und Vorrangigkeit des Sinns eines Satzes vor seiner Wahrheit-oder-Falschheit von Beginn an präsent. Anknüpfungspunkt der Einsicht ist die These über die Bipolarität des Satzes:

Um einen Satz p zu verstehen, genügt es nicht zu wissen, dass $p \rightarrow p$ ist wahr' impliziert, sondern wir müssen außerdem wissen, dass $\neg p \rightarrow p$ ist falsch' impliziert. Dies zeigt die Bipolarität des Satzes.

....

Jeder Satz ist wesentlich wahr-falsch: Um ihn zu verstehen, müssen wir sowohl wissen, was der Fall sein muss, wenn er wahr ist, und was der Fall sein muss, wenn er falsch ist. So hat der Satz zwei *Pole*, die dem Fall seiner Wahrheit und dem Fall seiner Falschheit entsprechen. Dies nennen wir den *Sinn* des Satzes. (NB 94, 98 f.)

Weil Frege den Satz als zusammengesetzten Namen eines Wahrheitswertes als seiner Bedeutung ('das Wahre', 'das Falsche') aufgefasst hatte, sah Wittgenstein die Notwendigkeit, die 'Bedeutung' von Namen (Wörtern) vom 'Sinn' von Sätzen zu unterscheiden. Das unterscheidende Merkmal ist Bipolarität – Namen (Wörter) sind nicht bipolar. „Das

44 LPA 5.4711: „Das Wesen des Satzes (sc. die allgemeine Satzform – 5.471) angeben, heißt das Wesen aller Beschreibung angeben, also das Wesen der Welt.“

45 Paul Coffey: *The Science of Logic*, 1912. Die Rezension ist mit einem kontextualisierenden Kommentar abgedruckt in Ludwig Wittgenstein: *Philosophical Occasions 1912-1951*, a.a.O., 1-3.

Benennen gleicht dem Zeigen.“ (NB 94) Es ist noch nicht schon ein 'Sagen, dass ...'. Das ist erst mit und in Sätzen möglich, die „immer komplex (sind)“ (NB 99), immer Verknüpfungen aus mehreren Wörtern/Zeichen:

Namen sind Punkte, Sätze Pfeile – sie haben Sinn. Der Sinn eines Satzes wird durch die beiden Pole wahr und falsch bestimmt. Die Form eines Satzes gleicht einer Geraden, die sämtliche Punkte einer Ebene in rechte und linke einteilt. Die Gerade tut das von selbst, die Form des Satzes nur durch Übereinkunft. (NB 101 f.; vgl. LPA 3.144)

Namen (Wörter) sind wesentlich Satzelemente, erst mit Sätzen wird etwas Verständliches, Sinnvolles gesagt. Das hält das nach dem Bipolaritätsprinzip für die Satzkonzeption der LPA zweite fundamentale Prinzip des Satzzusammenhangs fest, in dessen Aufnahme von Frege⁴⁶ Wittgenstein in der LPA die dokumentierten Bestimmungen zusammenfasst (3.3): „Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhang des Satzes hat ein Name Bedeutung.“

Nun sind in der postulatorischen Konzeption der LPA Namen terminologisch die Bestandteile von Elementarsätzen. Jeder normale Satz soll eine Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen sein und sich als solche analysieren lassen können soll. Wittgenstein unterstellt in der LPA, wie von mir schon mehrfach ausführlich dargelegt wurde, aber aus ihrem Text nur beiläufig hervorgeht⁴⁷, dass über die Analyse der Sätze in die sinnbestimmenden Elementarsätze schon im Denken der Satzsinne verfügt wird – macht also die Annahme einer Denksprache (language of thought).⁴⁸ Die Unterstellung aber dieses

46 Frege: *Die Grundlagen der Arithmetik*, Einleitung (Ausgabe 1934: XXII) und § 60.

47 In der LPA geht es nur aus dem Bedeutungsunterschied der scheinbar gleichbedeutenden Sätze 3.5 und 4 sowie aus dem Kontrast von 3.2 ff. gegenüber 4.2 ff., wo beide Male das Konzept des Elementarsatzes, einmal aber unter dem Titel Gedanken (3 ff.), das andere Mal unter dem Titel Satz (4 ff.) behandelt wird, und der Analyse von Einstellungssätzen (5.54 ff.) hervor. Der wichtigste Beleg vor der LPA ist 12.9.16, der wichtigste unmittelbar nach der LPA der erläuternde Brief an Russell vom 19.8.19 über 'Gedanken'. Retrospektiv finden sich viele Belege, am aufschlussreichsten BIB 71 und PU Abschnitt 102: „Die strengen und klaren Regeln des logischen Satzbaus erscheinen uns als etwas im Hintergrund, – im Medium des Verstehens versteckt. Ich sehe sie schon jetzt (wenn auch durch ein Medium hindurch), da ich ja das Zeichen verstehe, etwas mit ihm meine.“ – Vgl. meine ausführlichen Verteidigungen dieser Interpretation in Lange 1989, Kap. III: 'Gedankensätze – der verborgene Psychologismus der Sprachkonzeption', sowie in Lange 1996, 51-60.

48 Wittgenstein hat genau das angenommen, was ein heutiger Vertreter der 'language of thought'-Annahme sagt: „Thoughts cannot be construed as simply strings of words; they must be taken to have the structure of sentences under analysis.“ (Gilbert Harman: *Thought*, Princeton 1973, 67). Er hat die Annahme retrospektiv aufschlussreich mit der Theorie des 'dynamisch Unbewussten' in der Metapsychologie von Sigmund Freud verglichen (Z 444 a): „Wir haben nun eine *Theorie*; eine 'dynamische' Theorie des Satzes, der Sprache. Es ist ja das Charakteristische einer solchen Theorie, dass sie einen besonderen, klar anschaulichen, Fall ansieht, und sagt: 'Das zeigt, wie es sich überhaupt verhält; dieser Fall ist das Urbild *aller* Fälle.' – 'Natürlich! So muss es sein', sagen wir und sind zufrieden. Wir sind auf eine Form der Darstellung gekommen, die uns *einleuchtet*. Aber es ist, als haben wir nun etwas gesehen, was unter der Oberfläche liegt.“ Der klare Fall der Analyse, den die LPA so unverantwortlich a priori verallgemeinerte, was Russells Theorie der Kennzeichnungen (theory of definite descriptions' – auch Wittgenstein

postulatorischen Zusammenhangs erklärt die Bemerkung (4.23): „Der Name kommt im Satz nur im Zusammenhange des Elementarsatzes vor.“ Er kommt in normalen Sätzen *wie* im Elementarsatz vor – in unmittelbarer funktionaler Verkettung mit den anderen Satzbestandteilen – und er kommt darin nur im Zusammenhang des Elementarsatzes vor, weil der Satz nur 'gemeint' oder 'verstanden' wird, wenn er denkend schon analysiert ist.

Die Unterscheidung zwischen dem Sinn von Sätzen und den Bedeutungen von Wörtern ist in der LPA nicht nur Logik-theoretisch motiviert, sondern in die angedeutete konstruktive Konzeption eingebettet. Deswegen spielt in der LPA mit dem an den Rand gedrängten handelnden Gebrauch der Sprachmittel (der systematisch vorkommt nur im verbal-substantivischen „Denken“ als der Projektionsmethode der sinnlich wahrnehmbaren Satzzeichen – 3.11) auch Bedeutungserklärung für Bedeutung keine Rolle. Es wird ja, wie schon behandelt, ausdrücklich in Abrede gestellt, dass die Namen als die fundamentalen selbständigen Zeichen⁴⁹ einführend erklärt werden können. Ihre mögliche und erforderliche (vgl.4.026) zirkuläre *Erläuterung* wird aber trotz der Bestimmung, dass zum Verständnis der *Sätze*, die Erläuterungen sein sollen, das Verständnis der erläuterten Namen/Urzeichen schon vorausgesetzt werden muss, 'Erklärung' genannt (3.263). Weil in der LPA so die Ausdrücke, die für die spätere Konzeption grundlegend sind, schon, wenn auch sachlich depotenzierend, verwendet werden, konnte es den Anschein haben, dass die LPA-Konzeption von der späteren gar nicht so weit entfernt ist, wenn es in ihr z.B. heißt:

Um das Symbol am Zeichen zu erkennen, muss man auf den sinnvollen Gebrauch achten. (3.324)
(In der Philosophie führt die Frage 'wozu gebrauchen wir eigentlich jenes Wort, jenen Satz' immer wieder zu wertvollen Einsichten.) (6.211 b)

'Big Typescript' / Philosophische Grammatik und Philosophische Untersuchungen Die LPA hat einen logischen Objektivismus der Logik als 'Gerüst der Welt' mit einem obskuren Psychologismus oder Mentalismus im Hintergrund verbunden, der Denksprachen-Annahme. In seiner transformierten Konzeption hat er die frühere zweimal kurz als 'Mythologie des Symbolismus' und 'Mythologie der Psychologie' gekennzeichnet, die aufzustellen wir in der Philosophie immer wieder versucht seien (PB II.24 b, PG II.18 b):

übersetzt häufig 'descriptions' hier falsch mit 'Beschreibungen'), deren „Verdienst“ es gewesen sein soll, „gezeigt zu haben, dass die scheinbare logische Form des Satzes nicht seine wirkliche sein muss.“ (4.0031)

⁴⁹ Selbstständig sind Namen 3.261), weil sie Gegenstände vertreten (3.22) Die Bestandteile (einfacher) Sätze stehen „unabhängig in bezeichnenden Beziehungen zur Welt“ (5.261)

Man ist in der Philosophie immer in der Versuchung, eine Mythologie des Symbolismus oder der Psychologie aufzustellen; statt einfach zu sagen, was man weiß. (Variante PB: was jeder weiß und zugeben muss.)

Wittgenstein erklärt nicht ausdrücklich, was er unter 'Mythologie' verstanden wissen will, aber man kommt zu einem aufschlussreichen und anwendbaren Verständnis, wenn 'Mythologie' als 'Begründung im Modus der Erzählung / Beschreibung von Ur-Geschehnissen / Ursprüngen' erklärt wird. Der Mythos sagt gleichsam immer: Was geschieht, ist immer/je schon geschehen, und es geschieht, *weil* es immer/je schon geschehen ist. Das 'weil', die Begründung, lässt jeden Mythos schon eine Mytho-logie *in nuce* sein. Auf die LPA-Kombination von logischem Objektivismus und Psychologismus der Denksprachen-Annahme ist dieses Verständnis so anwendbar: Der logische Objektivismus ist die 'Mythologie des Symbolismus', wenn er mit dem Dogma der logischen Analyse annimmt, jeder Satz müsse alles, was seinen Sinn bestimmt, in sich enthalten, um der Sinnbestimmtheit willen daher je schon als Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen analysiert sein⁵⁰, die Sprecher und Hörer der Sprache im Denken des Satzsinn unbewusst 'operieren' und damit den Satz sinn-bestimmt 'verstehen' bzw. 'meinen' ('Denken' wird in der LPA metaphysisch irreführend als Oberbegriff für 'verstehen' und 'meinen' verwendet, so dass von beidem ausdrücklich gar nicht die Rede sein muss). Und der Psychologismus der Denksprachen-Annahme ist die 'Mythologie der Psychologie', in der das sich Verständigen mit den Sätzen durch die psychologische Realisierung der Strukturen der Analyse des Satzes als Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen verständlich gemacht (erklärt) wird. Er ist eine erklärende Theorie analog der 'dynamischen' Theorie des Unbewussten in Freuds Metapsychologie (unbewusster Gedanken, die angenommen werden, um bewusste Fehlleistungen zu erklären) (Z 444 a).

Mit der für diese Theorien konstitutiven Metapher von Oberfläche und (erklärender) Tiefendimension bricht Wittgensteins Neuansatz radikal. Seine Fundamentalprämisse hat er spät einmal ganz einfach ausgedrückt: „Wir reden und handeln. Das ist in allem, was ich sage, schon vorausgesetzt.“ (BGM VI. 17 e, 321) Und dieses ganz Alltägliche (was jeder weiß und

50 „Das ist doch klar, dass die Sätze, die die Menschheit ausschließlich benützt, dass diese, so wie sie stehen, einen Sinn haben werden und nicht erst auf eine zukünftige Analyse warten, um einen Sinn zu erhalten. ... Alles was ich will, ist ja nur die vollständige Zerlegtheit meines Sinnes!! Mit anderen Worten, der Satz muss vollkommen artikuliert sein. Alles, was sein Sinn mit einem andern Sinn gemeinsam hat, muss im Satz separat enthalten sein. Immer, wenn der Sinn des Satzes vollkommen in ihm selbst ausgedrückt ist, ist der Satz in seine einfachen Bestandteile zerlegt ...“ (17.6.15)

zugeben muss) ist in seiner eigenen Dimension verständlich oder, wenn nicht, verständlich zu machen. Denn „es ist ja nichts versteckt“ (PG V. 63.c; PU Abschnitt 435, a-b):

'Wie macht der Gedanke das, dass er darstellt?' – Die Antwort könnte sein: 'Weißt Du es denn wirklich nicht? Du siehst es doch, wenn Du denkst.' Es ist ja nichts verborgen.

Wie macht der Satz das? Es ist ja nichts versteckt.

Beim Klären der Missverständnisse um die Satz-förmige Darstellungsweise der Sprache werden mit der deskriptiven Grundvoraussetzung des Redens und Handelns von Menschen auch 'Verstehen' und 'Meinen', 'Bedeutung' und 'Sinn', 'Erklärung der Bedeutung' und 'Regel' u.v.a. für den Gebrauch der Sprache wichtige Begriffe so weit geklärt, wie es zur Ausräumung der Missverständnisse über sie erforderlich ist.

Exkurs zur veränderten Philosophie-Konzeption Erst damit ist Wittgensteins Philosophie auch de facto, was sie in der LPA (4.111-2) nur proklamiert hatte, rein deskriptiv (PU Abschnitte 124 a-c, 126):

Die Philosophie darf den tatsächlichen Gebrauch der Sprache in keiner Weise antasten, sie kann ihn am Ende also nur beschreiben.

Denn sie kann ihn auch nicht begründen.

Sie lässt alles, wie es ist.

....

Die Philosophie stellt eben alles bloß hin, und erklärt und folgert nichts. – Da alles offen liegt, ist auch nichts zu erklären. Denn, was etwa verborgen ist, interessiert uns nicht.

'Philosophie' könnte man auch das nennen, was vor allen neuen Entdeckungen und Erfindungen möglich ist.

Es ist nicht das Thema verfehlend, wenn in einem Abschnitt, der die Berichtigungen der Begriffe von 'Sinn' und 'Bedeutung' erörtern soll, zunächst über die Berichtigung des Verfahrens der Philosophie Auskunft gegeben wird. Denn für eine reflexive Philosophie-Auffassung besteht die Notwendigkeit, über jeden ihrer klärenden Schritte jederzeit konsistente Rechenschaft geben zu können. Der Intention nach war schon die Philosophie-Auffassung der LPA reflexiv, die Praxis de facto dagegen theoretisch-konstruktiv und dogmatisch.

Im *Vorwort* (c-d) zur LPA hieß es dazu:

Das Buch will ... dem Denken eine Grenze ziehen oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).

Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.

Die Grenzen des Sinns müssen 'von innen' angegeben werden, in der Sprache, die Sprache gebrauchend. Daran sich halten zu wollen erklärt Wittgenstein, wenn er sich 1931 gegen den 'Dogmatismus' seiner früheren Verfahrensweise wendet⁵¹ (WWK 182 f.):

Ich schrieb (sc. LPA 5.55): Über die Form der Elementarsätze kann man keine Angabe machen, und das war auch ganz richtig. ... Aber ich meinte doch, dass man später einmal die Elementarsätze würde angeben können. Erst in den letzten Jahren habe ich mich von diesem Irrtum abgelöst. Ich habe seinerzeit in dem Manuskript meines Buches geschrieben (im Traktat nicht abgedruckt – vgl. aber 6.1251): Die Lösungen der philosophischen Fragen dürfen nie überraschen. Man kann in der Philosophie nichts entdecken. Ich habe das aber selbst noch nicht klar genug verstanden und habe dagegen gefehlt.

Die falsche Auffassung, gegen die ich mich in diesem Zusammenhang wenden möchte, ist die, dass wir auf etwas kommen könnten, was wir heute noch nicht sehen, dass wir etwas ganz neues finden könnten. Das ist ein Irrtum. In Wahrheit haben wir schon alles, und zwar gegenwärtig, wir brauchen auf nichts zu warten. Wir bewegen uns im Bereich der Grammatik unserer gewöhnlichen Sprache, und diese Grammatik ist schon da. ...

.....

Ich habe einmal geschrieben (vgl. LPA 6.53): Die einzig richtige Methode des Philosophierens bestünde darin, nichts zu sagen und es dem andern zu überlassen, etwas zu behaupten. Daran halte ich mich jetzt.

Die nicht mehr dogmatische Verfahrensweise der Philosophie bewegt sich im Bereich der Grammatik unserer gewöhnlichen Sprache, die schon da ist. Dem andern das Behaupten zu überlassen, nimmt in Wittgensteins Texten die Gestalt an, angeführte Äußerungen eines inneren Dialogpartners, die naheliegenden Missverständnisse ausdrücken, zu kommentieren und zu berichtigen. Die Reflexivität der Verfahrensweise kommt darin zum Ausdruck, dass für die begrifflichen Klärungen schon 'die volle Sprache, nicht eine bloß vorbereitende,

51 *Wittgenstein und der Wiener Kreis* 182 f.

gebraucht werden muss' (BT 72; vgl. PG VI. 77 d, PU Abschnitt 120 a-e):

Wenn ich nämlich über Sprache – Wort, Satz etc. – rede, muss ich die Sprache des Alltags reden.

– Aber gibt es denn eine andere?

Ist diese Sprache etwa zu grob, materiell, für das, was wir sagen wollen? (PU: *Und wie wird denn eine andere gebildet?*) Und wie merkwürdig, dass wir dann mit der unseren dennoch /überhaupt / etwas anfangen können.

Dass ich beim Erklären der Sprache (in unserem Sinne) / PU: Dass ich bei meinen Erklärungen, die Sprache betreffend, / schon die volle Sprache (nicht etwa eine vorbereitende, vorläufige) anwenden muss, zeigt schon, dass ich nur Äußerliches über die Sprache sagen / vorbringen / kann.

Ja, aber wie können uns diese Ausführungen dann befriedigen? – Nun, Deine Fragen waren ja auch schon in dieser Sprache abgefasst; mussten in dieser Sprache ausgedrückt werden, wenn etwas zu fragen war!

Und Deine Skrupel sind Missverständnisse.

Deine Fragen beziehen sich auf Wörter, so muss ich von Wörtern reden.

Weiter über Sinn und Bedeutung Auf die Wörter 'Sinn' und 'Bedeutung' beziehen sich die Fragen im Zusammenhang mit u.a. den Wörtern 'Satz' und 'Sprache'. Diese sind für die begrifflichen Betrachtungen als übergeordnete Begriffe Äquivalente für einander und als diese halten sie Kontakt zu dem die Basis der Auflösung der Kontroverse Realismus vs. Idealismus betreffenden Problem der Beziehung von Sprache (Denken) und Wirklichkeit. Das hält Wittgenstein in einer kurzen Sequenz des III. Kapitels von BT zum Thema 'Satz. Sinn des Satzes' fest (BT 63):

'Satz' ist offenbar die Überschrift der Grammatik der Sätze. In einem Sinne aber auch die Überschrift der Grammatik überhaupt, also äquivalent den Worten 'Grammatik' und 'Sprache'.

Das ist es auch, was damit gemeint ist, dass es in der Welt zwar Überraschungen gibt, aber nicht in der Grammatik.

Es scheint unsere Frage noch zu erschweren, dass auch die Worte 'Welt' und 'Wirklichkeit' Äquivalente des Wortes 'Satz' sind.

Das scheinen nun genauso steile Behauptungen zu sein wie manche Postulate der LPA. Was wird zu ihrer Plausibilisierung angeführt? Wittgenstein versucht in diesen Äquivalenzen zwei wesentliche Einsichten auszudrücken – das interne Verhältnis von Sprache und Welt/Wirklichkeit und das, was die Universalität der Sprache aufgrund dieses internen

Verhältnisses genannt worden ist (werden könnte). Das interne Verhältnis Sprache/Welt führt dazu, dass „es doch ... lächerlich ist, die Welt, oder die Wirklichkeit, abgrenzen zu wollen. Wem wollte man sie denn entgegenstellen“ (BT 63; PB V. 47):

Immer wieder ist es der Versuch, die Welt in der Sprache abzugrenzen und hervorzuheben – was aber nicht geht. Die Selbstverständlichkeit der Welt drückt sich eben darin aus, dass die Sprache nur sie bedeutet und nur sie bedeuten kann.

Denn, da die Sprache die Art ihres Bedeutens erst von ihrer Bedeutung, von der Welt, erhält, so ist keine Sprache denkbar, die nicht diese Welt darstellt.

Dass die Sprache ihre Bedeutung erst von der Welt erhält, kann nun grundlegend wieder an der sprachlichen Praxis der ostensiven Definition (hinweisenden Erklärung) von (zunächst) Ausdrücken für Wahrnehmbares erläutert werden. In diesen Bedeutungserklärungen werden die Ausdrücke auf Elemente der Wirklichkeit 'geeicht', die als Muster fungieren und zur Sprachlehre (Grammatik) gehören. Wittgenstein ist das zuerst an der Doppeldeutigkeit von Sätzen der Form 'dies ist A' deutlich geworden, aus der der Sachverhalt der Universalität der Sprache auch schon folgt (PB I.6):

Wenn ich einem Menschen die Bedeutung des Wortes 'A' erkläre, indem ich sage 'dies ist A' und auf etwas hinzeige, so kann dieser Ausdruck in zweierlei Weise gemeint sein. Entweder ist er selber schon ein Satz und kann erst verstanden werden, wenn die Bedeutung von A bereits bekannt ist. D.h., ich kann es nur dem Schicksal überlassen, ob der Andere den Satz nun so auffasst, wie ich ihn meine, oder nicht. Oder der Satz ist eine Definition. Ich hätte jemandem etwa gesagt 'A ist krank', er wüsste aber nicht, wen ich mit A meine, und nun zeigte ich auf einen Menschen und sagte 'dies ist A'. Nun ist der Ausdruck eine Definition, aber diese kann nur verstanden werden, wenn die Art des Gegenstandes bereits durch den grammatisch verstandenen Satz 'A ist krank' bekannt war. Das heißt aber, dass jede Art des Verständlichmachens einer Sprache schon eine Sprache voraussetzt. Und die Benützung der Sprache in einem gewissen Sinn nicht zu lehren ist. D.h. nicht durch die Sprache zu lehren –

D.h. ja nichts anderes als: Ich kann mit der Sprache nicht aus der Sprache heraus.

Dass das interne Verhältnis von Sprache und Welt an dem grundlegenden deskriptiven Sachverhalt der ostensiven Erklärbarkeit von Ausdrücken erläutert wird und werden muss, ist nicht äußerlich. Denn daran wird die Welt als Voraussetzung des Sinns (der Verständlichkeit) der Sprache deutlich, weil eine „interne Relation ... nur besteht, wenn ihre Glieder da sind“

(BT 94). Und von solchen paradigmatischen Beispielen unabhängige, „allgemeine Ausführungen über die Welt und die Sprache gibt es nicht.“ (BT 66) Nur unter diesem Vorbehalt kann ich also sagen: 'Universalität der Sprache' als wesentliches Ausdrucks- und Darstellungsmittel nenne ich den Sachverhalt, dass die Sprache dazu benutzt werden kann, ihre eigenen Ausdrücke und Formen zu erklären, soweit sie überhaupt erklärt werden können und nicht einfach gelernt werden müssen, und man dabei „mit der Sprache nicht aus der Sprache heraus (kann)“. Was formale Semantiker wie Alfred Tarski u.a. 'Universalität der Sprache' genannt haben – dass die normale Sprache ihr eigenes Wahrheitsprädikat enthält und darum inkonsistent ist, wogegen die Unterscheidung von Objekt- und Metasprache, der das Wahrheitsprädikat vorzubehalten ist, Abhilfe schaffen soll⁵² – ist nur eine 'negative' Folge des internen Verhältnisses von Sprache und Welt, dessen positive Erklärung die Möglichkeit der 'Selbst'-Erklärung der Sprache in Bedeutungserklärungen ihrer Elemente ist. Vermöge dieses Charakters der normalen Sprache sind 'Satz', 'Sprache', 'Grammatik' in jeweils einer ihrer mehrfachen, durch Familienähnlichkeit verbundenen Bedeutungen, Überschriften für eine philosophische Grammatik und insofern Äquivalente für einander.

Unter diesem logischen Begriff der Sprache gibt es für Wittgenstein speziellere, die greifbar werden, wenn er den „*rechtmäßigen Gebrauch* des Wortes 'Sprache'“ feststellt (BT 64 f.):

Es bedeutet entweder die Erfahrungstatsache, dass Menschen reden (auf gleicher Stufe *mit der*, dass Hunde bellen), oder es bedeutet: festgesetztes System der Verständigung /.../ in den Ausdrücken 'die englische Sprache', 'deutsche Sprache', ... etc. 'Sprache' als logischer Begriff könnte nur mit 'Satz' äquivalent, und dann eine / die / Überschrift eines Teiles der Grammatik sein.

'Sprache' im Sinn der Vielheit natürlicher Sprachen ist ein Familienähnlichkeitsbegriff, vor allem, weil zu ihnen wesentlich ihre Erweiterungs- und Abwandlungsmöglichkeit gehört (BT 65 f.):

Wie bin ich denn zum Begriff 'Sprache' gekommen? Doch nur durch die Sprachen, die ich gelernt habe.

Aber die haben mich in gewissem Sinne über sich hinaus geführt, denn ich wäre jetzt imstande,

52 Wittgenstein hat aber, wie schon einmal angeführt, gegen die formale Konzeption der Sprache, die die formale Semantik unterstellt, den deskriptiven Einwand, dass sie auch nur auf formale Zeichensprache anwendbar ist, weil die normale Sprache „nicht etwas (ist), dem eine Struktur gegeben, und das dann der Wirklichkeit aufgepasst wird.“ (PG IV.46 c)

eine neue Sprache zu konstruieren⁵³, z.B. Wörter zu erfinden. Also gehört diese Methode der Konstruktion noch zum Begriff der Sprache. Aber nur, wenn ich ihn so festlege. Immer wieder hat mein 'u.s.w.' eine Grenze.

Gegenüber den natürlichen Sprachen hat sich die philosophische Klärung deskriptiv zu verhalten, nicht erklärend / rechtfertigend, denn (BT 191):

Könnte ich nicht die Sprache als soziale Einrichtung betrachten, die gewissen Regeln unterliegt, weil sie sonst nicht wirksam wäre / ... / Aber hier liegt es: dieses Letztere / ... / kann ich nicht sagen; eine Rechtfertigung der Regeln kann ich, auch so, nicht geben. Ich könnte sie nur als ein Spiel, das die Menschen spielen, beschreiben.

Wenn es andererseits heißt, Satz ist etwas nur in einer Sprache, einen Satz verstehen heißt eine Sprache verstehen, dann treten hier die logischen Überschrifts-Ausdrücke 'Sprache', 'Satz', 'Grammatik' in ihrer Bedeutungen auseinander – die Sprache als die Gesamtheit der Ausdrucks- und Darstellungsmittel wird zur Familie der Sprachspiele, die Satzverwendungen zu Zügen in diesen Spielen und die Grammatik der Sätze ist als Gesamtheit der Bedingungen des Sinns von Sätzen das Insgesamt der Regeln, die Satzarten und Satzverwendungen voneinander unterscheiden.

Für die Klärungen der Begriffe von 'Sinn' und 'Bedeutung' nun sieht Wittgenstein zunächst die dem grammatischen Charakter der Wörter als Substantive anhaftende Schwierigkeit, dass sie etwas Gegenständliches zu bezeichnen scheinen (BT 13):

Der Gebrauch der Hauptwörter 'Sinn', 'Bedeutung', 'Auffassung' und anderer Wörter verleitet uns zu glauben, dass dieser Sinn etc. dem Zeichen so gegenübersteht, wie das Wort, der Name, dem Ding, das sein Träger ist. So dass man sagen könnte: „der Pfeil hat eine ganz bestimmte Bedeutung“, ist in einer ganz bestimmten Weise gemeint, die ich nur faute de mieux wieder durch ein Zeichen ausdrücken muss“. Die Meinung, die Intention wäre quasi seine Seele, die ich am liebsten direkt zeigen möchte, aber auf die ich leider nur indirekt durch ihren Körper hinweisen kann.

Gegen das in doppelter Anführung formulierte Missverständnis (des inneren Dialogpartners der begrifflichen Klärung der Philosophie) aber ist deskriptiv geltend machen:

53 In der LPA hat Wittgenstein den Prädikatenkalkül erster Stufe (ohne Identität) als Tiefenstruktur der normalen Sprache verstanden, die ihre 'logische Form' enthüllt. Jetzt ist er ein Beispiel für eine konstruierte (und stark vereinfachende) Sprache, die nur als 'Vergleichsobjekt' betrachtet werden kann (s.u.).

„Die Antwort auf die Frage 'wie ist das gemeint' stellt die Verbindung zwischen zwei sprachlichen Ausdrücken /.../ her. Also fragt auch die Frage nach dieser Verbindung.“ Die Frage: 'Wie ist das gemeint / zu verstehen?' fragt nach einer Bedeutungserklärung, die unter der Voraussetzung 'wir sprechen und handeln' die nähere Handlungsweise ist, die für Bedeutung und Sinn gleichermaßen konstitutiv wird. Beide Ausdrücke werden nicht mehr systematisch auf Wörter und Sätze verteilt, obwohl Wittgenstein weiter überwiegend vom Sinn von Sätzen und der Bedeutung von Wörtern redet, damit aber einfach dem Gebrauch der normalen Sprache folgt, keine systematische Satztheorie wie in der LPA voraussetzend, derzufolge Sätze wesentlich komplexe Zeichen ('artikuliert' – 4.032) waren. Er bemerkt zu dieser terminologischen Verschiebung, dass 'Bedeutung' von 'deuten' (i.S.v. 'zeigen') kommt (BT 27), es aber eine ostensive Erklärung des Sinns eines ganzen Satzes nicht gibt.⁵⁴ Wenn sich die Erklärungsauffassung der Bedeutung und des Sinns als 'Gebrauchs'auffassung ausspricht, dann ist der Skopus die Abwehr des gegenständlichen Missverständnisses von 'Bedeutung' und 'Sinn' und die Betonung des Tätigkeits-/Handlungscharakters des Umgangs mit der Sprache (BT 37, vgl. PU Abschnitt 560; 81, 98):

Die Grammatik erklärt die Bedeutung der Wörter, soweit sie zu erklären ist. Und zu erklären ist sie soweit, als nach ihr gefragt werden kann; und nach ihr fragen kann man soweit, als sie zu erklären ist. Die Bedeutung ist das, was wir in der Erklärung der Bedeutung eines Wortes erklären.

Der Sinn eines Satzes ist nicht pneumatisch, sondern ist das, was auf die Frage nach der Erklärung des Sinnes zur Antwort kommt. Und – oder – der eine Sinn unterscheidet sich vom andern, wie die Erklärung des einen von der Erklärung des andern.

Der Gebrauch des Satzes, das ist sein Sinn.

Bedeutungserklärungen werden im alltäglichen Sprachgebrauch nur bei (eher selten) auftretenden Missverständnissen gebraucht ('das habe ich nicht gemeint, sondern ...'; 'nicht so, sondern...'), die philosophische Klärung setzt diese Praxis 'systematischer' fort und nimmt 'ihr Licht, d.i. ihren Zweck' (PU Abschnitt 109) von den philosophischen Problemen. Bedeutungserklärungen sind normativ – sie sagen, wie etwas *zu verstehen ist*, weil sie eine interne Beziehung zwischen zwei Ausdrücken der Sprache beschreiben (bei vorgegebenen Ausdrücken) oder stiften (bei der Einführung neuer Ausdrücke oder der Neubestimmung

⁵⁴ „Es gibt keine hinweisende Erklärung für Sätze.“ (BT 189)

alter).

Wittgensteins Neubestimmung des Bedeutungsbegriffs für Wörter hat auch einen speziellen selbstkritischen Aspekt. In seinem Kontext führt Wittgenstein seine Bezugnahme auf den Bericht über das eigene Erlernen der Sprache bei Augustinus ein, die dann die PU eröffnet und in ihr zum 'augustinischen Bild der Sprache' verallgemeinert wird, um auch der LPA verwandte Konzeptionen zu erfassen (vgl. BT 25-27; PG 19 a-d, 20 a):

Der Begriff der Bedeutung, wie ich ihn in meine philosophischen Erörterungen übernommen habe, stammt aus einer primitiven Philosophie der Sprache her.

'Bedeutung' kommt von 'deuten'.

Augustinus, wenn er vom Lernen der Sprache redet, redet nur davon, wie wir den Dingen Namen beilegen, oder die Namen der Dinge verstehen. Das Benennen scheint hier das Fundament und Um und Auf der Sprache zu sein.

Von einem Unterschied der Wortarten redet Augustinus nicht (Und Plato sagt, dass der Satz aus Haupt- und Zeitwörtern besteht.)

Sie beschreiben das Spiel einfacher als es ist.

Aber es gibt in 'unserer Sprache' den 'Kalkül', den Augustinus beschreibt, als einen unter vielen anderen, für die andere Beschreibungen und Erklärungen der Bedeutung gebraucht werden.

Der allgemeine Charakter von Bedeutungserklärungen – normativen, interne Relationen artikulierenden Sprachverwendungen – ist nun auch der systematische Kontext, in dem Wittgenstein auch den Ausdruck 'Regel' (im normativen Sinn von 'Vorschrift', nicht im empirisch-deskriptiven Sinn von 'Regelmäßigkeit') verwendet. Auch dabei ist er wieder nicht dogmatisch, sondern untersucht den Sinn von 'Regel', dabei auch fragend, ob er nur deskriptiv verstanden werden kann ('Regel und Erfahrungssatz' BT 240 ff.). Wieder ist der Punkt der Unterscheidung, dass zwischen einer Regel im normativen Sinn und dem, was als ihre Befolgung gilt, eine interne Beziehung besteht, während zwischen der Beschreibung einer Regelmäßigkeit mit Hilfe des Ausdrucks 'Regel' und dem Beschriebenen die externe Beziehung von Wahrheit-oder-Falschheit besteht:

Die Regel ist die Festsetzung der Maßeinheit /.../, und der Erfahrungssatz sagt, wie lang ein Gegenstand ist. (Und hier sieht man, wie logische Gleichnisse funktionieren, denn die Festsetzung der Maßeinheit ist wirklich eine grammatische Regel und die Angabe einer Länge in dieser

Maßeinheit ein Satz, der von der Regel Gebrauch macht.)

Die zu Regel-Skepsis führende Auffassung einer Sprachregel als den faktischen Sprachgebrauch beschreibend beachtet den internen Zusammenhang zwischen Regel und ihren (richtigen) Anwendungen nicht. Im Bestehen darauf und auf der Vorrangigkeit des Sinns drückt sich aus, dass mit der Unterscheidung zwischen Sinn und Unsinn *angefangen* werden muss: „Vor ihr ist nichts möglich. Ich kann sie nicht begründen.“ (BT 78, PG VI.81 c)

Die Grammatik als Inbegriff der Bedingungen des Sinns, der Verständlichkeit, enthält die Regeln für den Gebrauch von Wörtern und/in Sätzen. Nun räumt Wittgenstein ein, dass die Sprache nur sehr am Rande nach expliziten Regeln gelernt oder gar gelehrt wird und auch, dass die Betrachtung der Sprache unter dem 'normativen Aspekt' ihrer Regeln eine 'einseitige Betrachtungsweise' ist (PG III.36 a-b, II.26 e, II.32.b):

Wenn wir den wirklichen Gebrauch eines Wortes betrachten, so sehen wir etwas Fluktuierendes.

Wir stellen diesem Fluktuierenden in unseren Betrachtungen etwas Festeres entgegen. Ähnlich, wie wenn man von dem sich stets veränderlichen (!) Bild einer Landschaft ein ruhendes Abbild malt.

Wir betrachten die Sprache *unter dem Gesichtspunkt des Spieles* nach festen Regeln. Wir vergleichen sie so einem Spiel, messen sie an ihm.

....

Wir betrachten die Spiele und die Sprache unter dem Gesichtspunkt eines Spiels, das nach Regeln vor sich geht. D.h. wir *vergleichen* die Sprache immer mit so einem Vorgang.

....

Wir interessieren uns für die Sprache als einen Vorgang nach expliziten Regeln. Denn die philosophischen Probleme sind Missverständnisse, die durch Klärung der Regeln, nach denen wir die Worte gebrauchen wollen, zu beseitigen sind.

Wir betrachten die Sprache von einem einseitigen Standpunkt.

Die Betrachtung unter normativem Aspekt ist Philosophie-methodologisch und damit selbst normativ motiviert – aus dem Interesse an der Auflösung der philosophischen Probleme.⁵⁵ Die Philosophie-kritische Motivierung der Anlegung des normativen Aspekts macht Wittgenstein in *Das Blaue Buch* noch deutlicher: „Was wir im Sinn haben, wenn wir von der Sprache als einem Symbolsystem in einem exakten Kalkül sprechen, können wir in

55 Vom 'normativen Aspekt' der Sprachbetrachtung spricht Friedrich Waismann in dem aus der Zusammenarbeit mit Wittgenstein entstandenen Buch: *Logik, Sprache, Philosophie* (Stuttgart 1976, engl. 1965; fertiggestellt 1939), 196-200. –

der Naturwissenschaften und in der Mathematik finden. Unser gewöhnlicher Sprachgebrauch entspricht diesem Standard nur in seltenen Fällen. Warum vergleichen wir dann unsern Gebrauch von Wörtern, wenn wir philosophieren, mit etwas, das sich nach genauen Regeln vollzieht? Die Antwort lautet, dass die Rätsel, die wir aus dem Weg zu räumen versuchen, immer gerade aus dieser Haltung der Sprache gegenüber entstehen.“ (BIB 49) Gleichwohl besteht Wittgenstein zurecht auf dem deskriptiven Charakter der philosophischen Klärungen, weil sie auch als normativ reglementierte durch Vergleich mit ihnen als Modellen Licht in den normalen Sprachgebrauch bringen und dabei doch 'gerecht' sein können (PU §§ 130-131):

Unsere klaren und einfachen Sprachspiele sind nicht Vorstudien zu einer künftigen Reglementierung der Sprache, – gleichsam erste Annäherungen, ohne Berücksichtigung der Reibung und des Luftwiderstands. Vielmehr stehen die Sprachspiele da als *Vergleichsobjekte*, die durch Ähnlichkeit und Unähnlichkeit ein Licht in die Verhältnisse unsrer Sprache werfen sollen.

...

Nur so können wir der Ungerechtigkeit, oder Leere unserer Behauptungen entgehen, indem wir das Vorbild als das, was es ist, als Vergleichsobjekt – sozusagen als Maßstab – hinstellen; und nicht als Vorurteil, dem die Wirklichkeit entsprechen *müsse*. (Der Dogmatismus, in den wir beim Philosophieren so leicht verfallen.)

Ausdruck des Vergleichs der Sprache mit Spielen nach expliziten und festen Regeln ist Wittgensteins berühmteste terminologische Prägung – der Ausdruck 'Sprachspiel'. Das ist ein Wort, das Wittgenstein der Erweiterbarkeit der Sprache gemäß erfunden hat. Logische Basis der Prägung ist, dass beide Ausgangswörter Familienähnlichkeitsbegriffe ausdrücken, dementsprechend tut das auch der Ausdruck 'Sprachspiel'. (Der logische Begriff der 'Familienähnlichkeit' wird in PU Abschnitte 65-67 ja am Beispiel von 'Spiel' eingeführt; solche Begriffe sind nicht durch durchgängig gemeinsame Merkmale ihre Instanzen definiert, sondern durch „ein kompliziertes Netz von Ähnlichkeiten, die einander übergreifen und kreuzen.“) Er soll drei Züge hervorheben, die Verwendungen der Sprache mit 'Spielen' teilen: Autonomie, Regeln und die Verwobenheit mit nicht-sprachlichen Handlungen in einer 'Lebensform'.⁵⁶ Das Bild von der Sprache als Familie von Sprachspielen ist das Gegenbild zum 'augustinischen Bild der Sprache' mit dem primitiven Name-Gegenstands-Modell der Bedeutung von Wörtern. Der Familienähnlichkeitscharakter erklärt, dass Wittgenstein so

56 Vgl. meine Erläuterungen in Lange 1998 zu Abschnitten 1-32 und 'b.' und die dort gemachten methodologischen Anmerkungen.

heterogene Beispiele für Sprachspiele geben (PU Abschnitt 23) und auch „das Ganze: der Sprache und der Tätigkeiten, mit denen sie verwoben ist, das 'Sprachspiel' nennen“ kann (PU Abschnitt 7 d).

Lehren Für Wittgenstein war, wie für Kant, die zentrale Aufgabe der Philosophie überhaupt „die logische Behandlung der Begriffe“ (KrV B 91/ A 66).⁵⁷ Seine Klärungen der sprachbezogenen Begriffe, die ich dargestellt habe, klärt die Werkzeuge dieser Tätigkeit. Wenn die Philosophie sich auf ihr Kerngeschäft besinnen und dabei von Wittgenstein lernen will, muss sie zunächst diese Kernaufgabe der Begriffsklärung wieder als solche anerkennen. Die Unterscheidung zwischen Sinn und Wahrheit-oder-Falschheit (Erfüllung-oder-Nichterfüllung) ist dafür fundamental und unanfechtbar wie der Vorrang des Sinns – damit etwas wahr-oder-falsch sein kann, muss es zunächst verständlich, sinnvoll sein. Ebenso scheint mir die (normative) Erklärungs-Auffassung für Bedeutung und Sinn unanfechtbar zu sein, weil sie deskriptiv auf unsere normale sprachliche Praxis zutrifft. Die Integration der Instrumente der Klärung in der Konzeption der Sprache als Familie der Sprachspiele scheint mir dagegen optional zu sein, wenn die ihr zugrundeliegenden deskriptiven Punkte beachtet werden – dass die normale Sprache nicht nur von lexikalischer, sondern auch von syntaktischer (und pragmatischer) Metaphorizität durchzogen ist und die Logik insofern nicht Gegenstandsbereichs-neutral (topic-neutral) zur Geltung gebracht werden kann. Wittgenstein macht den Punkt wiederholt an einzelnen Beispielen, wohl zuerst bezüglich der Ausdrücke für Allgemeinheit: die Schreibweise '($\exists x$).fx' ist „eine Sublimierung der Ausdrucksform unserer Sprache“ (PG 203), und es ist ganz klar, „dass die Grammatik dieses '($\exists x$) etc.' in vielen Fällen eine ganz andere ist, als im primitiven und als Urbild dienenden Fall.“ (BT 322) Allgemein: „Das Subjekt-Prädikat Schema dient als Projektion unzähliger verschiedener logischer Formen.“ (PG 205)⁵⁸.

57 Außerhalb des transzendentalphilosophischen, im nur logischen Kontext kann Kant sogar sagen: „Der Philosoph macht nur gegebene Begriffe deutlich.“ (*Logik*, hrsg. Jaesche, A 95) Und da Kant Begriffsklärungen für analytisch hielt, macht er implizit auch den Unterscheidung zwischen Sinn und Wahrheit-oder-Falschheit (vgl. KrV B 82 f. / A 58) Da noch einige weitere Übereinstimmungen zwischen Kant und Wittgenstein bestehen, kann in Philosophiehistorischer Perspektive gesagt werden, dass Wittgenstein Kants logischen Philosophie-Begriff erneuert hat.

58 Wittgenstein macht den Punkt wiederholt an einzelnen Beispielen, z.B. (und wohl zuerst) bzgl. der Ausdrücke für Allgemeinheit: die Schreibweise '($\exists x$).fx' ist „eine Sublimierung der Ausdrucksform unserer Sprache“ (PG 203), und es ist ganz klar, „dass die Grammatik dieses '($\exists x$) etc.' in vielen Fällen eine ganz andere ist, als im primitiven und als Urbild dienenden Fall.“ (BT 322) Allgemein: „Das Subjekt-Prädikat Schema dient als Projektion unzähliger verschiedener logischer Formen.“ (PG 205) – Die Verallgemeinerung dieser Einsichten und die Prägung des Ausdrucks 'syntaktische Metapher' für sie verdankt sich Hans Julius Schneider (*Phantasie und Kalkül*, Frankfurt am Main 1992, vor allem Kap. V § 4). – Ein Beispiel für eine pragmatische Metapher ist das Sprachspiel *Beten* im Verhältnis zum *Ansprechen*/Anreden von Personen. Denn die Anrede Gottes im Gebet lässt keine öffentlich hörbare

Man muss nicht von Sprachspielen reden, wenn man nur Redebereichs-spezifische logische Differenzen berücksichtigt. Der Ausdruck 'Sprachspiel' ist nur eine Aspekt-beleuchtende Metapher, die man nicht verwenden muss. Aber dann muss man die von der Metapher auffällig gemachten Züge auf andere Weise deskriptiv berücksichtigen.

Wittgenstein wollte

„in unserm Wissen vom Gebrauch der Sprache eine Ordnung herstellen: eine Ordnung zu einem bestimmten Zweck; eine von vielen möglichen Ordnungen; nicht *die* Ordnung. Wir werden zu diesem Zweck immer wieder Unterscheidungen *hervorheben*, die unsre gewöhnlichen Sprachformen leicht übersehen lassen.“ (PU § 132 a)

Psychologie I

Denken, Verstehen und Meinen

'Verstehen' und 'Meinen' sind die beiden dem Hören/Lesen bzw. Sprechen/Sagen/Schreiben entsprechenden psychologischen Ausdrücke, die für den Gebrauch der Sprache grundlegend sind. In LPA hatte Wittgenstein beide Ausdrücke nur operativ (unreflektiert) verwendet⁵⁹ und mit ihnen gemeint (ausdrücken wollen), was wir in der gewöhnlichen Sprache mit ihnen meinen und was er in seiner transformierten Konzeption ausdrücklich zum Thema macht. Systematisch hatte er 'Denken' und 'Gedanke' als zwischen Hörer- und Sprecher-Perspektive nicht differenzierenden Oberbegriff verwendet und diesen in der Unterstellung der Denksprachen-Annahme gegenüber seinen vielfältigen normalsprachlichen Verwendungen konstruktiv beträchtlich verzeichnet.

BT und PG dagegen beginnen (wie implizit auch die PU: denn das Lernen der Sprache ist doch das Sprechen und Verstehen Lernen der Sprache) mit dem Problem des Verstehens in Form der Frage, was es heißt, einen Satz zu verstehen, und ob es denn noch ein Satz ist, wenn man ihn nicht versteht.

Wittgenstein besteht – seiner methodologischen Einsicht gemäß, zur Klärung der Sprache schon die volle Sprache verwenden zu müssen und nicht eine bloß vorläufige oder vorbereitende – zunächst darauf, dass 'verstehen' und 'meinen' wie alle andern zur Klärung

Antwort erfolgen. („Gott kannst du nicht mit einem Andern reden hören, sondern nur, wenn du der Angeredete bist.“ – Das ist eine grammatische Bemerkung.“ LW: *Zettel*, Abschnitt 717).

⁵⁹ 'Verstehen': Vorwort; 3.263, 3.334, 4.003 ('Verständnis': 4.002, 4.411; 'verständigen' 4.026, 4.062); 'Meinen': 3.315, 4.062, 5.62, 6.123 (an den letzten beiden Stellen meinen der 'Solipsist' und 'Russell' etwas).

benutzten Begriffe nicht „metalogisch“, die Logik begründend sein können: „'Verstehen', 'meinen' sind keine metalogischen Begriffe.“ (PG I. 8 a) In der LPA fungierte die von der Logik vorausgesetzte logische Struktur der Welt als metalogisch⁶⁰, weil metaphysisch (BT 1):

Wie es keine Metaphysik gibt, so gibt es keine Metalogik. Das Wort 'Verstehen', der Ausdruck 'einen Satz verstehen', ist auch nicht metalogisch, sondern ein Ausdruck der Sprache wie jeder andere .

Wir haben es also in unseren Betrachtungen mit dem Verstehen des Satzes nicht zu tun; denn wir selbst müssen ihn verstehen, damit er für uns ein Satz ist.

Es wäre ja auch seltsam, dass die Wissenschaft und die Mathematik die Sätze gebrauch(en), aber von ihrem Verstehen nicht ... (sprechen).

Als zu klärenden Begriffen hat es Wittgenstein mit 'meinen' und 'verstehen' zu tun, aber nicht in metalogischem Verständnis. Es sind keine Über-Begriffe einer Über-Ordnung. (vgl. PU §97)

Systematisch könnte der Ausdruck 'meinen' durch 'zu verstehen geben' bzw. 'sagen wollen' (frz. vouloir dire) eliminiert werden. Im Bezug auf ihn behandelt Wittgenstein deshalb vor allem philosophische Illusionen (Missverständnisse) und das Kapitel I von BT ist konsequenter Weise überschrieben „Das Verstehen, die Meinung, fällt aus unserer Betrachtung heraus“. Denn diese Betrachtung ist kantisch eine logische Behandlung der Begriffe. Ihre erste negative Einsicht ist, dass 'verstehen' und 'meinen', soweit sie für die Klärung der Sprache (Klarlegung der Sprachlogik) relevant sind, keine Erlebnisse bezeichnen. Und sofern sie psychische Erlebnisse bezeichnen können – was Wittgenstein nicht leugnet, weil die Ausdrücke umgangssprachlich 'amorph' und 'mehrdeutig' gebraucht werden (BT, Kap. II, Überschrift) – sind sie für die logische Behandlung der Begriffe nicht relevant . Die wichtigste positive Einsicht, die Wittgensteins Klärungen zu fördern bestrebt sind, ist, dass 'Verstehen' und 'Verständnis' die Korrelate von Erklärungen der Bedeutung sind und nicht einen Prozess (Vorgang) bezeichnen, der den Gebrauch der Sprache begleitete (obwohl solche Prozesse, z.B. Aha-Erlebnisse, den Gebrauch der Sprache begleiten und auch 'verstehen' genannt werden, sind sie logisch irrelevant). 'Verständnis' ist eine Fähigkeit (Disposition), vergleichbar dem 'multiplizieren können' (PG I.11 e). (Für 'meinen' gilt entsprechend, dass

⁶⁰ Vgl. zu 'Metalogik' den Artikel im Wittgenstein-Lexikon von H.-J. Glock, Darmstadt 2000. Dass es keine Metaphysik gebe, begründet Wittgenstein damit, dass sie auf der Verwischung der Grenzen zwischen begrifflichen und sachlichen Untersuchungen beruht (Z 458). Natürlich ist das, wie Wittgensteins Einwände gegen Meta-Disziplinen überhaupt, ein großes Thema, auf das hier nur hingewiesen werden kann.

jemand etwas *so* meint / gemeint hat, wenn er die entsprechende Erklärung der Bedeutung / des Sinns zu geben bereit wäre.) Und mit dieser Erklärung von 'verstehen' als Ausdruck für eine Fähigkeit ist wiederum die negative Einsicht zu verbinden, dass 'verstehen' und 'meinen' nicht ein *tertium quid* sein können, das für das Funktionieren der Sprache hinzukommen müsste. Denn zwischen der Bedeutung eines Ausdrucks und der Erklärung seiner Bedeutung besteht eine interne Relation. Wenn 'Verstehen' wesentlich mit 'Erklärung der Bedeutung' korreliert, dann muss es ebenfalls in internen Relationen zu 'Bedeutung' und 'Erklärung der Bedeutung' stehen, kann also kein *tertium quid* sein. Für 'meinen' macht Wittgenstein diesen Punkt ganz kurz: „Du meinst, was du sagst.“ (BT 4) Beziehungsweise, ist zu ergänzen, was du auf Nachfrage zu erklären bereit bist.

Wittgenstein macht diese Punkte seiner kritischen Methodologie gemäß vor allem im Zuge der Auflösung philosophischer Illusionen und Missverständnisse, darunter sehr wichtig vor allem solche, denen er selbst unterlegen ist. So ist mit den Klärungen zu 'verstehen' die Kritik der Denksprachen-Annahme verknüpft.

Das dispositionelle Verständnis der Sprache (analog dem Multiplizieren-Können) scheint die 'Anwesenheit' des Systems der Sprache im Sprachverstehen zu erfordern. In diesem Sinn hat Wittgenstein in LPA das bewusste Denken (Nachvollziehen des Sinns eines Satzes in seiner analytischen Bestimmtheit) als Präsenz des Kalküls der Wahrheitsfunktionen zur Analyse der Sätze in die ihren Sinn konstituierenden und bestimmt machenden Elementarsätze gedacht. (Das wäre im Blick auf den Text der LPA allein eine sehr gewagte Interpretation, geht aber aus seiner nachträglichen Selbstkritik klar hervor.) Die positive Einsicht wird so formuliert (PG I.11 e):

Das Verständnis der Sprache, quasi des Spiels, scheint wie ein Hintergrund, auf dem der einzelne Satz erst Bedeutung gewinnt. – Aber dieses Verständnis, die Kenntnis der Sprache, ist nicht ein Bewusstseinszustand, der die Sätze der Sprache begleitet. Selbst wenn es einen solchen Zustand im Gefolge hätte. Vielmehr ist es von der gleichen Art wie das Verstehen, Beherrschen eines Kalküls, also wie: multiplizieren *können*.

Die Illusion, gegen die sich diese Einsicht richtet, wird so beschrieben (BIB 71; PG VII.104 a):

Wenn du dir über das Wesen vom Denken, Glauben, Wissen und ähnlichem nicht klar bist,

ersetze den Gedanken durch den Ausdruck des Gedankens etc. Die Schwierigkeit, die in diesem Austausch liegt, und zugleich ihr ganzer Zweck, ist folgende: Der Ausdruck eines Glaubens, Gedankens etc. ist bloß ein Satz; – und der Satz hat nur als Glied in einem Sprachsystem Sinn; als Ausdruck in einem Kalkül. Nun sind wir versucht, uns diesen Kalkül gleichsam als ständigen Hintergrund eines jeden Satzes, den wir äußern, vorzustellen, und zu denken, dass in der geistigen Handlung des Denkens der ganze Kalkül auf einmal gegenwärtig ist, obwohl der Satz, so wie er gesprochen oder geschrieben wird, isoliert dasteht. Die geistige Handlung scheint auf wunderbare Weise das zu vollbringen, was durch keine Manipulation mit Symbolen vollbracht werden könnte.

....

Der Satz ist wie ein Schlüsselbart, dessen einzelne Auszahnungen so angeordnet Hebel der Seele in gewisser Weise bewegen. Der Satz spielt gleichsam auf dem Instrument der Seele ein Thema (den Gedanken). Wozu aber soll ich jetzt außer dem systematischen Spiel der Worte noch ein mit diesem parallel laufendes Spiel geistiger Elemente annehmen? Es vermehrt ja die Sprache um etwas Gleichartiges.

Aber wenn der Satz nur im Sprachsystem der Satz ist, der er ist, welche Rolle spielt dann das System für die Bedeutung des Satzes, wenn es nicht ein anwesender ständiger Hintergrund im Gebrauch der Sprache ist? Die Antwort, die Wittgenstein gibt, kann enttäuschend erscheinen, aber das ist die Auflösung von Täuschung, die das Annehmen philosophischer Klärungen eben mit sich bringt (PG VII.104 d):

Ich sagte, es sei das System der Sprache, welches den Satz zum Gedanken macht und ihn uns zum Gedanken macht.

Es heißt nicht: es ist das System der Sprache, welches uns den Satz, wenn wir ihn gebrauchen, zum Gedanken macht, denn das System ist dann nicht anwesend und es braucht gar nichts, das uns den Satz lebendig macht, da die Frage der Lebendigkeit gar nicht auftaucht. Wenn wir dagegen fragen: 'warum kommt uns der Satz nicht isoliert und tot vor, wenn wir nämlich über sein Wesen, seinen Sinn, den Gedanken, etc., nachdenken', so kann man sagen, dass wir uns dann im System der Sprache weiterbewegen.

Ein Bericht über Wittgensteins logische Behandlung des Begriffs Verstehen wäre unvollständig, wenn er sich auf das Bisherige beschränkte. Die erforderliche Ergänzung kann an das erwähnte Zugeständnis anknüpfen, dass wir 'verstehen' vieldeutig und darunter auch für ein 'Erlebnis' verwenden. Zugleich ist die Ergänzung geeignet, das verengende Verständnis

Wittgensteins als Sprachphilosoph nicht nur methodologisch (wie bisher), sondern auch bezüglich deskriptiver Klärungen im einzelnen zu korrigieren. Indem Wittgenstein nämlich zugesteht, dass 'verstehen' auch für ein Erlebnis verwendet werden kann, wird und macht er darauf aufmerksam, dass Erlebnisse des Verstehens auch für das Verstehen von Sprachlichem den Rahmen bilden. In PU hat Wittgenstein diese Verwendungen in den Rahmen seiner Klärungen zum Aspektsehen eingeordnet und von den logisch grundlegenden Verwendungen für die Sprachliches beschreibenden und verständlichen machenden Begriffe (Bedeutung, Sinn, Verstehen etc.) abgetrennt, dabei aber von vornherein eingeräumt, dass die Klärung des logisch Grundlegenden dieser Ergänzung bedarf. Denn die Erklärung der Bedeutung eines Wortes als sein Gebrauch in der Sprache soll von vornherein nur für eine große Klasse von Fällen gelten, nicht für alle. (PU § 43) Die anderen Fälle bringt Wittgenstein unter den Titel: „((Die Bedeutung (–) eine Physiognomie.))“ (PU § 568 b) Deskriptiv aufgeklärt wird sie unter dem Titel 'Aspektverstehen' bezüglich Sprachlichem (PPF §§ 260-303).

In BT dagegen sind die Fälle, in denen man 'verstehen' einen Erlebnis-Sinn zubilligen muss, schon in Kap.2 des Buches Thema. Deshalb kontrastiert Wittgenstein das Verstehen eines Satzes mit dem, was es heißt, „ein gemaltes Bild zu verstehen“ (BT 8 a-c). Wenn wir in einem solchen (Genre-)Bild Figuren trotz der Kleinheit ihrer Darstellung z.B. als Menschen sehen, ist das „ganz analog dem Sehen des Bildes / der Zeichnung / als dreidimensionales Gebilde.“ Wittgenstein hat auch schon seine Lösung gegen reduktionistische Erklärungen des Aspektsehens:

„Wir können hier nicht sagen, wir sehen immer dasselbe und fassen es nachträglich einmal als das Eine (sc. eine Kombination von Strichen oder Farbflecken) und einmal als das Andre (sc. als die intendierte Darstellung eines Anblicks) auf, sondern wir sehen jedes Mal etwas Anderes.“

Dass Letzteres der Fall ist, zeigt sich an unseren (auch und vor allem) sprachlichen Reaktionen, die sich von denen auf wirkliche Szenen nicht unterscheiden müssen (bei Darstellung eines Markttreibens sagen wir etwa 'da sind Bauern auf dem Markt und verkaufen ihre Produkte'). Dass wir so reagieren, spricht dafür, dass uns solche bildlichen Darstellungen vertraut sind, dass wir sie „assimiliert“ haben und ein *stetiger* Aspekt unsere Wahrnehmung prägt. Auffällig wird ein stetiger Aspekt nur beim Wechsel der Aspekte, wenn uns etwa ein Bild zunächst als Kombination von Farbflecken erscheint und wir Mühe aufwenden müssen, in ihm das Dargestellte erkennen zu können. Wenn es uns gelungen ist, ist der Aspekt des Bildes umgesprungen. Deshalb hat Wittgenstein das Phänomen in PU dann zunächst an

einfachen psychologischen Testbildern wie dem Hasen-Enten-Kopf des Psychologen Jastrow erläutert. Dass 'wahrnehmen' und 'sehen als' verschiedene Begriffe ausdrücken, zeigt sich am „kategorischen Unterschied der beiden 'Objekte' des Sehens“ (PPF § 111), das im Wahrnehmen ein Objekt oder eine Szene ist, im Sehen-Als aber „eine interne Relation zwischen ihm und anderen Objekten“ (z.B. eine Ähnlichkeit in einem Gesicht sehen). (PPF § 247)

Bezüglich des Begriffs 'Aspektblindheit' bemerkt Wittgenstein: „Die Wichtigkeit dieses Begriffs liegt in dem Zusammenhang der Begriffe 'Sehen des Aspekts' und 'Erleben der Bedeutung eines Wortes'.“ (PPF § 261) Er hat diesen Begriff in BT noch nicht, aber die Relevanz seines Vergleichs zwischen dem Verstehen eines Satzes und dem eines Bildes ist dieselbe: Er weist daraufhin, dass ein stetiger Aspekt auch für das Verstehen von Sprachlichem wichtig ist – man muss zum Verstehen etwas Geäußertes als bedeutungsvoll, etwas zu verstehen gebend, auffassen. Das zeigen Beispiele, an denen uns diese Auffassung Schwierigkeiten macht – wenn ein Satz in einer Chiffre geschrieben ist, die wir erst entziffern müssen (BT 6-7). Und deshalb gilt, dass wir jedes Mal etwas Anderes sehen / jedes Mal etwas Anderes verstehen auch für Sätze (BT 9):

Und so auch, wenn wir einen Satz mit Verständnis und ohne Verständnis lesen. (Erinnere Dich daran, wie es ist, wenn man einen Satz mit falscher Betonung liest, ihn daher nicht versteht und nun auf einmal darauf kommt, wie er zu lesen ist.)

(Beim Lesen einer schleuderhaften Schrift kann man erkennen, was es heißt, etwas in das gegebene Bild hineinsehen.)

Für die Fälle, in denen wir auf den intendierten Aspekt erst Mühe verwenden müssen, ist die Beschreibung durchaus anwendbar, die man vom 'Meinen' zu geben geneigt ist, wenn man in der Illusion befangen ist, es sei ein ungreifbar psychischer oder geistiger Akt, der das tote Zeichen erst zum sinnvollen Symbol belebe oder begeiste, (BT 7):

'Ich sage das nicht nur, ich meine auch etwas damit'. – Wenn man sich überlegt, was dabei vorgeht, wenn wir Worte *meinen* (und nicht nur sagen), so ist es uns, als wäre dann etwas mit diesen Worten gekuppelt, während sie sonst leer liefen. – Als ob sie gleichsam in uns eingriffen.

Ich verstehe den Befehl als Befehl, d.h., ich sehe in ihm nicht nur diese Struktur von Lauten und Strichen, sondern sie hat – sozusagen – Einfluss auf mich. Ich reagiere auf einen Befehl (auch ehe

ich ihn befolge) anders, als etwa auf eine Mitteilung oder Frage.

Der Satz, wenn ich ihn verstehe, bekommt für mich Tiefe.

Ich sage: Das Verstehen besteht darin, dass ich eine bestimmte *Erfahrung* habe.–

Dass diese Erfahrung aber das Verstehen *dessen* ist – *was ich verstehe* – besteht darin, dass diese Erfahrung ein Teil meiner *Sprache* ist.

Wittgenstein leugnet also nicht, dass mit dem Verstehen eines Satzes ein Erlebnis verbunden sein kann, aber das Was des Verstehens ist allein mit den kargen logischen Betrachtungen aufzuklären, die sich in 'einen Satz verstehen heißt eine Sprache verstehen' zusammenfassen. Dass es so sein kann, nicht sein muss, ist einfach ein weiterer Aspekt des Widerfahrnis-Charakters des rezeptiven Umgangs mit der Sprache (BT 6):

Wenn mir jemand etwas sagt und ich verstehe es, so geschieht mir dies ebenso, wie, dass ich höre, was er sagt. / .../

Und hier ist Verstehen das Phänomen, das sich einstellt, wenn ich einen deutschen Satz höre, und welches dieses Hören vom Hören eines Satzes einer mir nicht geläufigen Sprache unterscheidet.

Das Meinen dagegen scheint den aktiven Umgang mit der Sprache zu betreffen. Meinen scheint die Tätigkeit (des Geistes, der Seele) zu sein, deren es zum Sprechenden (schreibenden) Gebrauch der Sprache bedarf. Aber das zu meinen (sagen zu wollen), verriete eine Illusion des Verbiums (Tätigkeitsworts), derzufolge jedes Verb eine Tätigkeit oder Handlung bezeichnet. Wohl kann aber gesagt werden, dass das Meinen mit dem aktiven Gebrauch der Sprache verbunden ist. Wenn man es, den französischen Sprachgebrauch als Hinweis verwendend, als 'sagen wollen', 'zu verstehen geben wollen' paraphrasiert, wird die Verbindung mit dem Gebrauch der Sprache durch das sich verständigen Wollen, sich äußern Wollen deutlich. Und so wie das Wollen selbst nur (grammatisch) metaphorisch die Tätigkeit des Willens ist, so auch das Meinen im Verhältnis zum Sagen. Wenn jemand ernsthaft spricht, meint er, was er sagt (will er sagen, was er sagt).

In BT behandelt Wittgenstein auf das Meinen bezügliche Fragen und Missverständnisse immer im Zusammenhang mit dem Verstehen, er wechselt oft in Bemerkungen direkt vom einen zum andern. Darin wirkt sich aus, dass er in LPA unter dem Denken als Sinn verleihender, weil bestimmender (bestimmt machender) Tätigkeit Sprecher- und Hörer-

Perspektive nicht voneinander differenziert hatte. So ist auch das Meinen kein Operieren der analytischen Denksprache beim Aussprechen eines unanalysierten Satzes, überhaupt kein das Sagen begleitender Vorgang (so wenig, wie das Verstehen ein das Hören begleitender Vorgang ist).

Wittgenstein wird aber auch von vornherein darauf aufmerksam, dass das Meinen eigene Illusionen mit sich bringt. So scheint die Aussage in Vergangenheitsform 'Ich habe ihn / das-und-das gemeint' stärker als 'Ich habe verstanden' zu unterstellen, in der Vergangenheit habe zum Zeitpunkt des Meinens ein bestimmter Vorgang stattgefunden (BT 155; PG V.62 d):

Wenn ich ihn nun aber fragte: Wie Du das Wort ausgesprochen hast, was hast Du gemeint? – Wenn er mir darauf antwortet: 'ich habe (sc. mit >Schach<) das Spiel gemeint, das wir so oft gespielt haben etc. etc.', so weiß ich, dass ihm diese Erklärung in keiner Weise beim Gebrauch des Wortes vorgeschwebt hatte, und dass seine Antwort meine Frage nicht in dem Sinne beantwortet, dass sie mir sagt, was, quasi 'in ihm vorging / vorgegangen ist', als er dieses Wort sagte.

'Aber mit dem Wort >Napoleon< bezeichnest Du doch, wenn Du es aussprichst, eben diesen Menschen'. – 'Wie geht denn, Deiner Meinung nach, dieser Akt des Bezeichnens vor sich? Momentan? Oder braucht er Zeit?' – 'Ja aber, wenn man Dich fragt: >hast Du jetzt eben den Mann gemeint, der die Schlacht von Austerlitz gewonnen hat<, wirst Du doch sagen: 'ja'. Also hast Du diesen Mann gemeint, *als Du den Satz aussprachst!* – Wohl aber nur etwa in dem Sinn, in welchem ich damals auch wusste, dass $6 \times 6 = 36$ ist.

Die Antwort 'ich habe den Sieger von Austerlitz gemeint' ist ein neuer Schritt in unserm Kalkül. Täuschend ist an ihm die vergangene Form, die eine Beschreibung zu geben scheint, was 'in mir' während des Aussprechens vorging.

Dennoch steckt in 'das soll er sein' ('er ist gemeint') „das ganze Problem der Darstellung“ (PG 62 a; BT 12 f.):

Wie kann ich wissen, dass er das Bild als Porträt des N meint?
 – Nun, etwa, indem er's sagt, oder drunter schreibt.
 – Welchen Zusammenhang hat das Porträt des N mit ihm (sc. N)? Etwa den, dass der Name darunter steht mit dem er angeredet wird.

Die Schwierigkeit, ist die Grammatik des Wortes 'meinen' klar zu sehen. Aber der Weg dazu ist nur der, über die Antwort auf die Frage 'welches ist das Kriterium dafür, dass wir etwas so meinen'

und welcher Art ist der Ausdruck, den dieses 'so' vertritt. Die Antwort auf die Frage 'wie ist das gemeint' stellt die Verbindung zwischen zwei sprachlichen Ausdrücken / ... / her. Also fragt auch die Frage nach dieser Verbindung.

Im Fall einer bildlichen Darstellung stellt die Frage 'wer ist damit gemeint' eine Verbindung zwischen zwei Darstellungsweisen her.

Im Zuge der Erweiterung seiner Überlegungen in die detailliertere Klärung des psychologischen Vokabulars auch über die mit dem Gebrauch der Sprache am engsten verbundenen Ausdrücke 'verstehen' und 'meinen' hinaus, kam Wittgenstein dazu zu sehen, dass die mit dem Meinen verbundenen Illusionen mit der Grammatik der psychologischen Sprache unvermeidlich verknüpft sind (PU §§ 357- 358):

Wir sagen nicht, ein Hund spräche *möglicherweise* zu sich selbst. Ist das, weil wir seine Seele so genau kennen? Nun, man könnte so sagen: Wenn man das Benehmen des Lebewesens sieht, sieht man seine Seele. – Aber sage ich auch von mir, ich spreche zu mir selber, weil ich mich so und so benehme? – Ich sage es *nicht* auf die Beobachtung meines Benehmens hin. Aber es hat nur Sinn, weil ich mich so benehme. – So hat es also nicht darum Sinn, weil ich es *meine*?

Aber ist es nicht unser Meinen, das dem Satz Sinn gibt? (Und dazu gehört natürlich: Sinnlose Wortreihen kann man nicht meinen.) Und das Meinen ist etwas im seelischen Bereich. Aber es ist auch etwas Privates!

Es ist das ungreifbare Etwas; vergleichbar nur dem Bewusstsein selbst.

Wie könnte man das lächerlich finden! Es ist ja, gleichsam, ein Traum unserer Sprache.

Wittgensteins Klärungen der naheliegenden Missverständnisse des psychologischen Vokabulars kann helfen, die Tagesreste im Traum der Sprache von den Fiktionen ihrer Verarbeitung zu trennen. Damit vor allem führt er seinen „Kampf gegen die Verhexung unseres Verstandes durch die Mittel unserer Sprache.“ Die Täuschungen, die er aufzudecken und aufzulösen unternimmt, sind „grammatische Täuschungen“, „grammatische Fiktion(en)“. (PU §§ 109, 110, 307) Und die zentrale, mit dem Gebrauch psychologischer Ausdrücke verbundene Fiktion und Täuschung ist die eines 'privaten' Inneren, zu dem nur der Sprecher Zugang hat.

Zu zeigen, dass das 'Meinen' nicht in einem solchen 'privaten' Raum stattfindet, ist gleichsam der erste Schritt in einer ausgedehnten Kampagne. Es findet nicht im 'privaten' Raum statt, weil es nur in einer Sprache möglich ist, die Sprache aber etwas intersubjektiv Öffentliches ist (da die Bedeutungen ihrer Ausdrücke durch Erklärungen konstituiert sind und Erklärungen zugänglich sein müssen, wenn Ausdrücke nicht verstanden werden – BT 4, vgl. PU §§ 503-4; PU Anm. bei § 39):

Wenn man aber sagt 'wie soll ich wissen, was er meint, ich sehe nur seine Zeichen', so *sage* ich: 'wie soll *er* wissen, was er meint, er hat ja auch nur seine Zeichen'.

Wie geht es vor sich: die Worte '*Das ist blau*' einmal als Aussage über den Gegenstand, auf den man zeigt – einmal als Erklärung des Wortes 'blau' *meinen*? Im zweiten Fall meint man also eigentlich '*Das heißt >blau<*' – Kann man also das Wort 'ist' einmal als 'heißt' meinen, und das Wort 'blau' als '>blau<'? Und ein andermal das 'ist' wirklich als 'ist'?

Es kann auch geschehen, dass jemand aus dem, was als Mitteilung gemeint war, eine Worterklärung zieht. [...]

Kann ich mit dem Wort 'bububu' meinen 'Wenn es nicht regnet, werde ich spazieren gehen'? – Nur in einer Sprache kann ich etwas mit etwas meinen. Das zeigt klar, dass die Grammatik von 'meinen' nicht ähnlich ist der des Ausdrucks 'sich etwas vorstellen' und dergl.

Für die Schwierigkeiten, das Missverständnis des Meinen als 'intentionales Erlebnis' aufzufassen, weicht Wittgenstein sogar einmal – und ohne systematischen Anspruch – von seinem Bruch mit dem Bild von Oberflächenstruktur und Tiefe des Wesens aus der LPA ab (PU Abschnitt 664):

Man könnte im Gebrauch eines Wortes eine 'Oberflächengrammatik' von einer 'Tiefengrammatik' unterscheiden. Das, was sich uns am Gebrauch eines Worts unmittelbar einprägt, ist seine Verwendungsweise im *Satzbau*, der Teil seines Gebrauchs – könnte man sagen – den man mit dem Ohr erfassen kann. – Und nun vergleiche man die Tiefengrammatik, des Wortes 'meinen' etwa, mit dem, was seine Oberflächengrammatik uns würde vermuten lassen. Kein Wunder, wenn man es schwer findet, sich auszukennen.

Das stellt keinen systematischen Anspruch, denn es heißt 'man könnte', nicht 'man muss'. Was im *Satzbau* der Sätze mit 'meinen', in dem es ein transitives Verb wie 'zielen' zu sein scheint, nicht offensichtlich ist, ist seine semantische Funktion. Die ist aber nichts in einer

Tiefe Verborgenes, das aufzudecken wäre, sondern „muss sich im Laufe des Kalküls zeigen.“ Verborgen ist nichts, „wir sehen ja den ganzen Satz!“ (PU § 559) Nur ist der Satz nicht isoliert denkbar (verständlich), sondern gehört mit anderen Sätzen und nichtsprachlichen Handlungen in Sprachspiele, in deren weiterem Zusammenhang (Kontext) auch die Funktion des Wortes 'meinen' und von Wendungen wie 'ich habe ... gemeint' deutlich wird. In ihnen gibt ein Sprecher etwas über sich zu verstehen, wovon er reden will oder was er hat sagen wollen. Und darin ist 'meinen' weniger mit 'zielen' verwandt als mit 'auf jemanden/etwas zugehen'. Und trotz dieser Verwandtschaft ist es keine 'geistige Tätigkeit'⁶¹, also „eine Art geistiges Zeigen, Hinweisen“ (Z 12). Das zu sagen wäre „dumm“: „Weil man damit eine falsche Vorstellung von der Funktion des Wortes begünstigt.“

(Z 20; Z 24):

Statt 'Ich habe *ihn* gemeint' kann man auch sagen 'Ich habe von *ihm* gesprochen'. Und wie macht man das: mit diesen Worten von *ihm* sprechen? Warum klingt es falsch, zu sagen 'ich habe von ihm gesprochen, *indem* ich bei den Worten auf ihn zeigte'?

'Ihn meinen' heißt etwa: von ihm reden. Nicht: auf ihn zeigen. Und wenn ich von ihm rede, besteht freilich eine Verbindung zwischen meiner Rede und ihm, aber diese Verbindung besteht in der Anwendung der Rede, nicht in einem Akt des Zeigens. Das Zeigen ist selbst nur ein Zeichen, und es kann im Sprachspiel die Anwendung der Sätze regeln, also, was gemeint ist, anzeigen.

Um sich über das Meinen klar zu werden, muss das Sprachspiel mit dem Wort beschrieben werden und der grundlegende Fehler vermieden werden, „zu sagen, Meinen bestehe in etwas.“ (Z 16) Es besteht nur in dem, was die Beschreibung des Sprachspiels zeigt.

61 Obwohl eher mit einer Tätigkeit verwandt als mit einem Geschehen/Widerfahrnis – vgl. PG VII.107 b, f-h (156 f.): „nicht etwas was ...uns geschähe (...) aber was wir tun. ... – ...

Wir wollen sagen: 'Wenn wir meinen, so ist hier kein totes Bild (welcher Art immer), sondern es ist als gingen wir auf jemand zu. Wir gehen auf das Gemeinte zu.' (-) Aber hier konstruieren wir fälschlich einen Gegensatz zwischen der Erfahrung (sc. des Meinens) und etwas anderem, als ob Erfahrung das wäre, wenn man ruhig sitzt und die Bilder an sich vorbeiziehen lässt.

'Wenn man meint, so meint man selber'; so bewegt man sich selber. Man stürmt selber vor und kann dabei das Vorstürmen nicht auch beobachten. Gewiss nicht.

Ja, meinen ist, wie wenn man auf jemanden zugeht.“

Psychologie II

Denken, Absicht, Erwartung, Wunsch – Die Lösung des Rätsels der Intentionalität

'Meinen' und 'verstehen' sind das sprachliche Handeln selbst (weiter) verständlich machende psychologische Ausdrücke. Wittgensteins Kampagne zur Auflösung des Traums unserer Sprache von einem privat abgeschlossenen psychologischen Inneren geht von ihnen aus und wendet sich dann dem Ausdruck 'denken' selbst zu, der entwicklungsgeschichtlich aufgrund der Denksprachen-Annahme in der LPA im Hintergrund von 'verstehen' und 'meinen' steht wegen der in der LPA nicht gemachten Unterscheidung von Sprecher- und Hörer-Perspektive – in beiden wird der Sinn des Satzes durch Operieren des Kalküls der Wahrheitsfunktionen zur Sicherung der Bestimmtheit des Sinns des Satzes 'gedacht'. Dieser Gebrauch von 'denken' ist eine konstruktive Verzeichnung unseres normalen Gebrauchs.

Das Operieren des Kalküls der Wahrheitsfunktionen als Denken des Satzes ist gleichsam die Betätigung eines logischen Mechanismus. Diese Vorstellung kritisiert Wittgenstein daher zuerst (BT 211):

Man ist (durch die irreführende Grammatik) versucht zu fragen: wie denkt man den Satz p, wie erwartet man, dass das und das eintreffen wird (wie macht man das [?]). Und in dieser falschen Frage liegt wohl die ganze Schwierigkeit in nuce enthalten.

'Wie arbeitet der Gedanke, wie bedient er sich seines Ausdrucks?' – das ist /klingt / analog *der Frage*: 'wie arbeitet der Musterwebstuhl, wie bedient er sich der Karten?'

Das Gefühl ist, dass mit dem Satz 'ich glaube, dass p der Fall ist' der Vorgang des Glaubens nicht beschrieben sei (dass vom Webstuhl nur die Karten gegeben seien und alles übrige nur angedeutet ist). Dass man die Beschreibung 'ich glaube p' durch die Beschreibung eines Mechanismus ersetzen könnte, worin dann p, d.h. *jetzt* die Wortfolge 'p', wie die Karten eines Webstuhls nur als ein Bestandteil vorkommen würde. Aber hier ist der Irrtum: Was immer diese Beschreibung enthielte, wäre für uns wertlos, außer eben der Satz p *mit seiner Grammatik*. Sie ist quasi der eigentliche Mechanismus, in welchem /... / eingebettet liegt.

Die Grammatik bzgl. Denken führt in die Irre, insofern Ausdrücke wie 'ich denke so-und-so, indem ich ...(davon ausgehe,, und deshalb schließe...)' möglich sind, die das Denken als eine sich bestimmter und also möglicher alternativer Mittel bedienender Tätigkeit erscheinen lassen. Darin wäre dann eine doppelte-Vorgangs-Auffassung impliziert, das

Denken selbst und der Prozess der Verwendung der Mittel (seines Ausdrucks). Den Vorgang des Denkens selbst müssten wir dann erst entdecken oder erforschen. Diese Vorstellung ist das Angriffsziel von Wittgensteins Klärungen (BT 221-2):

[Das Denken ist nicht mit der Tätigkeit eines Mechanismus zu vergleichen, den wir von außen sehen, in dessen Inneres wir aber erst dringen müssen.]

....

Der Gedanke ist wesentlich das, was durch einen Satz ausgedrückt ist, wobei 'ausgedrückt' nicht heißt 'hervorgerufen'. Ein Schnupfen wird durch ein kaltes Bad hervorgerufen, aber nicht durch ein kaltes Bad 'ausgedrückt'.

Man hat nicht den Gedanken und *daneben* die Sprache. – Es ist also nicht so, dass man für den Andern die Zeichen, für sich selbst aber einen stummen Gedanken hat. Gleichsam einen gasförmigen, oder ätherischen Gedanken, im Gegensatz zu sichtbaren, hörbaren Symbolen.

Man könnte also sagen, am *Gedanken* ist nichts wesentlich privat. – Es kann jeder in ihn Einblick nehmen.

Die Wesentlichkeit des Ausdrucks für den Gedanken [die interne Beziehung zwischen einem Gedanken und (s)einem Ausdruck] ist Wittgenstein in seiner zweiten Phase an der Auseinandersetzung mit Freges Kritik der formalistischen Auffassung der Arithmetik deutlich geworden⁶²:

Für Frege besteht die Alternative: ein Zeichen hat entweder eine Bedeutung, d. h. es vertritt einen Gegenstand – ... – oder es ist nur die mit Tinte auf das Papier gemalte Figur.

Aber diese Alternative besteht nicht zu Recht. Es gibt, wie schon das Schachspiel zeigt, etwas Drittes: Der Bauer hat im Schachspiel weder eine Bedeutung in dem Sinn, dass er etwas vertritt, dass er Zeichen *von* etwas ist, noch ist er bloß die aus Holz geschnitzte Figur, die auf einem Holzbrett herumgeschoben wird. Was der Bauer ist, wir erst durch die Regeln des Schachspiels bestimmt.

Dieses Beispiel zeigt, dass wir nicht sagen dürfen: ein Zeichen ist entweder Zeichen von etwas, oder es ist nur das sinnlich wahrnehmbare Gebilde. Etwas am Formalismus ist also berechtigt, und Frege hat diesen richtigen Kern nicht gesehen.

Die 'Bedeutung' des Bauern ist, wenn man will, die Gesamtheit der Regeln, die für ihn gelten. Und so kann man auch sagen: Die Bedeutung eines Zahlzeichens ist die Gesamtheit der Regeln, die für dasselbe gelten.

Wittgensteins beeindruckende Bereitschaft, einmal erreichte Klärungen immer wieder zu

62 Wittgenstein und der Wiener Kreis 150.

erwägen, dokumentiert die Bemerkung (BT 225). „Spiele ich eigentlich doch nicht das Schachspiel selbst, da die Figuren ja² auch anders sein könnten?!“ Aber das Ausrufezeichen hinter dem Fragezeichen deutet eine rhetorische Frage an: Ich spiele das Schachspiel selbst, welche Ausdrucksmöglichkeiten seiner Regeln (z.B. schriftliche Notate der Spielpositionen) oder Spielsteine ich auch verwende, aber irgendwelche muss ich verwenden. Der Vergleich mit dem Schachspiel hat die Sprachspiel-Terminologie auf den Weg gebracht, weil die Frage, was ein Wort ist, analog der Frage ist, was ist eine Schachfigur (BT 263):

Verschiedene Arten von Schachfiguren wie Läufer, Rössel, etc. entsprechen verschiedene Wortarten.

Ich komme hier auf jene Methode der Zeichenerklärung, über die sich Frege so lustig gemacht hat. Man könnte nämlich die Wörter 'Rössel', 'Läufer', etc. dadurch erklären, dass man die Regeln angibt, die von diesen Figuren handeln.

Die Abweisung der Mechanismus-Analogie für das Denken trifft den Gehalt der Denksprachen-Annahme, die Betonung der Wesentlichkeit eines/seines Ausdrucks für den Gedanken eine (semantische) Version der doppelten-Vorgangs-Auffassung. Beide Gedankenbewegungen bieten Munition für die Kritik vieler heute an elektronischen Rechnern und ihrer Programmierung orientierter philosophischer Psychologie und überhaupt von *language-of-thought*-Hypothesen. Die Kritik an 'wesentlicher Privatheit' und die Erörterung der Frage, ob es Gründe für das Denken überhaupt gibt, treffen Missverständnisse, die nicht nur im Philosophieren beheimatet sind, sondern auch das alltägliche Verstehen charakterisieren.

Die Annahme 'wesentlicher' Privatheit' drückt sich z.B. umgangssprachlich in der oft gehörten Bemerkung aus: 'Man kann nie wirklich wissen, was in einem anderen >vorgeht<'. Dagegen ist mit Wittgenstein zu sagen: Man kann es wissen, wenn er es einem (aufrichtig) sagt, bekundet. Und darin ist dann auch schon der Sinn von Privatheit des Inneren berührt, die tatsächlich besteht. Der andere muss auf die Frage 'was denkst du wirklich?' überhaupt nicht antworten, muss sich nicht äußern, kann es 'bei sich' behalten. Und er muss nicht aufrichtig sein. Das stellt psychologische Äußerungen in 1. Person unter eigentümliche Evidenz-Bedingungen, die Wittgenstein vor den PU nirgends in dieser Prägnanz formuliert hat (PPF § 319):

Für die Wahrheit des *Geständnisses*, ich hätte das und das gedacht, sind die Kriterien nicht die der wahrheitsgemäßen *Beschreibung* eines Vorgangs. Und die Wichtigkeit des wahren Geständnisses liegt nicht darin, dass es irgend einen Vorgang mit Sicherheit richtig wiedergibt. Sie liegt vielmehr in den besonderen Konsequenzen, die sich aus einem Geständnis ziehen lassen, dessen Wahrheit durch die besonderen Kriterien der *Wahrhaftigkeit* verbürgt ist.

Wittgenstein schreibt hier von einem 'Geständnis' (weshalb seine englischen Ausleger von 'avowal' reden), aber für Äußerungen mit psychologischen Prädikaten in 1. Person Präsens allgemein ist im Deutschen der Ausdruck 'Bekundung' vorzuziehen. Bekundungen sind, anders als Äußerungen mit andern Prädikaten in 1. Person, die einer direkten Wahrheitsüberprüfung zugänglich sind, nur indirekt mit den wahr-falsch-Spielen verknüpft, durch die besonderen Kriterien der Wahrhaftigkeit. Dass ich 1,79 m groß bin, ist keine Bekundung. Das weiß auch ich nur dadurch, dass ich gemessen worden bin und ein anderer, der mich für größer/kleiner hielte, könnte es mittels Verwendung des objektiven Verfahrens der Längenmessung nachprüfen. Dass ich mich gut/schlecht fühle, ist eine Bekundung, für die nur meine Wahrhaftigkeit bürgt.

Wahrhaftigkeit ist eine Disposition, Dispositionen lassen sich nicht an einem einzelnen Fall bewahrheiten, es bedarf dazu mehrerer (und die Frage 'wie vieler?' ist sinnlos, erlaubt keine verständliche Antwort – vgl. PU I, § 145 b). Die Kriterien der Wahrhaftigkeit liegen daher in dem, was Juristen konkludentes Verhalten nennen (Wittgenstein würden 'Benehmen' vorziehen). Auch was es mit einer Bekundung auf sich hat, zeigt sich also im weiteren Verlauf des Sprachspiels (Kalküls). Und für den Bekundenden selbst gilt, was ich schon einmal angeführt habe (PU § 357): „Ich sage es nicht auf die Beobachtung meines Benehmens hin. Aber es hat nur Sinn, weil ich mich so benehme“ – mich im Fall der Bekundung also so benehme, wie mit dem Bekundeten vereinbar ist.

Die Aufklärung des deskriptiv einlösbaren Sinns von Privatheit des psychischen Inneren – es muss nicht ausgedrückt, kann 'bei sich' behalten werden – bedingt nun eine Kritik der auch umgangssprachlichen Vorstellung, Denken finde 'im Kopf' ('im Gehirn') statt (BT 220-1):

Eine der gefährlichsten Ideen ist, merkwürdigerweise, dass wir mit dem Kopf, oder im Kopf denken.

Die Idee von einem Vorgang im Kopf, in dem gänzlich abgeschlossenen Raum, *gibt dem Denken* etwas Okkultes.

Eigentlich heißt, dass Denken im Kopf vor sich gehe, nur, dass der Kopf damit zu tun hat. Aber wenn man etwas schreibend ausführt, tut man das ja nicht ohne zu denken ('gedankenlos'), und dann ist 'man denkt mit der Feder auf dem Papier' als „Ortsangabe“ für das Denken „mindestens so gut wie die erste.“ An die Vorstellung 'Denken im Kopf' ist die „eines maschinellen Prozesses, der in einem abgeschlossenen Raum vor sich geht“ anschließbar (wie in der Denksprachen-Annahme). Aber nicht erst diese.

Schon die Bezeichnung 'Tätigkeit' für's Denken ist in einer Weise irreführend. Wir sagen: das Reden ist eine Tätigkeit unseres Mundes. Denn wir sehen dabei unseren Mund sich bewegen und fühlen es, etc. In ... / diesem / Sinne kann man nicht sagen, das Denken sei eine Tätigkeit unseres Gehirns.

....

Zu sagen, Denken sei eben eine Tätigkeit des Geistes, wie Sprechen des Mundes, ist eine Travestie (*der Wahrheit*).

Wir gebrauchen eben ein Bild, wenn wir von der Tätigkeit des Geistes reden.

....

Die Wendung 'dass etwas in unserem Geist vor sich geht', soll, ... , andeuten, dass es im physikalischen Raum nicht lokalisierbar ist. Von Magenschmerzen sagt man nicht, dass sie in unserem Geist vor sich gehen, obwohl der physikalische Magen ja nicht der unmittelbare Ort der Schmerzen ist, in dem Sinn, in welchem er Ort der Verdauung ist.

Wir würden wohl, wenn wir genau überlegen, auch nicht sagen, Sprechen sei eine Tätigkeit des Mundes, sondern der Person, die beim Sprechen unvermeidlich ihren Mund bewegt. Aber davon sind Wittgensteins klärende Kontrastierungen nicht wesentlich betroffen. Die Vorstellung von 'Denken im Kopf' missversteht das psychisch Innere (das durch Verschweigen und Verbergen Können gekennzeichnet ist) *räumlich* analog der räumlichen Lokalisierung des Gehirns im Schädel. Auf diesem Missverständnis beruhen alle angeblichen Ergebnisse einer Hirnforschung, die glaubt, aus bildgebenden Verfahren für Gehirnprozesse psychologische Schlussfolgerungen ziehen zu können. Sie sitzt einer grammatischen Fiktion auf, die aus dem Bild 'im Kopf', der 'Tätigkeit' des Denkens (mit der Option der maschinellen Analogie) und der Illusion wesentlicher Abgeschlossenheit ('Privatheit') des Denkens gewebt ist.

Stärker als diese kritischen Klärungen haben Wittgensteins Überlegungen zu 'Grund' (Gründen) für Denken überhaupt deskriptiven und methodisch selbstreflexiven Sinn. Als Beispiel für Denken nimmt Wittgenstein das Berechnen von Wandstärken für Kessel (BT 227,

231; vgl. PU § 466):

Wozu denkt der Mensch? Wozu ist es nütze? Wozu berechnet er Dampfkessel und überlässt es nicht dem Zufall,/ wie stark die Wand des Kessels wird /? Es ist doch nur Erfahrungstatsache, dass Kessel, die so berechnet wurden, nicht so oft ... / explodierten /. Aber so, wie er alles eher täte, als die Hand ins Feuer zu stecken, das ihn früher gebrannt hat, so wird er alles eher tun, als den Kessel nicht berechnen. Da uns aber Ursachen nicht interessieren, so können wir nur sagen: die Menschen denken tatsächlich: sie gehen z.B. in dieser Weise vor, wenn sie einen Dampfkessel bauen. Kann nun ein so erzeugter Kessel nicht explodieren? Oh ja. –

....

'Aber Du glaubst doch auch, dass mehr Kessel explodieren würden / ... /, wenn die Kessel nicht berechnet würden.' 'Ja, ich glaube es; – aber was will das sagen?' Folgt daraus, dass es weniger *sein* werden? Und was ist die Grundlage dieses Glaubens?

Dass der Mensch überhaupt denkt, dafür lässt sich kein Grund angeben, und das ist einer der Gründe dafür, warum die philosophische Klärung rein deskriptiv bleiben muss (BT 228 f.):

Ich kalkuliere *so*, weil ich nicht anders kalkulieren kann. (Ich glaube *das*, weil ich nicht anders glauben kann.)

Es lässt sich kein / ... / Grund angeben, weswegen man denken soll.

Es sei denn ein Grund von der Art dessen, weswegen man essen soll.

Man kann einen Gedanken aus anderen begründen, aber nicht das Denken. Das, glaube ich, ist es, was unsere Untersuchung rein beschreibend macht.

So wie die Regeln der Grammatik nicht begründet werden können, insofern die Grammatik autonom ist, so gelangen Begründungen in philosophischen Betrachtungen immer wieder an ein Ende: „Wir erwarten *dies* und werden von *dem* überrascht; aber die Kette der Gründe hat ein Ende.“ (PU §§ 326, 472-4; BT 228):

Die Natur des Glaubens an die Gleichförmigkeit des Geschehens wird vielleicht am klarsten im Falle, in dem wir Furcht vor dem Erwarteten empfinden. Nichts könnte mich dazu bewegen, meine Hand in die Flamme zu stecken, – obwohl ich mich doch *nur in der Vergangenheit* verbrannt habe.

Der Glaube, dass mich das Feuer brennen wird, ist von der Art der Furcht, dass es mich brennen

wird.

Dass mich das Feuer brennen wird, wenn ich die Hand hineinstecke: das ist Sicherheit.

D.h., das sehen wird, was Sicherheit bedeutet. (Nicht nur, was das Wort 'Sicherheit' bedeutet, sondern was es mit ihr auf sich hat.)

Ein letzter Komplex im Zusammenhang mit 'Denken' greift in das Thema 'Absicht /Intentionalität' über, dem ich mich jetzt zuwende.

Wittgenstein zitiert mehrfach (z.B. BT 217, PU § 518) ein kurzes Stück aus Platons *Theätet* :

Sokrates zu Theaitetos: 'Und wer vorstellt, sollte nicht etwas vorstellen?'

Th.: 'Notwendig'.

Sok.: 'Und wer etwas vorstellt, nichts Wirkliches?'

Th.: 'So scheint es'.(189 a)

In PU verfährt Wittgenstein mit dem Schein dieses Rasonnements nach einer seiner methodischen Maximen: „von einem nicht offenkundigen Unsinn zu einem offenkundigen übergehen“ (PU § 464, vgl. § 524), indem er hinzufügt:

Und wer malt, sollte nicht etwas malen – und wer etwas malt, nichts Wirkliches? – Ja, was ist das Objekt des Malens: das Menschenbild (z.B.) oder der Mensch, den das Bild darstellt?

Natürlich muss, wer etwas malt oder vorstellt, nichts Wirkliches malen (darstellen: denn 'vorstellen' erklärt sich als 'Darstellung in einem Darstellungsmedium' und das Darstellungsmedium können imaginierte Bilder und Szenen sein – vgl. PU § 397). Das gemalte Bild eines Menschen kann ein Porträt sein (und stellt dann einen bestimmten Menschen dar) oder ein Genrebild (dann ist sein Gegenstand 'das Menschenbild'). (vgl. PU § 522) Aber die kurze Abweisung der zögernden Schlussfolgerung des Theaitetos verdeckt, wie sehr und zentral das Rätsel der Intentionalität, auf das der Dialog anspielt, Wittgenstein bis zu seiner grammatischen Auflösung beunruhigt hat.

Die Bildtheorie des Satzes in LPA war sein erster Versuch der Lösung dieses Rätsels, das so formuliert werden kann: Wie kann man denken, was nicht der Fall ist? (vgl. PU § 95) Denn wenn etwas nicht der Fall ist, existiert es nicht, ist nichts. Aber nichts zu denken scheint doch

dasselbe zu sein, wie überhaupt nicht zu denken. Die Äußerung eines Nicht(s)-Gedankens wäre also Unsinn.

Es ist klar, dass dieses Rätsel allgemein mit der Grundunterscheidung von Sinn und Wahrheit-oder-Falschheit beantwortet ist – was gedacht wird, ist gegebenenfalls sinnvoll, hat (einen) Sinn. Etwas Wirkliches ist das Gedachte nur, wenn der den Sinn ausdrückende Satz wahr ist. Aber in der LPA wird die Antwort in Form einer elaborierten, der Intention nach erklärenden Theorie der Darstellungsleistung von Sätzen präsentiert. Im Rahmen der deskriptiven Philosophie-Konzeption in Verbindung mit der Auffassung der Autonomie der Grammatik kann es eine derartige erklärende Theorie des Satzes nicht geben. Also musste Wittgenstein die Bildtheorie des Satzes aufgeben und in eine deskriptiv einlösbare Auffassung transformieren. Um die Gedankenbewegung zu verstehen, muss man zunächst den Anschein des Explanatorischen an der Bildtheorie des Satzes und die Auflösung des Rätsels der Intentionalität in ihrem Rahmen ansehen.

Ein Satz ist für die LPA wesentlich wahr-oder-falsch, er ist bipolar. (Bipolaritätsprinzip) Zugleich ist er wesentlich komplex, eine strukturierte Verknüpfung von Wörtern (Namen), und Wörter haben nur im Satzzusammenhang Bedeutung. (Satzzusammenhangsprinzip) Weil der Satz alles, was seinen Sinn ausmacht, auch schon in sich enthalten muss (weil das Satzzusammenhangsprinzip als sowohl notwendige als auch schon hinreichende Bedingung für Wortbedeutung verstanden wird), muss der Sinn des Satzes bestimmt sein. Die „Forderung der Bestimmtheit des Sinnes“ (3.23) fordert einfache, nicht weiter analysierbare Zeichen, führt also zur Forderung der Analyse jedes normalen Satzes in eine Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen, in denen solche einfachen Zeichen (Urzeichen oder eigentliche Namen) auftreten. Und diese Forderung wird, wie dargestellt, noch überboten durch die Denksprachen-Annahme, dass eine solche logische Analyse im 'Denken' des Satzsinn schon operiert wird (unbewusst verfügbar ist – das begründete die retrospektive Charakterisierung der Theorie als 'dynamische Theorie des Satzes' und den darin steckenden Vergleich mit Freuds Theorie des dynamisch Unbewussten – Z 444).

Im Rahmen dieser Konzeption ist das Rätsel der Intentionalität so aufgelöst: Gedacht oder geäußert (behauptet) wird mit einem Satz ein Sinn, der, weil über seine Wahrheit oder Falschheit noch nichts ausgemacht ist, nichts Wirkliches ist, sondern (eine) Möglichkeit(en) darstellt. Aber die Elemente des Sinns (der Sätze – in Analyse) beziehen sich vermöge der doppelsinnigen Vertretungs-/Bedeutungsbeziehung von Namen (einfachen) Zeichen schon auf

die Welt/Wirklichkeit, so dass der Sinn nicht nichts, nicht Unsinn, ist, sondern eine Möglichkeit des Sich-Verhaltens von Gegenständen zueinander in einem Sachverhalt, die realisiert (wahr) sein kann oder nicht (falsch).

Den Anschein des Explanatorischen hat diese Theorie, weil sie in einer Schrittfolge zeigt, wie etwas Komplexes (der Satz und sein Sinn) auf etwas Elementares (die Namen und ihre doppelsinnige Beziehung auf ihre Gegenstände, damit auf die Wirklichkeit/Welt) zurückgeführt werden kann. Aber der Anschein ist entweder falsch oder unsinnig. Falsch ist er, insofern Wittgenstein ja schon für den Satz eine interne Beziehung zur Wirklichkeit (seine Form der Abbildung) unterstellt und ihn die Zurückführung dieser internen Beziehung auf die interne Beziehung von Namen zu ihren Gegenständen nicht wirklich weiter bringt, sondern nur weitere Aspekte der internen Beziehung des Satzes beleuchtet (denn die Wörter sollen ja vermöge des Satzzusammenhangsprinzips wesentlich in Sätze gehören). Unsinnig ist der Anschein des Explanatorischen, wenn die Beziehung des Satzes auf Sachverhalt/Tatsache als Beziehung zwischen Tatsachen expliziert wird (Bildtatsache – vgl. 2.1, 2.141 – und, im Fall der Wahrheit des Satzes, dargestellter Tatsache). Denn für diese Explikation stellt sich ja die Frage: Warum soll das Bild das Bild der Tatsache sein und nicht umgekehrt (auch) die Tatsache das Bild des Bildes. (Isomorphie ist logisch, weil transitiv und symmetrisch, auch reflexiv, d.h. eine Äquivalenzrelation.) In der LPA-Konzeption hat sich Wittgenstein den Scheincharakter einer Erklärungsleistung seiner Theorie durch metaphysische Annahmen verdeckt, die als externe Verankerungspunkte zur Garantie von Sinn und Bedeutung fungieren: Das Denken der Satzsinne als Projektion der Satzzeichen einerseits (3.12); die Formen der Gegenstände, die die Namen in die Sprache absorbieren sollten, andererseits (das war ja seine Erklärung der metaphorischen Auskunft, der Satz reiche mit seinem Sinn bis zur Wirklichkeit – 2.1511: „that the forms of the entities are contained in the form of the proposition which is about these entities“⁶³). Metaphysische Annahmen aber sind nicht wirklich explanatorisch.

Denken der Satzsinne und Form der Gegenstände zusammen stiften in der LPA, was Wittgenstein retrospektiv die 'Harmonie zwischen Gedanken und Wirklichkeit' genannt hat. Den Rahmen seiner selbstkritisch transformierten Konzeption gilt die Bemerkung (PG VIII.112 e; Z 55): „Wie alles Metaphysische ist die Harmonie zwischen Gedanken und Wirklichkeit in der Grammatik der Sprache aufzufinden.“

63 'Some Remarks on Logical Form' (1929), a.a.O., 34.

Ein Beispiel, an dem Wittgenstein die veränderte Auffassung mehrfach erläutert, hält engen Kontakt zur früheren Theorie über die Beziehung Name/Gegenstand und die Transformation der scheinbar 'ewigen', 'unzerstörbaren' Gegenstände als Elemente der 'Substanz der Welt' – faktisch hat Wittgenstein die einfachen Gegenstände nur „das Feste, das Bestehende“ genannt (2.027)⁶⁴ – in Muster oder Paradigmen, auf die Ausdrücke für Wahrnehmbares in ostensiven Bedeutungserklärungen geeicht sind (PG IX.113 b; PU § 429):

Die Übereinstimmung, Harmonie, von Gedanke und Wirklichkeit liegt darin, dass, wenn ich fälschlich sage, etwas sei rot, es doch immerhin nicht rot ist. Und wenn ich jemandem das Wort 'rot' im Satze 'Das ist nicht rot' erklären will, ich dazu auf etwas Rotes zeige.

Der Farbausdruck 'rot' ist ostensiv anhand eines Musters erklärt (erklärbar). Wenn eine Äußerung des Satzes 'Das ist rot' falsch ist, kann man sich durch eine Wahrnehmungsprüfung davon überzeugen, indem man die Farbe des Gegenstands der Aussage ('Das') mit der des Musters vergleicht und Nichtübereinstimmung feststellt – so wie das Mustersieht es nicht aus. Wenn das Muster 'rot' definiert, dann ist 'Das' jedenfalls nicht rot und insofern seine Farbe nur negativ bestimmt, als alle anderen Farbmöglichkeiten offengelassen sind. Und komplementär wäre in der Worterklärung anhand des Satzes 'Das ist nicht rot' in der Wahrnehmungsprüfung wieder 'Das' mit dem gleichzeitig gegebenen Muster zu vergleichen und Nichtübereinstimmung festzustellen. (In diesem Fall könnte eine Bedeutungserklärung für die faktisch vorliegende Farbe erst noch zu geben sein.) Jedenfalls stiften die Bedeutungserklärungen erst die internen Beziehungen (im Beispiel zwischen Mustern und Farben), durch deren Gebrauch (oder Unterstellung) erst die Harmonie zwischen Gedanke/Satz und Wirklichkeit ermöglicht ist. Statt, wie in der LPA, die Harmonie zwischen Sprache und Wirklichkeit auf eine metaphysische 'logische Struktur der Welt' zu gründen, beruht sie nun auf regelmäßigem und regelgemäßem Handeln in und mit der Sprache. Für die Beurteilung nach Wahrheit oder Falschheit (Erfüllung oder Nichterfüllung) sind die Regeln als Bedeutungserklärungen vorausgesetzt, weil sie die Bedingungen des Sinns, der Verständlichkeit angeben und Sinn Wahrheit-oder-Falschheit vorausgesetzt ist.

64 Das begründet die Möglichkeit einer kargen Interpretation von Ontologie und Satztheorie der LPA, die zeigt, wie viel sachlich zutreffende Einsicht schon in ihr vorliegt; vgl. zuletzt Hidé Ishiguro: 'The So-called Picture Theory – Language and the World in Tractatus logico-philosophicus', in: *Wittgenstein – A Critical Reader*, hrsg. H.-J. Glock, a.a.O., 26-46. Glock weist auf den entscheidenden Punkt hin, der sich der anti-metaphysischen Interpretation nicht fügt: dass es die Gegenstände *notwendig* geben soll, weil anders Sprache nicht möglich wäre (2.0211-2). [Vgl. ebd. 25 Fn 3]

So auch in komplexeren Fällen als den Ausdrücken für Wahrnehmungsqualitäten. Für diese stiften ostensive Erklärungen interne Beziehungen zwischen Mustern (Elementen der Wirklichkeit) und Ausdrücken. Im Fall der intentionalen psychologischen Verben wie 'wünschen, dass p', 'erwarten, dass p', 'beabsichtigen, dass p' scheinen die internen Beziehungen, die Bedeutungserklärungen stiften, nur innerhalb der (Wort)Sprache zu spielen. (Wittgenstein begünstigt das Missverständnis und zieht sich den unberechtigten Vorwurf eines Sprach-Idealismus zu durch schöne Formulierungen wie: „In der Sprache berühren sich Erwartung und Erfüllung.“ PU § 445)

Der Satz Wittgensteins über die Harmonie, die wie alles Metaphysische in der Grammatik der Sprache aufzufinden ist, ist bei ihm nicht gleichsam eine Überschrift, sondern ein Fazit aus Beispielen (PG VIII.112 d):

'Der Satz bestimmt doch schon im voraus, was ihn wahr machen wird.'. Gewiss, der Satz 'p' bestimmt, dass p der Fall sein muss um ihn wahr zu machen; und das heißt:

(der Satz p) = (der Satz, den die Tatsache p wahr macht). Und die Aussage, dass der Wunsch, dass p der Fall sein möge, durch das Ereignis p befriedigt wird, sagt nichts; außer als Zeichenregel:

(der Wunsch, dass p der Fall sein möge) = (der Wunsch, der durch das Ereignis p befriedigt wird)

Wie alles Metaphysische ist die Harmonie zwischen Gedanken und Wirklichkeit in der Grammatik der Sprache aufzufinden.

Die Schreibweise des Satzes, der in dem Zitat den ersten (angeführten) Satz kommentiert, zeigt zugleich, dass der Anschein, die für die intentionalen Verben konstitutiven internen Beziehungen in den Erklärungen ihrer Bedeutung 'spielten nur in der Sprache', der Qualifikation bedarf. Zum Ausdruck der internen Beziehung in der Zeichenregel werden nur sprachliche Ausdrücke verwendet, aber einer der beiden gleichgesetzten Ausdrücke – der angeführte Satz ('p') – fungiert in der Formulierung als *sprachliches* Muster (vgl. PU § 16) analog dem Farbfleck in der ostensiven Erklärung eines Farbausdrucks. Den für die Harmonie von Satz und Wirklichkeit (Tatsache) konstitutiven logischen Zusammenhang geben die Äquivalenzen > 'p' = p ist wahr'< und (wegen der logischen Reflexivität der Gleichheit) >p ist wahr' = p<. In den jeweils angeführten Ausdrücken ('p', 'p ist wahr') fungieren sie als Muster, in den nicht angeführten, *verwendeten* Vorkommnissen wird die Bedeutung festgelegt. Jetzt reicht der Satz bis zur Wirklichkeit nicht mehr wie in der LPA (2.151 ff.), weil seine letzten

Elemente, die Namen, die logische Struktur der Wirklichkeit absorbieren, sondern weil die Sätze gemäß den Regeln, die die Bedeutungserklärungen ausdrücken, verwendet, gebraucht werden, weil ihnen gemäß sprachlich *gehandelt* wird.

Diese Klärungen sind bei Wittgenstein Ergebnisse der Selbstkritik an der Bildtheorie des Satzes in LPA. Deren Lehre, für die Darstellungsleistung von Sätzen sei eine „Übereinstimmung der Form“ konstitutiv, erscheint dem nüchternen Überlegen der Selbstkritik nun einfach als „irreführend“ (PG IX.113 a; PG Erster Teil, Anhang 4. B., 212-214):

Ist aber Bildhaftigkeit eine Übereinstimmung. In der *Logisch-philosophischen Abhandlung* habe ich so etwas gesagt, wie: sie sei eine Übereinstimmung der Form. Das aber ist ein Irrtum.

Vor allem ist 'Bild' hier zweideutig. Man will sagen: ein Befehl sei ein Bild der Handlung, die nach ihm ausgeführt wurde; aber auch, ein Bild der Handlung, die nach ihm ausgeführt werden *soll*.

Man kann sagen: eine Werkzeichnung *dient als Bild* des Gegenstandes, den der Arbeiter nach ihr anfertigen soll.

Und man könnte hier 'Projektionsmethode' die Art und Weise nennen, wie der Arbeiter so eine Zeichnung in die Arbeit umzusetzen hat. Man könnte sich nun so ausdrücken: die Projektionsmethode vermittele zwischen der Zeichnung und dem Objekt, sie reiche von der Zeichnung zum Werkstück. Man vergleicht da die Projektionsmethode mit Projektionsstrahlen, die von einer Figur zu einer andern reichen. – Wenn aber die Projektionsmethode eine Brücke ist, dann ist sie eine, die nicht geschlagen ist, so lange die Anwendung nicht gemacht ist. – Dieser Vergleich lässt es erscheinen, dass das Bild *mitsamt* den Projektionsstrahlen nun nicht noch verschiedene Anwendungen zulässt, sondern dass durch Bild und Projektionsstrahlen das Abgebildete, auch wenn es tatsächlich nicht vorhanden, ätherisch bestimmt ist, so bestimmt nämlich, als sei es vorhanden. (Es ist 'auf ja und nein bestimmt'.⁶⁵)

Das Bild, auch mit seiner Projektionsmethode, ja sogar mit gezeichneten Projektionsstrahlen – und auch der Satz mit seiner Form der Abbildung – muss erst noch *angewendet, gebraucht* werden, damit eine Brücke zwischen Darstellung und Dargestelltem geschlagen ist. Diese Einsicht ist der Grund dafür, dass Wittgenstein den *Gebrauch* der sprachlichen Ausdrucks- und Darstellungsmittel als für ihren Sinn und ihre effektive Bedeutung ausschlaggebend ansieht. Die Konzentration auf Form statt auf Gebrauch ist ein

⁶⁵ Vgl. 4.023: „Die Wirklichkeit muss durch den Satz auf ja oder nein fixiert sein. (–) Dazu muss sie durch ihn vollständig beschrieben sein.“

Grundfehler:

„Wenn ich sagen sollte, was der Hauptfehler ist, den die Philosophen der gegenwärtigen Generation – Moore eingeschlossen – machen, würde ich sagen, der Fehler ist, dass man – wenn man die Sprache betrachtet – Formen aus Wörtern betrachtet und nicht die Art, wie solche Formen gebraucht werden.“⁶⁶

Vor allen logischen Klärungen im einzelnen, auch der das schon platonische Rätsel der Intentionalität lösenden Klärungen zur Logik der intentionalen Verben – wäre die Einsicht, dass Sinn und Bedeutung nie durch Form und Struktur allein, sondern immer erst durch deren Gebrauch effektiv bestimmt sind, etwas, was in der Philosophie allgemein von Wittgenstein gelernt werden müsste.

Psychologie III

Nicht-intentionale psychologische Ausdrücke

Gedanken werden wesentlich in Sätzen ausgedrückt, 'denken' und die anderen intentionalen psychologischen Verben haben wesentlich Satzergänzungen der Form 'dass p'. Dass die grammatisch transformierte Bildtheorie des Satzes, die auf Bedeutungserklärung und Gebrauch statt auf Form und Struktur abstellt, für sie deskriptiv klärend aufkommen kann, ist einleuchtend. Aber es gibt auch psychologische Ausdrücke, die nicht intentional verfasst sind, und die scheinen für die grammatische Auffassung eine unlösbare Schwierigkeit darzustellen und die Illusion radikaler Privatheit der psychischen Erscheinungen zu stützen.

Empfindungen und (einige) Gefühle sind Beispiele, Wittgensteins bevorzugtes Beispiel ist 'Schmerzen haben', vor allem in dem berühmten Argument gegen die Möglichkeit einer radikal privaten Sprache (PU §§ 243-315). (Ein Kommentator hat von Wittgensteins schmerzlicher Bevorzugung von Schmerz als Beispiel gesprochen.)

Wittgenstein nähert sich dem Problem der Schmerzen und des Schmerzausdrucks von den intentionalen psychologischen Erscheinungen her. Angesichts des (irreführenden) Eindrucks,

⁶⁶ Wittgenstein: *Vorlesungen und Gespräche über Ästhetik, Psychologie und Religion*, hrsg. Cyrill Barrett, übers. Eberhard Bubser, Göttingen 1968 (u.ö.), 20 f.

man könne eine Intention nicht von außen erkennen, man müsse „sie selbst meinen, um sie als Meinung zu verstehen“, wählt er „Magenschmerzen“ als kontrastierendes Beispiel (PG VII,107 b):

Kann man Magenschmerzen, von außen betrachtet, als solche verstehen? Was sind Magenschmerzen von außen betrachtet? Es gibt doch hier kein außen und innen! Freilich, sofern das Meinen eine spezifische Erfahrung ist, wird man keine andere 'meinen' nennen. Nur erklärt keine Besonderheit der Empfindung die Richtung der Meinung. Und wenn wir sagen 'von außen betrachtet kann man die Intention nicht als Intention erkennen etc.', so wollen wir gar nicht sagen, die Meinung sei eine bestimmte Erfahrung, sondern sie sei nicht etwas was geschähe oder uns geschähe (denn das wäre ja tot) aber etwas was wir tun. (Das Subjekt falle hier nicht aus der Erfahrung heraus, sondern sei so in ihr involviert, dass sich die Erfahrung nicht beschreiben ließe.)

Der Magen ist im Körper eines Lebewesens innen, warum gibt es dann bei Magenschmerzen kein Innen und Außen? Hier ist die Bemerkung zum 'Ort' des Denkens einschlägig, wieder, weil 'Magenschmerzen' zunächst nur als Kontrast herangezogen werden (BT 221):

Die Wendung 'dass etwas in unserem Geist vor sich geht', soll, ..., andeuten, dass es im physikalischen Raum nicht lokalisierbar ist. Von Magenschmerzen sagt man nicht, dass sie in unserem Geist vor sich gehen, obwohl der physikalische Magen ja nicht der unmittelbare Ort der Schmerzen ist, in dem Sinn, in welchem er der Ort der Verdauung ist.

Schmerzen, auch Magenschmerzen, hat die Person, die man bemitleidet, wenn sie über ihre Schmerzen klagt, und ihr dabei in die Augen sieht (und nicht auf den Magen) (vgl. PU § 286). Deshalb gibt es auch für Magenschmerzen kein Innen und Außen, das 'Innere', das verborgen und verheimlicht werden kann und nicht ausgedrückt werden muss, ist doch nur als Ausgedrücktes wichtig.

Aber dass das Ausgedrückte hier mehr und anderes einschließt, dass das Subjekt hier tatsächlich in besonderer Weise involviert ist, wird am Kontrast zum Sprachspiel mit Gründen für empirische Meinungen deutlich (BT 391 ff.). Wittgenstein geht aus vom Vergleich des mit „erwarten, hoffen, fürchten, wünschen“ verwandten „Glaubens“ im Kontrast zu „in der Zeit amorphen Zuständen“ wie Zahnschmerz oder Hören eines Tones, die unter sich auch verschieden seien. Und er fragt sich, ob es Sinn hat zu fragen 'Woher weißt Du, dass Du das glaubst?' und zu antworten 'ich erkenne es durch Introspektion'. Nach Kommentaren zu 'Introspektion' kontrastiert er die Frage nach dem epistemischen Grund für Glauben mit 'wie

weiß ich, dass ich Zahnschmerzen habe?' und räumt eine Ähnlichkeit der Fälle in mancher Beziehung ein, stellt dann aber fest, dass die Ähnlichkeit irrezuführen geeignet ist:

Man konstruiert hier nach dem Schema 'Woher weißt Du, dass jemand im anderen Zimmer ist?' – 'Ich habe ihn drin singen gehört'.

'Ich weiß, dass ich Zahnschmerzen habe, weil ich es fühle' ist nach diesem Schema konstruiert und heißt nichts.

Vielmehr: ich habe Zahnschmerzen = ich fühle Zahnschmerzen = ich fühle, dass ich Zahnschmerzen habe (ungeschickter und irreführender Ausdruck). 'Ich weiß, dass ich Zahnschmerzen habe' sagt dasselbe, nur noch ungeschickter, es sei denn, dass unter 'ich habe Zahnschmerzen' eine Hypothese verstanden wird. Wie in dem Fall: 'ich weiß, dass die Schmerzen vom schlechten Zahn herrühren und nicht von einer Neuralgie'.

....

(Hierher gehört die Frage: welchen Sinn hat es, von der Verifikation des Satzes 'ich habe Zahnschmerzen' zu reden? Und hier sieht man deutlich, dass die Frage 'wie wird der Satz verifiziert' von einem Gebiet der Grammatik zum andern ihren Sinn ändert.)

Es ist schon dargelegt worden, welchen Sinn die Frage nach der Verifizierbarkeit für Bekundungen annimmt: Sie sind nicht direkt verifizierbar, sondern in der Äußerung muss die Wahrhaftigkeit des Sprechers für die Wahrheit des Geäußerten garantieren, und die Wahrhaftigkeit ist als Disposition nur an mehreren Fällen zu verifizieren, nicht an dem einen der Äußerung allein. Dafür tritt ein, was ich mit dem juristischen Sprachgebrauch 'konkludentes Verhalten' genannt habe. Und für den Äußerer selbst gilt, dass er, was er bekundet, nicht auf die Beobachtung seines Benehmens hin sagt, es aber nur Sinn hat, wenn er sich entsprechend benimmt. Auch der Ausdruck von Empfindungen, die Äußerung von Erlebnissen in 1. Person sind Bekundungen. Aber diese Klärungen sind erst das Fazit aus der Erörterung vieler Beispiele, darunter zentral auch des Beispiels 'Schmerzen ausdrücken'.

Unter dem Aspekt der Begründung (Verifikation) wird der Sonderfall der Schmerzen zunächst so beschrieben:

Man könnte nun die Sache so (falsch) auffassen: Die Frage 'wie weißt Du, dass Du Zahnschmerzen hast' wird darum nicht gestellt, weil man dies von den Zahnschmerzen (*selbst*) aus erster Hand erfährt, während man, dass ein Mensch im andern Zimmer ist, aus zweiter Hand, etwa durch ein Geräusch, erfährt. Das eine weiß ich durch unmittelbare Beobachtung, das andere erfahre indirekt. Also: 'Wie weißt Du, dass Du Zahnschmerzen hast' – 'Ich weiß es, weil ich sie habe' – 'Du

entnimmst es daraus, dass Du sie hast; aber musst Du dazu nicht schon wissen, dass Du sie hast?' – – Der Übergang von den Zahnschmerzen zur Aussage 'ich habe Zahnschmerzen' ist eben ein ganz anderer, als der vom Geräusch zur Aussage 'in diesem Zimmer ist jemand'. Das heißt, die Übergänge ... /gehören zu ganz verschiedenen Sprachspielen/.

Zur Methode des Dialogs vor dem abschließenden, noch programmatisch bleibenden Kommentar zur Verschiedenheit der Sprachspiele, bemerkt Wittgenstein, damit dessen Unsinn einräumend:

„(Man kann die Philosophen dadurch verwirren /.../, dass man nicht bloß Unsinn da spricht, wo auch sie es tun, sondern auch solchen, den zu sagen sie sich scheuen (würden).)“ und fügt als weiteres Beispiel an: „Erschließt man aus der Wirklichkeit einen Satz? Also etwa 'aus den wirklichen Zahnschmerzen, darauf, dass man Zahnschmerzen hat'? Aber das ist doch nur eine unkorrekte Ausdrucksweise; es müsste heißen: man schließt, dass man Zahnschmerzen hat daraus, dass man Zahnschmerzen hat (offenbarer Unsinn).“

Die Bestimmung nun des besonderen Übergangs von den Zahnschmerzen zur 'Aussage' 'Ich habe Zahnschmerzen' führt zur Charakterisierung der Verschiedenheit des Sprachspiels 'Schmerzen ausdrücken' von dem 'empirische Meinungen und ihre Gründe angeben'. Wittgenstein nutzt dabei den Freiheitsspielraum, den die Selbstkritik der Bildtheorie des Satzes eröffnet hat. Die hatte mit der Verwechslung von Projektionsmethode mit Projektionsstrahlen (und dem Nichtbeachten des Umstands, dass auch ein Bild mit solchen noch verschiedene Anwendungen zulässt) eine notwendige Ähnlichkeit zwischen Darstellung und Dargestelltem unterstellt (und auf den Begriff einer 'Form der Abbildung' gebracht).

Das Sprachspiel des 'Schmerzen ausdrücken' beruht nicht auf einer prästabilierten Harmonie zwischen den Zahnschmerzen und der Äußerung 'Ich habe Zahnschmerzen', so dass der Äußerer seinen Satz von den Tatsache nur abzulesen brauchte⁶⁷, sondern darauf, dass wir das Zeichen in besonderer Weise zu verwenden gelernt haben: als *Ausdruck* des schmerzhaften Zustandes. Mit diesem sich keiner Kriterien bedienenden Ausdruck beginnt das Sprachspiel, es endet nicht damit (PU § 290). Wittgenstein verdeutlicht die Besonderheit des expressiven Sprachgebrauchs an ihrem Vergleich mit natürlich-spontanen Erlebnis-Äußerungen (das Gesicht im Schmerz verziehen, die schmerzende Stelle reiben, Ausrufen wie

⁶⁷ PU Abschnitt 292: „Glaub nicht immer, dass du deine Worte von Tatsachen abliest; diese nach Regeln in Worte abbildest! Denn die Anwendung der Regel im besonderen Fall müsstest du ja doch ohne Führung machen.“

'Aua' etc.) und äußert die Auffassung, dass Kindern, wenn sie den sprachlichen Ausdruck von Schmerzen lernen, ein „neues Schmerzbenehmen“ erlernen (PU § 244):

Wie lernt ein Mensch die Bedeutung der Namen von Empfindungen? Z.B. des Wortes 'Schmerz'. Dies ist eine Möglichkeit: Es werden Worte mit dem ursprünglichen, natürlichen Ausdruck der Empfindung verbunden und an dessen Stelle gesetzt. Ein Kind hat sich verletzt, es schreit; und nun sprechen ihm die Erwachsenen zu und bringen ihm Ausrufe und später Sätze bei. Sie lehren das Kind ein neues Schmerzbenehmen.

'So sagst du also, dass das Wort 'Schmerz' eigentlich das Schreien bedeute?' – Im Gegenteil; der Wortausdruck des Schmerzes ersetzt das Schreien und beschreibt es nicht.

Das 'Lehren' der Bedeutung von 'Schmerz' und 'Ich habe Schmerzen/Es tut mir (da) weh' knüpft an den natürlichen Erlebnisausdruck an und internalisiert ihn in Gestalt seiner sprachlichen Ersatzung. Unter dieser Bedeutungskonvention stehen die natürlichen Schmerzausdrücke auf gleicher Stufe wie der sprachliche Ausdruck (und gleichsam nicht umgekehrt). Das Schreien kann den sprachlichen Ausdruck ersetzen (und – nicht: natürlich; sondern: logisch – umgekehrt). Aber der Preis für die Internalisierung des natürlichen Ausdrucks ist die Modifikation des Charakters der sprachlichen Äußerung – sie wird psychischer Ausdruck mittels symbolischer Ausdrücke.

Die Selbstständigkeit der Kategorie des Ausdrucks macht darauf aufmerksam, dass in deskriptiver Hinsicht eine Behandlung des Sprachspiels 'Schmerzen ausdrücken' von den epistemischen Sprachspielen des Äußerns und Begründens von Meinungen her 'falsch aufgeklärt' ist. Und darin steckt eine beherzigenswerte Philosophie-selbstkritische Einsicht. Von der Erscheinung des Schmerzhabens her drückt Wittgenstein sie so aus (PU § 245): „Wie kann ich denn mit der Sprache noch zwischen die Schmerzäußerung und den Schmerz treten wollen?“ D.h. die Schmerzäußerung ist (als eine Form des) *Ausdruck(s)* des Schmerzes, nichts Kognitives tritt vermittelnd ein. Und für den Fall der 3. Person, gegen eine behavioristische Auffassung, die Wittgenstein selbst oft vorgeworfen worden ist (obwohl er, sprachlich sehr bewusst, meistens von 'Benehmen' statt 'Verhalten' schrieb – um den Witz dieser Wortwahl zu sehen, muss man an den Zusammenhang von 'Benehmen' mit der Redewendung 'sich etwas (einer Möglichkeit) benehmen' denken), heißt es schon im Zusammenhang der frühesten Überlegungen (BT 509):

Behaviourism. 'Mir scheint, ich bin traurig, ich lasse den Kopf so hängen'.

Warum hat man kein Mitleid, wenn eine Tür ungeölt ist und beim Auf- und Zumachen schreit? Haben wir mit dem Andern, der sich benimmt wie wir, wenn wir Schmerzen haben, Mitleid – auf philosophische Erwägungen hin, die zu dem Ergebnis geführt haben, dass er leidet, wie wir?

....

'Aber wir hätten doch mit dem Andern nicht Mitleid, wenn wir wüssten, dass er nur eine Puppe ist, oder seine Schmerzen nur heuchelt.' Freilich – aber wir haben auch ganz bestimmte Kriterien dafür, dass etwas eine Puppe ist, oder dass Einer seine Schmerzen heuchelt und diese Kriterien stehen eben im Gegensatz zu denen, die wir Kriterien dafür nennen, dass etwas keine Puppe (sondern etwa ein Mensch) ist und seine Schmerzen nicht heuchelt (sondern wirklich Schmerzen hat).

Der Behaviorismus stellt 1. und 3. Person aus der Perspektive der 3. Person radikal auf eine Stufe – Ihnen geht es gut, wie geht es mir? Dass wir im Sprachspiel 'Schmerz ausdrücken' nicht behavioristisch operieren, wird schon daran deutlich, dass wir natürlich mit dem anderen nicht Mitleid haben auf philosophische Erwägungen hin und die Kriterien, die es für Zweifelsfälle gibt und auf die Wittgenstein anspielt ('leidet er wirklich so, oder simuliert er?'), normalerweise gar nicht brauchen.

Bevor ich den Implikationen dessen nachgehe, sollen noch zwei Klärungen zur Besonderheit des Sprachspiels 'Schmerz ausdrücken' geschildert werden. Die eine betrifft die Identitätskriterien für Schmerzen ('wann liegt derselbe Schmerz vor?). Das Substantiv 'Schmerz' und Redeweisen von 'meinem/seinem Schmerz' (analog zu 'meinem/seinem Schlüssel') lassen die normalen, numerischen Identitätskriterien für Dinge erwarten (etwas ist dasselbe Ding, wenn es zur selben Zeit am selben Ort ist bzw. in einem Zeitintervall einen kontinuierlich verfolgbaren Weg durch den Raum beschreibt). Aber die Erwartung ist täuschend (BT 510; vgl. PU § 253):

Von Sinnesdaten in dem Sinne dieses Worts, in dem es undenkbar ist, dass der Andere sie hat, kann man eben aus diesem Grund auch nicht sagen, dass der Andere sie nicht hat. Und eben darum ist es auch sinnlos, dass *ich*, im Gegensatz zum Andern, sie *habe*. – Wenn man sagt 'seine Zahnschmerzen kann ich nicht fühlen', meint man damit, dass man die Zahnschmerzen des Andern bis jetzt nie gefühlt hat? Wie unterscheiden sich *seine* Zahnschmerzen von den *meinen*? Wenn das Wort 'Schmerzen' in den Sätzen 'Ich habe Schmerzen' und 'er hat Schmerzen' die gleiche Bedeutung hat, – was heißt es dann zu sagen, dass er nicht dieselben Schmerzen haben kann, wie ich? Wie können sich denn verschiedene Schmerzen voneinander unterscheiden? Durch die Stärke, durch den

Charakter des Schmerzes (stechend, bohrend etc.) und durch die Lokalisation im Körper. Wenn aber nun diese Charakteristika bei beiden dieselben sind? – Wenn man aber einwendet, .../der Unterschied der Schmerzen sei eben der, dass in einem Falle ich sie habe, im andern Fall er! – dann ist also die besitzende Person eine Charakteristik der Schmerzen selbst. Aber was ist dann mit dem Satz 'ich habe Schmerzen' oder 'er hat Schmerzen' ausgesagt? – Wenn das Wort 'Schmerzen' in beiden Fällen die gleiche Bedeutung hat, dann muss man die Schmerzen der Beiden miteinander vergleichen können; und wenn sie in Stärke etc., etc. miteinander übereinstimmen, so sind sie die gleichen; wie zwei Anzüge die gleiche Farbe besitzen, wenn sie in Bezug auf Helligkeit, Sättigung, etc. miteinander übereinstimmen.

Die 'Identitätskriterien' für Schmerzen im bestehenden Sprachspiel 'Schmerz ausdrücken' sind nicht 'numerische', sondern 'qualitative'. Denn wenn 'seine' vs. 'meine' Schmerzen die Schmerzen in 1. und 3. Person voneinander unterscheiden sollen trotz qualitativer Gleichheit, dann wird die 'besitzende' Person zum Merkmal der Schmerzen gemacht und die entsprechenden Sätze in 1. und 3. Person sagen nichts mehr, werden tautologisch.

Die andere Klärung betrifft den Unterschied zwischen 1. und 3. Person in einer kargen Beschreibung. Es muss nämlich gesagt werden, dass in den sprachlichen Ausdruck der 1. Person 'ich habe Schmerzen' trotz der Verwendung des Indikators 'ich' die äußernde Person als Subjekt in gewisser Weise gar nicht eintritt. Wittgenstein hat das zum Anlass genommen, zeitweise im Blick auf den Kontrast von Erlebnisse ausdrückenden Sätzen mit Sätzen wie 'ich bin 1,79m groß' einen Gebrauch von 'ich' 'als Subjekt' von 'ich' 'als Objekt' zu unterscheiden und für den Subjektgebrauch seine Auffassung mit dem schönen Aphorismus zusammengefasst (BIB 108):

„Der Mann, der vor Schmerz aufschreit, oder der sagt, dass er Schmerzen hat, wählt den Mund nicht aus, der das sagt.“

Da man das auch von dem Mann, der sagt 'ich bin 1,79 m groß', wird sagen können, lässt sich eine Unterscheidung von Subjekt- und Objektgebrauch von 'ich' darauf vermutlich nicht gründen. Aber die karge Beschreibung, die Wittgenstein vor dieser Ausarbeitung gibt, kann nachvollzogen werden, sie bezieht sich auch auf den ganzen Satz 'ich habe Schmerzen', nicht nur auf das Wort 'ich' (BT 505):

'Ich habe Schmerzen' ist, im Falle ich den Satz gebrauche, ein Zeichen ganz anderer Art, als es *für mich* (m. Hervorhebung, EML) im Munde eines Andern ist; und zwar darum, weil es im Munde eines Andern für mich so lange sinnlos ist, als ich nicht weiß, welcher Mund es ausgesprochen hat.

Das Satzzeichen besteht in diesem Falle nicht im Laut allein, sondern in der Tatsache, dass dieser Mund den Laut hervorbringt. Während im Fall ich es sage, oder denke, das Zeichen der Laut allein ist.

Wittgenstein legt, wie ich durch Zufügung der Hervorhebung in diesem Zitat deutlich machen wollte, in seiner Beschreibung die Sprecher-Perspektive der 1. Person zugrunde. Der Hörer ist bzgl. der beiden Sätze in 1. und 3. Person in genau derselben Lage – auch er verwendet nur das Zeichen und versteht das vom andern verwendete Zeichen nur, wenn ihm auch die Tatsache seiner Verwendung durch den Sprecher zugänglich ist. Also hat für beide der Ausdruck 'Schmerz' dieselbe Bedeutung nur vermöge des möglichen Verfügens über beide Rollen (Sprecher und Hörer). Der jeweilige Hörer aber muss das 'ich' des Sprechers durch 'er' ersetzen und kann 'er' durch objektive Kennzeichnungen (der so-und-so) oder den Namen ersetzen. Diese Äquivalenzen gehören zur Bedeutung der Ausdrücke im Sprachspiel, also muss die Besonderheit von 'ich' anders beschrieben werden.

Peter Hacker hat einen an Wittgenstein anschließenden Vorschlag gemacht. Wenn man das Bezugnehmen mittels persönlicher Indikatoren, Kennzeichnungen und Namen dem Zielen auf eine Zielscheibe vergleicht, dann hat 'ich' eine Sonderstellung dadurch, dass es nicht selbst zielen muss, sondern die Zielscheibe für Bezugnahmen anderer mittels objektivierender Indikatoren (er, sie) bzw. Kennzeichnungen und Namen markiert. In dieser Beschreibung ist 'ich' immer 'subjektiv' (und der Unterschied, den Wittgenstein zwischen Subjekt- und Objektgebrauch von 'ich' zeitweise machen wollte, betrifft ja auch die Verifizierbarkeit des Zutreffens der Prädikate – Schmerzen haben vs. so-und-so groß sein, nicht des Indikators).

Dass wir, wie oben im Zusammenhang mit dem Problem des Behaviorismus festgestellt, in psychologischen Sprachspielen wie dem des 'Schmerz ausdrücken' nicht behavioristisch operieren, ist ebenso wie die Implikationen der Frage, warum wir eine ungeölte Tür nicht bemitleiden, wenn sie beim Auf- oder Zumachen 'schreit'; warum wir überhaupt Ausdrücke wie 'Schmerz' nicht auf Unbelebtes anwenden, Hinweis darauf, dass auch für die psychologischen Sprachspiele 'physiognomische' Voraussetzungen im Spiel sind, wie sie im Abschnitt über 'Verstehen und Meinen' schon für das Verständnis der Wortsprache überhaupt angesetzt werden mussten. Wittgenstein äußert sich darüber am deutlichsten in den PU und in seinen späten Schriften zur Philosophie der Psychologie.

Zu den allgemeinen Voraussetzungen gehört, dass wir in unseren Sprachgebrauch gegenüber Lebendigem im Unterschied zum Toten ein ganz andere 'Einstellung' haben. Eine

Einstellung ist keine 'Meinung', keine 'Überzeugung', für die sich Gründe anführen ließen:
 „Die Einstellung kommt *vor* der Meinung.“ (Ms 169⁶⁸; PU § 284):

Schau einen Stein an und denk dir, er hat Empfindungen! – Man fragt sich: Wie konnte man auch nur auf die Idee kommen, einem *Ding* eine *Empfindung* zuzuschreiben? Man könnte sie ebensogut einer Zahl zuschreiben! – Und nun schau auf eine zappelnde Fliege, und sofort ist diese Schwierigkeit verschwunden und der Schmerz scheint hier *angreifen* zu können, wo vorher alles gegen ihn, sozusagen *glatt* war.

Und so scheint uns auch ein Leichnam dem Schmerz gänzlich unzugänglich. – Unsere Einstellung zum Lebenden ist nicht die zum Toten. Alle unsre Reaktionen sind verschieden. – Sagt Einer: 'Das kann nicht einfach daran liegen, dass das Lebendige sich so und so bewegt und das Tote nicht' – so will ich ihm bedeuten, hier liege ein Fall des Übergangs 'von der Quantität zur Qualität' vor.

In den psychologischen Sprachspielen nimmt die 'Einstellung zum Lebendigen' die Form der Einstellung 'zur Seele' (PPF § 22) oder 'zum Menschen' (LS II, 54) an:

'Ich glaube, dass er kein Automat ist' hat, so ohne weiteres, noch gar keinen Sinn.

Meine Einstellung zu ihm ist eine Einstellung zur Seele. Ich habe nicht die *Meinung*, dass er eine Seele hat.

Denn für die Meinung müsste ich Gründe anführen können, ich habe aber keine oder unabsehbar viele (zu viele). Die Einstellung liegt *vor* Meinungen, für die wir Gründe haben. Diese Einstellung zeigt sich negativ schon daran, dass wir psychologische Ausdrücke auf Unbelebtes nicht anwenden, dass man „nur vom lebenden Menschen, und was ihm ähnlich ist, (sich ähnlich benimmt) sagen (kann), es habe Empfindungen; es sähe; sei blind; höre; sei taub; sei bei Bewusstsein, oder bewusstlos.“ (PU § 281, vgl. § 283 d-e) Aber in der Befolgung dieser 'Regel' (die wir nicht 'anwenden', aber befolgen, so dass sie nur in ausgedünntem Sinn eine Regel genannt werden kann), erschöpft sich die Einstellung zur Seele/zum Menschen nicht. Sie hat spezifische Folgen in den Sprachspielen selbst, bestimmt Züge in ihnen.

Die Überlegungen zur Semantik von 'Schmerzen haben' haben gezeigt, dass der Ausdruck seine Bedeutung nur im Zusammenspiel der Verwendungen in 1. und 3. Person hat. Auch für die Züge im Sprachspiel, das mit der Empfindungsäußerung ja beginnt, nicht endet (PU §

68 Wittgenstein: *Letzte Schriften über die Philosophie der Psychologie (1949-1951) – Das Innere und das Äußere*, Frankfurt am Main 1993, 54. (Zitiert als LS II)

290), spielen physiognomische Aspekte des Verstehens eine Rolle. Zunächst muss die sprachliche Empfindungsäußerung als *Ausdrucksäußerung* aufgefasst werden, nicht als Bekundung einer Meinung, gegen die man argumentieren könnte. Und diese Auffassung (als Ausdruck der 'Einstellung zur Seele') prägt auch die Reaktionen auf die Empfindungsäußerung – dadurch wird z.B. das Mitleid „eine Form der Überzeugung, dass ein Anderer Schmerzen hat“ (PU § 287) und der sprachliche (oder auf andere Weise handelnde) Ausdruck des Mitleids ist seinerseits eine Ausdrucksäußerung (in 2. Person, die auf die 1. Person antwortet). Obwohl indikative Sätze verwendet werden (können), wird mit ihnen ein ganz anderes Spiel gespielt als in dem der Erörterung von Meinungen.

Nur bezüglich des physiognomischen 'Aspekt'verstehens von Sprachlichem hat Wittgenstein einmal eine 'Erklärung' für die den psychologischen Sprachspielen zuvor liegende Einstellung angedeutet – es gibt sie, weil wir die Darstellungstechniken dieser Sprachspiele 'assimiliert' haben, sie uns natürlich und selbstverständlich geworden sind bzw. im Enkulturationsprozess werden (LS II, 30):

Denk nur an die Worte, die Liebende zu einander sprechen! Sie sind mit Gefühl 'geladen'. Und sie sind gewiss nicht auf Vereinbarung durch beliebige andere Lautreihen ersetzbar. Ist das nicht, weil sie *Gesten* sind? Und eine Geste muss nichts Angeborenes sein; sie ist anerzogen, aber eben *assimiliert*. – Aber ist das nicht ein Mythos?! – Nein. Denn die Merkmale der Assimilation sind eben, dass ich *dies* Wort gebrauchen will und lieber keines als ein mir aufgedrungenes verwenden will, und ähnliche Reaktionen.

Im Aufmerksam Werden auf solche Voraussetzungen liegt eine Anwendung der Einsicht in die Schwerzugänglichkeit von apriorischen Voraussetzungen unseres Verstehens (PU § 129):

Die für uns wichtigsten Aspekte der Dinge sind durch ihre Einfachheit und Alltäglichkeit verborgen. (Man kann es nicht bemerken – weil man es immer vor Augen hat.) Die eigentlichen Grundlagen seiner Forschung fallen dem Menschen gar nicht auf. Es sei denn, dass ihm *dies* einmal aufgefallen ist. – Und das heißt: das, was einmal gesehen, das Auffallendste und Stärkste ist, fällt uns nicht auf.

Die Philosophie, die die Eigentümlichkeiten der Sprachspiele klärt, kann auch in ihrem engsten Bereich nicht nur Sprachphilosophie sein (nur wort-sprachliche Ausdrücke, gar noch nach ihrer bloßen Form betrachten), sondern muss sich zu etwas erweitern, was Hermeneutik

des menschlichen Benehmens und der Kultur genannt werden könnte. Darüber sollte sich die Philosophie durch alle Einzelheiten, Wege und Umwege in Wittgensteins Philosophie der Psychologie hindurch von ihrem Beispiel belehren lassen. Es müsste zu eine Reorientierung des sachlichen Rahmens aller zeitgenössischen Philosophie, der Anthropologie führen. Wie die Sprachphilosophie nicht theoretisch, Theorien ausbildend, verfahren kann, sondern reflexiv verfahren muss, weil sie zur Klärung der Sprache schon die volle Sprache verwenden muss, nicht eine vorbereitende, vorläufige verwenden kann, so müsste auch die Anthropologie reflexiv verfahren, wenn sie auf die Zentralstellung des Verfügens über die Sprache unter den anthropologisch auszeichnenden Merkmalen aufmerksam geworden ist. Unter diesem Aspekt sind Wittgensteins Klärungen der nicht (wort)sprachlichen apriorischen Voraussetzungen der Verwendung psychologischer Ausdrücke selbst Beiträge zur Anthropologie und ihr zentraler Beitrag ist, unter der Generalvoraussetzung 'wir reden und handeln', die Einsicht in die Selbständigkeit der Kategorie des *Ausdrucks*.

Exkurs: *Der 'psychologische Aspekt' – inneres Leben und sein Ausdruck* Wittgenstein selbst hat von einem 'psychologischen Aspekt' nicht gesprochen. Ihm war bei der Untersuchung von Aspekten der verschiedensten Art (visuellen, sprachlichen, psychologischen, philosophischen) wichtig, „zu zeigen, mit welcher Art der Vielheit man es hier zu tun hat“ (LS II, 30): „Es ist wichtig hier zu bedenken, dass es eine Menge mit einander verwandter Erscheinungen und Begriffe gibt.“ Aber er ging in seiner ausführlichen Behandlung des Aspektsehens (PPF § 111 ff.) kommentarlos von visuellen Aspekten zu sprachlichen⁶⁹ und dann zu psychologischen über. Und einmal hat er auch gesagt (BPP II, § 35):

Ich würde gerne sagen: Die Psychologie hat es mit bestimmten *Aspekten* des menschlichen Lebens zu tun.

Oder auch: mit gewissen Erscheinungen – aber die Wörter 'denken', 'fürchten', etc. etc. bezeichnen *nicht* diese Erscheinungen.

Die psychologischen Wörter bezeichnen nicht die psychologischen Aspekte, sondern ihr Gebrauch setzt sie in der 'Einstellung zum Menschen' voraus. Ich glaube aber, dass man, ohne

⁶⁹ Für den Übergang von visuellen zu sprachlichen Aspekten gibt es den schon einmal angeführten Kommentar zur Begriff der 'Bedeutungsblindheit' (PU II XI, S. 553).

W.s Klärungen im einzelnen Gewalt anzutun, von einem oder dem psychologischen Aspekt reden und ihn so charakterisieren kann: Wir billigen einander ein inneres Leben, das ausgedrückt werden kann, aber nicht muss (und also verheimlicht werden kann, aber nicht muss), a priori zu. (In der Verwendung von 'Ausdruck' muss hier das Aufsitzen der sprachlichen Erlebnisausdrücke auf nichtsprachlichen, natürlichen und spontanen, eingeschlossen werden.) In dieser Formulierung ist Wittgensteins Auflösung des 'Traums unserer Sprache' von einer privilegierten, abgeschlossenen Privatheit des je eigenen Inneren aufbewahrt, weil *das Innere* (im Kontrast zum 'Inneren', das als wesentlich abgeschlossen gedacht wird) als wesentlich *Äußerbares* und damit potentiell intersubjektiv und öffentlich Zugängliches verstanden wird (LS II, 88, 113):

Inneres ist mit Äußerem logisch verbunden, nicht bloß erfahrungsmäßig.

....

Es wird immer vorausgesetzt, dass der Lächelnde ein Mensch ist, nicht nur dass, was lächelt, ein menschlicher Körper ist. Es werden auch bestimmte Umstände vorausgesetzt und Zusammenhänge des Lächelns mit andern Formen des Benehmens. Aber wenn alles das vorausgesetzt ist, ist mir das Lächeln des Andern angenehm.

Wenn ich jemand auf der Straße nach dem Weg frage, so ist mir eine freundliche Antwort lieber als eine unfreundliche. Ich reagiere unmittelbar auf das Benehmen des Andern. Das *Innere* setze ich voraus, insofern ich einen *Menschen* voraussetze.

Das 'Innere' ist eine Täuschung. D.h.: der ganze Ideenkomplex, auf den mit diesem Wort angespielt wird, ist wie ein gemalter Vorhang vor die Szene der eigentlichen Wortverwendung gezogen.

Für die Zulässigkeit der Zusammenfassung von Wittgensteins Klärungen zur Psychologie in der Zuschreibung des Nachweises eines für die Verwendung psychologischer Wörter grundlegenden psychologischen Aspekts spricht schließlich, dass er davon gesprochen hat, man sehe die Seele im menschlichen Benehmen (PU § 357): „Wenn man das Benehmen des Lebewesens sieht, sieht man seine Seele.“ Dabei muss es sich nämlich um *stetiges Sehen-Als* handeln, denn man *nimmt* ja auch, wenn man mit ihnen nicht direkt umgeht, die Körper der Lebewesen *wahr*. Die alternative Deutung der nicht vereinzelt Äußerung als rhetorischer Übertreibung wäre, auf das Ganze von Wittgensteins Klärungen zur Psychologie gesehen, nicht wohlwollend, also nicht die bestmögliche Interpretation.

Semantik (Philosophie als Sprachbeschreibung)

Sinn, Bedeutung, Wahrheit – oder: Wittgensteins Methode(n)

Wittgenstein ist zentral als Sprachphilosoph gelesen worden. Von einem solchen sollte erwartet werden können, den Begriff der Sprache zu klären und Aufschluss über wesentliche Strukturen der Sprache zu geben. Gewiss hat Wittgenstein beides auch getan. Aber er hat ausdrücklich in Abrede gestellt, über die Sprache etwas zu lehren zu haben. In der 10. Vorlesung des Michaelis-Trimesters 1934 ist er einleitend auf eine ihm gestellte Frage eingegangen:

Man hat mich gefragt, inwieweit meine Methode der sogenannten Bedeutungsbeschreibung durch Exemplifizierung gleicht. Das klingt so, als hätte ich eine Methode, ein Verfahren der Bedeutungsangabe erfunden, das *genauso gut* ist wie die Definition. Bei der Untersuchung der Verwendungsweise eines Wortes geht es uns gar nicht darum, eine neue Methode zur Angabe seiner Bedeutung zu liefern. Wenn wir fragen, bei welchen Gelegenheiten die Leute ein Wort verwenden, was sie darüber sagen, was sie zu Recht an seiner Stelle gebrauchen können, und wenn wir dann zur Beantwortung der Frage die Verwendung des Wortes beschreiben, tun wir dies nur insoweit, als es uns zur Beseitigung philosophischer Probleme nützlich zu sein scheint. Es sieht so aus, als stellten wir Fragen über die Naturgeschichte des Menschen, doch in einem offensichtlichen Sinn interessieren wir uns bekanntlich nicht für Naturgeschichte. Aber wenn ich sage, dass ein Wort faktisch in dieser oder jener Weise definiert wird, scheine ich dennoch über Naturgeschichtliches zu reden. Es ist jedoch keine Naturgeschichte, wenn man, wie ich es getan habe, eigene Sprachen erfindet und für derartige Sprachen Regeln aufstellt, wie etwa die Chemiker des neunzehnten Jahrhunderts mit der Sprache der Chemie verfahren sind. Die Sprache interessiert uns nur insoweit, als sie uns beunruhigt. Den faktischen Gebrauch eines Worte beschreibe ich nur, wenn dies nötig ist, um ein Problem zu beseitigen, das wir loswerden wollen, und manchmal beschreibe ich den Gebrauch des Wortes, wenn der andere sich nicht mehr daran erinnert. Manchmal muss ich neue Regeln aufstellen, weil neue Regeln nicht so leicht Verwirrung hervorrufen, oder weil wir bisher vielleicht noch nicht daran gedacht haben, unsere Sprache in diesem Licht zu betrachten. So können wir Fakten der Naturgeschichte benutzen und den tatsächlichen Gebrauch eines Wortes beschreiben; oder es kann sein, dass ich ein neues Spiel für ein Wort erfinde, das von seiner tatsächlichen Verwendung abweicht, um den andern an seine Verwendung in unserer eigenen Sprache zu erinnern. Der Witz ist, dass ich gar nichts über die Naturgeschichte der Sprache mitteilen kann, und wenn ich's

könnte, würde es auch keinen Unterschied machen. Über alle Fragen, die wir diskutieren, habe ich keine Meinung, und wenn ich eine hätte, die mit der Meinung des anderen nicht übereinstimmt, würde ich sie um der Argumentation willen sogleich aufgeben, denn für unsere Diskussion wäre sie ohne Bedeutung. Wir bewegen uns ständig in einem Bereich, in dem wir alle dieselben Meinungen haben. Ich habe nichts weiter zu geben als eine neue Methode; neue Wahrheiten kann ich nicht lehren. Es ist das Wesen der Philosophie, von der Erfahrung unabhängig zu sein, und eben das ist damit gemeint, wenn man sagt, die Philosophie sei a priori.

Man könnte Philosophie lehren, indem man ausschließlich Fragen stellt.⁷⁰ (Vorl. 270-1)

An diesem langen Zitat sind jedenfalls vier Punkte festzuhalten. Zunächst versteht Wittgenstein, wie die mehrfache Bezugnahme auf 'den anderen' deutlich macht, seine Vorgehensweise, auch wenn sie in gebundener Rede erfolgt, als wesentlich dialogisch. Es sollen mittels der Sprachbeschreibung philosophische Probleme beseitigt werden, die der andere hat oder aufwirft, auch wenn der andere, wie oft in den geschriebenen Bemerkungen, ein innerer Dialogpartner oder sogar ein inneres alter ego ist (meist der Vertreter von Wittgensteins im Vorwort der PU apostrophierten 'älteren Denkweise' der LPA).

Zweitens ist die mehrfache Betonung wichtig, dass in philosophischen Untersuchungen / Unterhaltungen zwar Naturgeschichtliches/Faktisches verwendet werden kann, aber dessen Beschreibung nicht das Thema der Untersuchungen bildet. In diesem Sinn wird in Abrede gestellt, mit der Sprache um ihrer selbst willen beschäftigt zu sein und über sie etwas (Naturgeschichtliches, Faktisches) mitzuteilen zu haben.

Denn, drittens, wird das Naturgeschichtliche, Faktische um des in ihm enthaltenen Apriorischen willen benutzt, das das Thema der Untersuchungen, weil der Gegenstand der Philosophie ist. Und im Zusammenhang damit steht, viertens, was Wittgenstein als von ihm zu lehren, zu geben allein beansprucht – eine Methode zur Bestimmung des Apriorischen.

Diese 'Methode' soll im Folgenden dargelegt werden. Dabei ist im Titel des Textes auch von 'Methoden' im Plural die Rede, nicht nur, weil Wittgenstein selbst an prominenter Stelle geschrieben hat, es gebe nicht *eine* Methode der Philosophie, wohl aber gebe es Methoden, gleichsam verschiedene Therapien (sc. für die Krankheiten, die die philosophischen Probleme darstellen – vgl. PU §§ 133; 255; 593). Diese 'therapeutischen' Methoden im Plural gehören offenbar in die Dimension des Dialogs der Untersuchungen, in die Unterhaltungen. Da er nämlich von seiner 'Methode' auch im Singular geschrieben hat, gibt es offenbar neben den

70 *Vorlesungen 1930 – 1935*, 270-1.

dialogisch/dialektischen Methoden im Plural auch eine Methode, die gleichsam die deskriptive Infrastruktur der Methoden im Plural bildet. Von dieser Methode hat Wittgenstein geschrieben, sie sei „im wesentlichen der Übergang von der Frage nach der *W a h r h e i t* zur Frage nach dem *S i n n*.“ (Ms 106, 46) Diese singularische Methode korrespondiert offensichtlich der Bestimmung des Themas der Philosophie als des Bereichs des Apriori. Sie hängt zusammen mit grundlegenden Klärungen der sprach-beschreibenden Begriffe 'Sinn' und 'Bedeutung' und der mit diesen zusammenhängenden Begriffe der 'Wahrheit/Falschheit' (bzw., für nicht-indikative Sätze, der 'Erfüllung/Nichterfüllung'⁷¹).

Wittgensteins Klärung dieser Begriffe ist schon seit der LPA von zwei Grundsätzen bestimmt: dem Grundsatz des Vorrangs des Sinns vor Wahrheit-oder-Falschheit; und dem Grundsatz der internen Relation zwischen dem Sinn von Sätzen (der Sinn-Dimension der Sprache) und der Welt oder Wirklichkeit. Aber im Kontext der LPA fungieren die Grundsätze als Postulate einer konstruktiven logisch-metaphysischen Theorie der Logik als zugleich die Tiefenstruktur der normalen Sprache und das „Gerüst der Welt“ bildend (6.124 – die logischen Sätze bilden, sind, das 'Gerüst der Welt', weil ausdrücklich verneint wird, dass sie es nur 'darstellen'). Erst in der Selbstkritik des „Dogmatismus“ seiner frühen Argumentations- und Darstellungsweise kommt Wittgenstein zu einer sprach-deskriptiv einlösbaren Fassung seiner deskriptiven Grundsätze und erst in dieser Fassung werden sie auch Grundlage der singularischen Methode, von der die Auskunft der Vorlesung von 1934 sagt, dass sie allein sei, was er zu geben habe. Deshalb ist die Transformation der Grundsätze des Vorrangs des Sinns und der internen Relation zwischen Sprache (Sinn) und Welt das nächste Thema.

Der Vorrang des Sinn vor Wahrheit-oder-Falschheit wird in der LPA dogmatisch als Element der allgemeinen Bildtheorie beansprucht, die zwischen den Sätzen 2.1 und 3.5 Thema ist (bevor sie ab Satz 4 explizit auf die Sätze der Sprache angewendet wird, was nicht leicht zu sehen ist, weil sich schon die allgemeine Bildtheorie implizit am Satz, ja sogar am Elementarsatz orientiert).

Der Ausdruck 'Sinn' taucht in der LPA zuerst im *Vorwort* auf im Zusammenhang der Zweckbestimmung der Abhandlung in der Entwicklung des einzigen Gedanken, den die LPA

71 Die Ergänzung „Erfüllung/Nichterfüllung' für nicht-indikative Sätze“ wird im Folgenden weggelassen, wenn von Wahrheit/Falschheit die Rede ist, ist aber immer mitgemeint.

entfalten soll und der deshalb auch das Fazit in Satz 7 bildet: Dass sich, was überhaupt gesagt werden kann, klar sagen lässt, und über alles andere zu schweigen ist. 'Sinn' wird in dieser Auskunft umgangssprachlich verwendet und ist hier verwandt mit seinen Verwendungen für 'Zweck'. Der Begriff des Sinns dagegen, den die Abhandlung systematisch beansprucht, taucht antizipatorisch in 2.0211 auf – wo im Rahmen der Ontologie auf die Satztheorie vorgegriffen wird, um ein Argument zu geben dafür, dass die Welt eine Substanz in den einfachen Gegenständen haben muss. Hätte sie es nicht, würde der Sinn eines Satzes von der Wahrheit eines anderen abhängen – das aber würde ein Bild der Welt (wahr oder falsch) unmöglich machen. Es würde also dem Vorrang des Sinns vor Wahrheit-oder-Falschheit widerstreiten. Dieser wird, mit dem Sinnbegriff, dann erst unter 2.2 ff. Thema. 2.2 zieht ein Fazit aus den Darlegungen unter 2.1, indem es festhält, dass das Bild mit dem Abgebildeten die logische Form der Abbildung gemein hat. Das ist Voraussetzung für seine Darstellungsleistung (vgl. 2.16-2.17), die dann in der ersten Erläuterung zu 2.1 zum Thema wird:

2.201 Das Bild bildet die Wirklichkeit ab, indem es eine Möglichkeit des Bestehens und Nichtbestehens von Sachverhalten darstellt.

Die beiden folgenden Erläuterungen gleichen logischen Gewichts (weil gleicher Form der Nummerierung) nehmen die Bestimmung des logischen Raums als des Rahmens der Darstellung wieder auf (vgl. 1.13; 3.4 ff.) und bekräftigen die Erklärung des Bildes als Tatsache (vgl. 2.141): Denn nur, weil es selber eine der Tatsachen ist, aus denen die Welt insgesamt bestehen soll (vgl. 1, 1.1), enthält das Bild die Möglichkeit der Sachlage, die es darstellt (2.203).

Seine Darstellungsleistung impliziert seine mögliche Wahrheit oder Falschheit (2.21), aber das Bild erbringt sie *unabhängig von seiner faktischen* Wahrheit oder Falschheit. Als nur eine *mögliche* Sachlage darstellend (2.202) hat es Sinn: Was das Bild darstellt, ist sein Sinn (2.221). Der aber ist intern auf Wahrheit-oder-Falschheit bezogen, in diesen beiden Möglichkeiten besteht sein Sinn, so dass sich folgende nur scheinbar konventionelle Korrespondenztheorie der Wahrheit ergibt: In der Übereinstimmung oder Nichtübereinstimmung seines Sinns mit der Wirklichkeit besteht seine Wahrheit oder Falschheit. (2.222) Zur Erkenntnis seiner Wahrheit oder Falschheit bedarf es daher eines Vergleichs mit der Wirklichkeit (2.223), aus dem Bild für sich ist seine Wahrheit oder

Falschheit nicht zu erkennen (2.224) und a priori wahre Bilder gibt es nicht 2.225). [Dagegen ist die Wahrheit eines logischen Satzes, der kein Bild ist und auch nicht eigentlich ein Satz, sondern dessen Grenzfall, der einer Auflösung der Zeichenverbindung gleichkommt (4.466), an seinem Symbol allein erkennbar, das soll die ganze Philosophie der Logik in sich schließen – 6.113.]

Dass die korrespondenztheoretische Erklärung für 'Wahrheit' in 2.222 nur scheinbar konventionell ist, kann man sehen, wenn man der Bestimmung des Ausdrucks 'Wirklichkeit' in der Ontologie der LPA nachgeht. Zugleich wird dann klar, dass der bisher verfolgte erste Grundsatz des Vorrangs des Sinns vor der Wahrheit-oder-Falschheit intern mit dem zweiten Grundsatz der internen Beziehung zwischen Sprache (Sinn) und Welt/Wirklichkeit zusammenhängt.

Der Ausdruck 'Wirklichkeit' ist einer von zwei Totalitätsbegriffen, die in der Ontologie bestimmt werden, der andere ist der der 'Welt'. (Man könnte, muss aber nicht, den Ausdruck 'Substanz' in 2.021 ff. als einen weiteren, untergeordneten Totalitätsbegriff auffassen.) Beide werden im Zusammenhang miteinander bestimmt. Die Welt ist die Gesamtheit der Tatsachen. (1.1) Die Wirklichkeit wird als „das Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten“ erklärt (2.06), aber zugleich auch, und scheinbar abweichend, als „Gesamtheit der bestehenden Sachverhalte“ mit der Welt als „gesamte Wirklichkeit“ identifiziert (2.04, 2.063). Der terminus medius der scheinbar unvereinbaren Erklärungen – Wirklichkeit einerseits als Gesamtheit der bestehenden Sachverhalte, andererseits als Bestehen und Nichtbestehen von Sachverhalten – ist die Einsicht, dass die Gesamtheit der Tatsachen (die Welt) „bestimmt, was der Fall ist und auch, was nicht der Fall ist.“ (1.12); denn das wird für den Ausdruck 'Wirklichkeit' ausdrücklich wiederholt, darin ist sie mit der Welt identisch: „Die Gesamtheit der bestehenden Sachverhalte bestimmt auch, welche Sachverhalte nicht bestehen.“ (2.05)

In diesen Bestimmungen antizipiert die Ontologie der LPA ihre Satztheorie. Die Welt ist so die Gesamtheit von Tatsachen, wie die Sprache die Gesamtheit der Sätze ist (4.001). Und wie die Sätze als Elemente der Sprache wesentlich Wahrheitsfunktionen von Elementarsätzen und erst so in ihrem Sinn bestimmt sind (vgl. 3.23), so sind die Tatsachen als Elemente der Welt Funktionen von Sachverhalten, „das Bestehen von Sachverhalten“ (2), das im logischen Raum, in dem die Tatsachen von vornherein sind (1.13), die Form des „Bestehen(s) und Nichtbestehen(s) von Sachverhalten“ (2.06), die „logische Form“ als „Form der Wirklichkeit“ annimmt (2.18). Die Ontologie nimmt also von vornherein in Anspruch, dass uns die Welt nur

in negierbaren Sätzen gegeben ist, sie unterstellt damit den zweiten Grundsatz der internen Beziehung zwischen Sprache (Sätzen, Sinn) und Welt, der der Sache nach der erste ist. Diese Inanspruchnahme wird nicht behauptet, sondern in den gegebenen Bestimmungen nur 'gezeigt'. Wittgenstein hat sich also hier der von ihm zum Hauptproblem der Philosophie erklärten Unterscheidung zwischen dem, was in Sätzen gesagt (oder auch gedacht) werden kann, und dem, was sich nur zeigt, bedient – und zwar sie selber nur zeigend (und damit den Grundsatz der Unausdrückbarkeit von bestimmten unser Verstehen im Ganzen prägenden Sachverhalten, den die Unterscheidung behauptet, respektierend).⁷²

Für die Erklärung von Wahrheit in 2.222 haben die Komplexitäten der Bestimmung des Ausdrucks Wirklichkeit die Konsequenz, dass, wenn im Fall der Wahrheit der Sinn eines Satzes mit der Wirklichkeit übereinstimmt, im Fall der Falschheit nicht, dann nicht Satz und etwas sprachfrei Gegebenes korrespondieren oder nicht korrespondieren. Sondern es korrespondieren der Satz und andere (Elementar-) Sätze, die den Sinn des Satzes in logischer Analyse bestimmt machen und die eindeutige, letzte, dimensional maximal auflösende Beschreibung der Wirklichkeit (des Bestehens und Nichtbestehens von Sachverhalten) sind. Im Fall der Erkenntnis der Wahrheit eines Satzes durch Vergleich mit der Wirklichkeit (2.223) kann festgestellt werden, dass, was den Sinn des Satzes als Funktion von Elementarsätzen bestimmt sein lässt, tatsächlich vorliegt. Dass die Beschreibung der Welt als Wirklichkeit in dimensional maximal auflösenden Elementarsätzen die ausgezeichnete Funktion der letzten Beschreibung erfüllt⁷³, mit der der Sinn von Sätzen verglichen und Wahrheit oder Falschheit festgestellt werden, ergibt sich aus dem Postulat, dass jeder Satz als Wahrheitsfunktion von Elementarsätzen nur eine logische Analyse haben soll (3.25).

Wittgenstein hat die interne Relation zwischen Sprache (Sinn) und Welt (vgl. 4.014) aber nicht nur (sie in den Strukturen der Ontologie zeigend) beansprucht, er hat auch, wenn nicht für sie argumentiert, so sie doch konstruktiv zu explizieren versucht. Das zu sehen verlangt, nochmals auf die vom ihm gedachte Beziehung zwischen Namen – als den einfachen, nicht weiter analysierbaren Zeichen in Elementarsätzen – und Gegenständen, als den Konstituenten von Sachverhalten, die den Elementarsätzen entsprechen, einzugehen.

Diese Beziehung wird von ihm nämlich nicht einsinnig gedacht. Er verwendet für die

72 Die Erklärung der Unterscheidung Sagen/Zeigen zum Hauptproblem der Philosophie findet sich in dem wichtigen, die LPA erläuternden Brief, an Russell vom 19. August 1919.

73 Im *Blauen Buch* formuliert Wittgenstein den illusionären Gedanken hinter der Idee der letzten eindeutigen Weltbeschreibung: „Jedes Zeichen kann im Prinzip gedeutet werden; aber die Bedeutung darf nicht gedeutet werden können. Sie ist die letzte Deutung.“ (61)

Beziehung zwei Ausdrücke – 'bedeuten' und 'vertreten' – und macht im Text der LPA nur durch die unterschiedliche Form der Nummerierung deutlich, dass das 'vertreten' gegenüber 'bedeuten' Vorrang hat. (vgl. 3.22, 3.203) Im Tagebuch 1915 ist der dahinter stehende Gedanke angedeutet: „Wenn ein Name einen Gegenstand bezeichnet, so steht er damit in einer Beziehung zu ihm, die ganz von der logischen Art des Gegenstandes bedingt ist und diese wieder charakterisiert.“ (22.6.15) Für 'bezeichnen' steht in der LPA 'vertreten', für 'die logische Art des Gegenstandes wieder charakterisieren' steht 'bedeuten'. Aber erst ex post facto 1929 hat er ganz deutlich gemacht, dass das bedingende 'vertreten', auf dem schon nach Auskunft der LPA die Möglichkeit des Satzes beruht (4.0312), dem 'bedeuten' vorausgehen muss. Als Kommentar zu 2.1511 heißt es nämlich in 'Some Remarks on Logical Form': „By this I meant that the forms of the entities are contained in the form of the proposition which is about these entities.“ (PO, 34) In der LPA wird das wiederum nur gezeigt. Von den Gegenständen im Sachverhalt kann nämlich nur gesagt werden, dass sie absolut einfach sein sollen, von Namen in Elementarsätzen vertreten werden und eine Form haben („die Möglichkeit seines Vorkommens in Sachverhalten“, 2.0141), vermöge deren sie die Möglichkeit aller Sachlagen enthalten (2.014) und im Sachverhalt so verkettet sein sollen (2.03), wie es die Verkettung der Namen im Elementarsatz (4.0311) zeigt. Was von Namen allerdings auffällig nicht gesagt wird – trotz des überaus reichhaltigen Repertoires an Formen, über das die LPA schreibt – ist, dass sie eine Form haben. Die Kategorie 'Form eines Namens' fehlt im Repertoire, und die Selbstinterpretation von 1929 verrät den Grund des Fehlens: Die Namen übernehmen, absorbieren gleichsam in der Vertretungsbeziehung die Form der Gegenstände, die sie vertreten, und die sie nur, insofern sie sie vertreten, auch 'bedeuten'. Auf der so verstandenen Beziehung von Namen und Gegenständen – erst 'vertreten', dann 'bedeuten' – beruht in der LPA die interne Beziehung von Sprache (Sätzen, Sinn) und Welt.

Die Verankerung der Namen in den Gegenständen als den, vermöge ihrer Form, Elementen der Substanz der Welt hat zwei wichtige Korollare. Ontologisch sind die Gegenstände zweideutig bestimmt – intensional als Bedeutungen der Namen, extensional als die Bestandteile der Sachverhalte, die in ihrer Konfiguration „materielle Eigenschaften bestimmen“ (2.0231). Semantisch sind die Namen nicht einführend erklärbar, sondern nur zirkulär zu erläutern, denn die Erläuterungen sollen voraussetzen, weil nur verstanden werden können, „wenn die Bedeutungen dieser Zeichen bereits bekannt sind.“ (3.263)

Es ist dieser letzte, semantische Punkt bezüglich Namen gewesen, an dem Wittgenstein

seinen Grundsatz der internen Beziehung von Sprache und Welt so transformiert hat, dass er nicht nur konstruktiv behauptet, sondern sprach-deskriptiv eingelöst werden kann. Das geschah in der Entwicklung seiner Konzeption von ostensiver Definition oder hinweisender Erklärung von Ausdrücken (nicht nur Namen). Diese ermöglicht sehr wohl eine einführende Erklärung, nicht nur eine zirkuläre Erläuterung von elementaren Ausdrücken. Bekanntlich meint der spätere Wittgenstein, dass die Gegenstände, auf die hinweisende Erklärungen hinweisen, in dieser Sprachverwendung als Muster oder Paradigmen fungieren, die zur Sprache gehören, Instrumente der Sprachpraxis sind. Sein Argument in Abschnitt 16 der PU:

Wie ist es mit den Farbmustern, die A dem B zeigt, – gehören sie zur Sprache? Nun, wie man will. Zur Wortsprache gehören sie nicht; aber wenn ich jemandem sage: „Sprich das Wort 'das' aus“, so wirst du doch dieses zweite 'das' auch noch zum Satz rechnen. Und doch spielt es eine ganz ähnliche Rolle, wie ein Farbmuster im Sprachspiel (8); es ist nämlich ein Muster dessen, was der Andre sagen soll.

Muster können in Sätze eintreten (auch Farbmuster), deshalb ist es sinnvoll, „richtet am wenigsten Verwirrung an, wenn wir die Muster zu den Werkzeugen der Sprache rechnen“. (ebd.) Regelmäßig treten sie in sprach-lehrende, insofern 'grammatische' Sätze ein:

Die Verbindung von Sprache und Wirklichkeit ist in den Worterklärungen gemacht, – welche zur Sprachlehre gehören, so dass die Sprache in sich geschlossen, autonom, bleibt. (PG IV.55, 97)

Auf der Grundlage der revidierten Auffassung, dass Bedeutungserklärung für Bedeutung von Wörtern durchgängig möglich ist, ja dass 'Bedeutung' geradezu erklärt werden kann als das, was Erklärungen der Bedeutung erklären (PU I, 560), ist der Grundsatz der internen Relation von Sprache (Satz, Sinn) und Welt deskriptiv einlösbar. Dadurch, dass wir in (grundlegend) hinweisenden Bedeutungserklärungen (ostensiven Definitionen) Wirklichkeitselemente als Muster der Bedeutung von Wörtern der Sprache als eine Art ihrer Werkzeuge *internalisieren* (können), stiften wir die *interne* Relation erst (können sie als von uns gestiftet/zu stiften auffassen). Dass die Sprache durch die die Bedeutung der Wörter konstituierenden Erklärungen in sich geschlossen, autonom bleibt, führt nicht zu linguistischem Idealismus. Denn mit der Bedeutungsfestlegung für die Wörter sagen wir noch gar nichts über die Wirklichkeit, das tun wir erst in den Sätzen.

Dass die Sätze als ganze nicht noch eine 'Bedeutungs'erklärung brauchen, keine Erklärung ihres Sinns – Wittgenstein ist ziemlich konsequent darin, den Ausdruck 'Bedeutung' für Wörter und Ausdrücke zu reservieren, den Ausdruck 'Sinn' für Sätze (vor allem in Mathematik-philosophischen Kontexten weicht er gelegentlich davon ab und schreibt auch vom 'Sinn' von Ausdrücken, aber trivialerweise nicht von Wörtern) – hat Wittgenstein schon in der LPA angenommen:

„Die Bedeutungen der einfachen Zeichen (der Wörter) müssen uns erklärt werden, dass wir sie verstehen. (–) Mit den Sätzen aber verständigen wir uns.“ (4.026)

Dabei bleibt es in der späteren Auffassung. Die wesentliche Komplexität von Sätzen begründet er jetzt nicht mehr mit ihrer in der Sprache der Funktionen-theoretischen Logik angeblich klar gestellten logischen Form (4.032, 5.47), sondern pragmatisch:

Wenn ich sagte, der Satz sei zusammengesetzt, so meinte ich damit, ... er könne in gewissem Sinn nicht einfach sein. Aber warum, inwiefern kann er nicht einfach sein?

Wäre er einfach, d.h. ein für allemal unveränderlich vorhanden, *so brauchte man ihn überhaupt nicht*.

Und zwar genauso wie ein Zeichen, das in allen Sätzen vorkäme, überflüssig ...wäre.

.....

Das Zeichen hat nur einen Zweck, wenn ich mit ihm operieren kann.

Und dann muss es in verschiedenen Zusammenhängen vorkommen können.

Das Wesentliche, der Sinn (d.h. Zweck) des Satzes ist ja, dass ich die einzelnen Zeichen durch eine Übersetzungsregel erklären *kann*, aber der Satz sich selbst erklärt.

Die Bildung von Wortzeichen ist ja nur präliminar.

D.h. sie ist an sich wertlos und ihr Zweck ist erst die Bildung einer *Kombination* aus ihnen.

Denken wir uns, jemand sagte 'dieses Holzstückchen soll der A, dieses soll der B sein'; und hörte auf. So würden wir fragen: was ist es nun mit ihnen, warum hast Du A und B durch die Hölzer repräsentiert? Denn das kann doch nur die Vorbereitung dazu sein, dass Du etwas über sie sagen willst.

Wie gesagt: das Satzzeichen repräsentiert nicht. – Es stellt dar. (Ms 109, 159-60)

Man kann Wittgensteins pragmatisches Argument, dass schon für die einfachsten Sätze ihre Zusammensetzung wesentlich ist, durch Hinweis auf unterschiedliche Formen ostensiver Erklärungen verstärken, die ja nicht nur für Gegenstands-bezeichnende Ausdrücke

möglich ist. Eine hinweisende Erklärung des Ausdrucks zur Bezeichnung eines Gegenstandes braucht nur ein Muster und vermittelt so synkategorematisch die Kategorie der Einzelheit für den erklärten Ausdruck. Dass ein Gegenstand nur einer, 'er selbst', sein kann, vermittelt die Einzigkeit des Musters, auf das er geeicht werden kann. Dass er mehrere Eigenschaften derselben Eigenschaftsdimension haben kann, kann z.B. bei Farbausdrücken dadurch deutlich werden, dass der Gegenstand mit verschiedenen Farben angestrichen wird.⁷⁴ Eine hinweisende Erklärung eines Eigenschafts-Ausdrucks braucht mehrere Muster, um durch Kontrast und Übereinstimmung das zu Erklärende deutlich zu machen und vermittelt so synkategorematisch die Kategorie der Allgemeinheit, der Anwendbarkeit auf alles mit dieser Eigenschaft. Die so in verschiedener Form erklärten Ausdrücke können auch in ihren möglichen Kombinationen vorgeführt werden, ihrer möglichen Darstellungsleistung in Sätzen aufgrund der durch die Erklärungen bewirkten Repräsentations-(Vertretungs-)Funktionen. Aber diese Vorführungen müssen schon als mögliche Mitteilungen, die etwas über etwas sagen, verstanden werden.

Auch die scheinbar korrespondenztheoretische Erklärung von Wahrheit aus der LPA wird pragmatisch revidiert. Immer noch muss der Satz, der etwas darstellt, für seine Wahrheit-oder-Falschheit mit der Wirklichkeit verglichen werden. Aber der Vergleichsbezugspunkt ist jetzt nicht mehr die letzte Beschreibung der Wirklichkeit in der dimensional maximal auflösenden Form von Elementarsätzen, sondern einfach eine unabhängige Beschreibung der Sachlage, die der Satz dazustellen beansprucht:

So ist es nun auch mit der Übereinstimmung einer Längenangabe mit einer Länge. Wenn ich sage: "dieser Stab ist 2m lang", so kann ich z.B. [erklären| eine Erklärung geben], wie man nach diesem Satz mit einem Maßstab die Länge des Stabes kontrolliert, wie man etwa nach diesem Satz einen Messstreifen für den Stab erzeugt. Und ich sage nun, der Satz stimmt mit der Wirklichkeit überein, wenn der auf diese Weise konstruierte Messstreifen mit dem Stab übereinstimmt. Diese Konstruktion eines Messstreifens illustriert übrigens, was ich in der "Abhandlung" damit meinte, dass der Satz bis an die Wirklichkeit herankommt. — Man könnte das auch so klar machen: Wenn ich die Wirklichkeit daraufhin prüfen will, ob sie mit einem Satz übereinstimmt, so kann ich das auch so machen, dass ich sie nun beschreibe und sehe, ob der gleiche Satz herauskommt. Oder: ich kann die Wirklichkeit nach grammatischen Regeln in die Sprache des Satzes übersetzen und nun im Land der Sprache ((den Vergleich durchführen)). (BT 204)

⁷⁴ Dass elementare Prädikationen an solche paradigmatischen Handlungsmöglichkeiten gebunden sind, ist ein Grundgedanke der konstruktivistischen Logik, den Hans-Julius Schneider semantisch ausgearbeitet hat – vgl. Schneider: *Phantasie und Kalkül*, Frankfurt/Main 1992, s.v. 'sortieren'.

Es wird also, gemäß der zuletzt genannten Alternative, bei der Überprüfung und, gegebenenfalls, Feststellung der Wahrheit eines Satzes überprüft oder festgestellt, ob die vom Satz beschriebene Sachlage tatsächlich vorliegt, wenn man den Bedeutungsregeln der im Satz verknüpften Ausdrücke, die in ihrer Verknüpfung die Sachlage darstellen sollen, folgt und sieht, ob bzw. dass sie erfüllt sind. Festgestellt wird im Fall der Wahrheit des Satzes, dass die in den Bedeutungsregeln gesetzten Beschreibungsnormen erfüllt sind. Das ist das in den Bedeutungen der Ausdrücke im Satz angelegte Standardverfahren zur Überprüfung der Wahrheit eines Satzes. Die zuerst genannte Alternative macht deutlich, dass auch einfach eine unabhängige Beschreibung der Sachlage von der Wahrheit des Satzes überzeugen kann, wenn entweder derselbe Satz herauskommt oder ein Satz, der nach unproblematischen Regeln zu dem ersten in eine einleuchtende Beziehung gesetzt werden kann (auf mehr oder weniger direktem Wege in ihn übersetzt werden kann).

Auf diesen deskriptiven Klärungen zu 'Sinn', 'Bedeutung' und 'Wahrheit/Falschheit' beruht nun die singularische Methode, deren Wesentliches Wittgenstein mit dem 'Übergang von der Frage nach der *Wahrheit* zur Frage nach dem *Sinn*' (Ms 106, 46) angegeben hat. Ihre erste Frage ist demgemäß die nach dem Sinn von Sätzen. Ihre Beantwortung muss klären, ob der Satz überhaupt Sinn hat, verständlich ist, zu einer Mitteilung verwendet werden kann, eine Verwendung hat. Das ist eine Ja/Nein-Frage; auf die Feststellung, ein Satz habe Sinn, kann nicht gefragt werden 'welchen?':

Auf die Aussage 'dieser Satz hat Sinn' kann man nicht wesentlich fragen: 'welchen?' Wie man auch auf den Satz 'diese Zusammenstellung von Worten ist ein Satz' nicht fragen kann: 'welcher?' (PG I.13, 51; vgl. PU § 502)

'Sinn haben', 'verständlich sein' ist eine Alles-oder-Nichts-Angelegenheit, zwischen Sinn und Unsinn gibt es nichts Mittleres. Der substantivische Ausdruck 'Sinn' kann aber die Illusion erzeugen, dass der Sinn dem Satz so gegenübersteht wie der Bezugsgegenstand dem Namen oder der Kennzeichnung.

Der Weg dazu, die Grammatik des Wortes "meinen" klar zu sehen, führt über die Frage "welches

ist das Kriterium dafür, dass wir etwas so meinen“ und welcher Art ist der Ausdruck, den dieses ”so“ vertritt. Die Antwort auf die Frage ”wie ist das gemeint“ stellt die Verbindung [zwischen zwei sprachlichen Ausdrücken | zwischen zwei Sprachen] her. Also fragt auch die Frage nach dieser Verbindung. Der Gebrauch der Hauptwörter ”Sinn“, ”Bedeutung“, ”Auffassung“ und anderer Wörter verleitet uns zu glauben, dass dieser Sinn etc. dem Zeichen so gegenübersteht, wie das Wort — der Name — dem Ding, das sein Träger ist. So dass man sagen könnte: ” Der Pfeil| Das Zeichen hat eine ganz bestimmte Bedeutung, ist in einer ganz bestimmten Weise gemeint, die ich nur faute de mieux wieder durch ein Zeichen ausdrücken muss“. Die Meinung, die Intention wäre quasi seine Seele, die ich am liebsten direkt zeigen möchte, aber auf die ich leider nur indirekt durch ihren Körper hinweisen kann. — (BT 12-13)

Aber dass die Frage nach dem Sinn eines Satzes Alles-oder-Nichts ist, heißt nicht, dass sie voraussetzungslos ist. Zum einen differenziert sie sich nach Satzverwendungsarten – bei Aussagesätzen in die Fragen, was muss der Fall sein, damit der Satz wahr ist bzw. falsch ist, bei Befehlssätzen in die Fragen, was muss der Fall sein, damit sie befolgt sind oder nicht befolgt; bei Wunschsätzen, was muss der Fall sein, damit sie erfüllt sind oder nicht erfüllt; bei Intentionssätzen, was muss der Fall sein, damit sie ausgeführt sind oder nicht ausgeführt. Und diese Differenzierungen der Frage nach dem Sinn von Sätzen führt auf ihre Voraussetzungen in den Bedeutungen der Satzbestandteile, der Wörter, so dass die Frage nach dem Sinn des Satzes die Fragen nach der Bedeutung der in ihm verknüpften Wörter impliziert. Bezüglich dieser ist der Weg, die Frage zu klären, der zu fragen, wie ihre Bedeutung erklärt ist/ erklärt werden kann – weil die Bedeutung eines Wortes das ist, was Erklärungen seiner Bedeutung erklären (PU § 560).

Dabei haben philosophische Bedeutungsklärungen in den Fragen nach den Bedeutungserklärungen von Wörtern im Satz eine Lizenz, die Bedeutungserklärungen in normaler Konversation nicht unbedingt haben – sie dürfen unterstellen, dass der Adressat der Erklärung die gesamte übrige Sprache schon versteht, beherrscht. Denn sie richten sich auf die Situation, in der ein Wort einführend erklärt werden soll (nicht, wie zumeist Bedeutungserklärungen in der Konversation, wie es in diesem Kontext verstanden werden soll / gebraucht ist).

Die singularische Methode mit ihren Fragen nach dem Sinn von Sätzen und den Bedeutungen von Satzbestandteilen wäre nun zum deskriptiven Zweck der Philosophie, reflexive begriffliche Klärung zu geben, umstandslos anwendbar, wenn die Sprachen des Umgangs rein rationale Gebilde wären und nicht historisch gewachsen und wenn wir

Sprachbenutzer rein rationale Wesen wären, uns in unseren Überzeugungen völlig transparent wären, alle Implikationen der eigenen Überzeugungen übersähen, und nicht auch Neigungen und Wünsche hätten, darunter auch Wünsche, so-und-so zu verstehen, Verstehbares überhaupt und auch uns selbst zu verstehen. Bei diesen kontrafaktischen Voraussetzungen wäre die Methode allerdings auch überflüssig.

Die singularische Methode muss sich angesichts der offensichtlichen Unerfülltheit von Voraussetzungen idealer Rationalität in eine Vielzahl von dialogisch-dialektisch anwendbaren Methoden differenzieren.

Schon die Frage nach dem Sinn eines Satzes ist oft nicht direkt anwendbar, weil die schulgrammatisch möglichen Satzbildungen die Anzahl der Sätze, die Sinn haben (können) weit übersteigt. Ein einfaches Beispiel Wittgensteins ist der Satz 'Auf der Sonne ist es 5 Uhr' (PU § 350). Der Satz ist grammatisch wohlgeformt, aber sinnlos wegen der normativen Funktion des Sonnenstandes für Zeitangaben auf der Erde. Der Maßstab (Sonnenstand) kann mit dem, was mittels seiner bestimmt werden kann (Tageszeit auf der Erde), nicht auch seinerseits bestimmt werden (vgl. PU § 50 über die Länge des Urmeters oder die Farben von Farbmustern). In diesem Fall sind zur Erkenntnis der Sinnlosigkeit des Satzes nur ihn kontextualisierende Überlegungen erforderlich. Aber oft genügt das nicht. Dann muss erst getan werden, was Wittgenstein lehren zu wollen erklärt hat – „von einem nicht offenkundigen Unsinn zu einem offenkundigen übergehen“ (PU § 464; u.U. ist auch der umgekehrte Übergang lehrreich – vgl. PU § 524). Ein Beispiel dafür ist Wittgensteins Umgang mit einem Zitat aus Platons *Theätet* (PU § 518).

Den allgemeinen Grund, warum die Frage nach dem Sinn eines Satzes oft nicht durch bloßes Ansehen des Satzes schon geklärt ist, hat Hans-Julius Schneider in seiner komplexen Theorie syntaktischer (im Unterschied zu lexikalischer) Metaphorizität angegeben:

Wenn es überhaupt syntaktische Komplexität (im Gegensatz zur Komplexität allein der Wortbildung) geben soll, sind die syntaktisch zulässigen Komplexe stets vielfältiger als die bis dahin vorgegebenen Sprachverwendungsweisen (die etablierte 'Semantik'). Folglich gibt es immer einen großen Vorrat an semantisch nicht festgelegten, 'offenen' Komplexen, die einem phantasievollen Sprecher für einen konstruktiv gewendeten 'Missbrauch' zur Verfügung stehen, d.h. für einen Gebrauch, der keiner bisher etablierten Sprachpraxis oder Regel entspricht.⁷⁵

75 Hans-Julius Schneider: *Phantasie und Kalkül*, l.c., 546.

Mancher 'Missbrauch' führt zu neuem Sinn, mancher zu Unsinn, und es ist nicht von vornherein offensichtlich, was bei einer abweichenden Satzbildung und Satzverwendung der Fall ist. Wittgensteins allgemeine Beobachtung diesbezüglich lautet:

Nicht mit jeder satzartigen Bildung wissen wir etwas anzufangen, nicht jede Technik hat eine Verwendung in unserem Leben, und wenn wir in der Philosophie versucht sind, etwas ganz Unnützes unter die Sätze zu zählen, so geschieht es oft, weil wir uns seine Anwendung nicht genügend überlegt haben. (PU § 520)

Operational wird die Frage nach dem Sinn eines Satzes in dialogisch-dialektischem Kontext also darin, sich mögliche Verwendungen für einen problematischen Satz zu überlegen und gegebenenfalls festzustellen, dass es keine für ihn gibt. Ratsam ist es dabei, von klaren und unproblematischen Fällen auszugehen und problematische zurückzustellen:

Behandle die deutlichen Fälle in der Philosophie, nicht die undeutlichen. Diese werden sich lösen, wenn jene gelöst sind.

Die Tendenz mit der Untersuchung eines Satzes da anzufangen, wo seine Anwendung ganz nebelhaft und unsicher ist (der Satz der Identität ist ein gutes Beispiel), anstatt diese Fälle vorläufig beiseite zu lassen und den Satz dort anzugehen, wo wir mit gesundem Menschenverstand über ihn reden können, diese Tendenz ist für die aussichtslose Methode der meisten Menschen, die philosophieren, bezeichnend. (Ts 212, 1195)

(Es ist eine besondere Methode der Philosophie, die in den Wissenschaften nicht erlaubt ist, den günstigsten Fall anzunehmen.) (Am ähnlichsten ist diese Methode noch der in der Mathematik einen extremen Fall anzunehmen in welchem das und das [doch bestimmt|jedenfalls] eintritt. (Argument a fortiori?))

(Ms 104, 86)

Zusätzlich kompliziert wird die Überlegung von Verwendungsweisen für Sätze durch zwei Sachverhalte: Oft muss für die Auffassung des inneren Dialogpartners erst eine treffende Formulierung gefunden werden, an der die Probe auf mögliche Verwendungen gemacht werden kann. Wittgenstein hat dieses Erfordernis allgemein betont und daran die Verwandtschaft seiner philosophischen Therapien zur psychoanalytischen Kur festgemacht:

Der Philosoph liefert uns das Wort, womit [man| ich] die Sache ausdrücken und unschädlich machen kann.

(Die Wahl unserer Worte ist so wichtig, weil es gilt, die Physiognomie der Sache genau zu treffen, weil nur der genau gerichtete Gedanke auf die richtige Bahn führen kann. Der Wagen muss haargenau auf die Schiene gesetzt werden, damit er richtig weiter rollen kann.)

Eine der wichtigsten Aufgaben ist es, alle falschen Gedankengänge so charakteristisch auszudrücken, dass der Leser sagt "ja, genau so habe ich es gemeint". Die Physiognomie jedes Irrtums nachzuzeichnen.

Wir können ja auch nur dann den Andern eines Fehlers überführen, [wenn er anerkennt, dass dies wirklich der Ausdruck seines Gefühls ist.] wenn er diesen Ausdruck (wirklich) als den richtigen Ausdruck seines Gefühls anerkennt.]

Nämlich, nur wenn er ihn als solchen anerkennt, ist er der richtige Ausdruck. (Psychoanalyse.)

Was der Andre anerkennt, ist die Analogie, die ich ihm darbiere, als Quelle seines Gedankens.
(BT, 409-10)

Die Erwähnung von falschen Gedankengängen und Irrtümern bringt schon den zweiten Grund der Komplikation für die Aufgabe, sich Satzverwendungen für problematische Sätze zu überlegen, zur Sprache. Die Sprache enthält irreführende Bilder und Redeweisen, die falsche Gedankengänge und Irrtümer über ihr Funktionieren objektiv nahelegen. Das überragende Beispiel bei Wittgenstein ist das Innen-Außen-Bild des menschlichen Geistes (der Seele), das die Philosophie seit Descartes bis zu ihm beherrscht hat. In der LPA hatte er selbst es in Form einer Denksprachen-Annahme perfektioniert. Irreführend ist das Bild, weil die Innen-Außen-Differenz von ihren grundlegenden Verwendungen (anhand derer sie einführend erklärt werden kann), räumlichen Sinn hat und wenn dieser in psychologische Anwendungen übernommen wird, das psychische Innen-Außen, das das Ausgedrückt- oder Verheimlicht-werden-Können meint, verzeichnet wird. (Die Gehirn-Idolatrie der gegenwärtigen philosophischen Psychologie beruht grundlegend auf diesem Fehler.) Aber die Missverständlichkeit des psychologischen Innen-Außen ist nur ein, wenn auch zentral wichtiges Beispiel. Wittgenstein nennt eine ganze Reihe solcher Beispiele in einer Erwägung zum 'Fortschritt' in der Philosophie:

Die Sprache hat für Alle die gleichen Fallen bereit; das ungeheure Netz gut [erhaltener] gangbarer] Irrwege. Und so sehen wir also Einen nach dem Andern die gleichen Wege gehen und wissen schon, wo er jetzt abbiegen wird, wo er geradeaus fortgehen wird, ohne die Abzweigung zu bemerken, etc. etc.. Ich sollte also an allen den Stellen, wo falsche Wege abzweigen, Tafeln aufstellen, die über die gefährlichen Punkte hinweghelfen.

Man hört immer wieder die Bemerkung, dass die Philosophie eigentlich keinen Fortschritt mache, dass die gleichen philosophischen Probleme, die schon die Griechen beschäftigten, uns noch beschäftigen. Die das aber sagen, verstehen nicht den Grund, warum es [so ist| sein muss]. Der ist aber, dass unsere Sprache sich gleich geblieben ist und uns immer wieder zu denselben Fragen verführt. Solange es ein Verbum 'sein' geben wird, das zu funktionieren scheint wie 'essen' und 'trinken', solange es Adjektive 'identisch', 'wahr', 'falsch', 'möglich' geben wird, solange von einem Fluss der Zeit und von einer Ausdehnung des Raumes die Rede sein wird, u.s.w., u.s.w., solange werden die Menschen immer wieder an die gleichen rätselhaften Schwierigkeiten stoßen, und auf etwas starren, was keine Erklärung scheint weg heben zu können.

Und dies befriedigt im Übrigen ein Verlangen nach dem Überirdischen| Transzendenten], denn, indem sie die "Grenze des menschlichen Verstandes" zu sehen glauben, glauben sie natürlich, über ihn hinaus sehen zu können.

Ich lese "...philosophers are no nearer to the meaning of 'Reality' than Plato got...". Welche seltsame Sachlage. Wie sonderbar, dass Platon dann überhaupt so weit kommen konnte! Oder, dass wir dann nicht weiter kommen konnten! War es, weil Platon so gescheit war? (BT, 423-4)

Im Fall der psychologischen Innen-Außen-Differenz müssen zum Aufmerksam-Machen auf den syntaktisch-metaphorischen Charakter der Unterscheidung dem Erkennen aufhelfende Kontraste mit den primären räumlichen Verwendungen gefunden werden, bevor bearbeitet werden kann, dass die psychologischen Verwendung so-und-so nicht verstanden werden können, keinen Sinn haben etc. Das Zurückweisen der falschen räumlichen Analogie ist ein Beispiel dafür, warum Wittgenstein sagt, dass er das zur Berichtigung philosophischer Fehler 'immer' machen müsse:

Wenn ich einen philosophischen Fehler rektifiziere und sage, man hat sich das immer so vorgestellt, aber so ist es nicht, [[so zeige ich immer auf eine Analogie| so muss ich immer auf eine Analogie zeigen], nach der man sich gerichtet hat, und, dass diese Analogie nicht stimmt.| So muss ich immer eine Analogie aufzeigen, nach der man gedacht hat, die man aber nicht als Analogie erkannt hat.]

Die Wirkung einer in die Sprache aufgenommenen falschen Analogie: Sie bedeutet(?) einen ständigen Kampf und Beunruhigung (quasi einen ständigen Reiz). Es ist, wie wenn ein Ding aus der Entfernung ein Mensch zu sein scheint, weil wir dann Gewisses nicht wahrnehmen, und in der Nähe sehen wir, dass es ein Baumstumpf ist. Kaum entfernen wir uns ein wenig und verlieren die Erklärung aus dem Auge, so erscheint uns eine Gestalt; sehen wir daraufhin näher zu, so sehen wir eine andere; nun entfernen wir uns wieder, etc. etc..

(Der aufregende Charakter der grammatischen Unklarheit.)

Philosophieren ist: falsche Argumente zurückweisen.

Der Philosoph trachtet, das erlösende Wort zu finden, das ist das Wort, das uns endlich erlaubt, das zu fassen, was bis [jetzt immer| dahin], ungreifbar, unser Bewusstsein belastet hat.

(Es ist, wie wenn man ein Haar auf der Zunge liegen hat; man spürt es, aber kann es nicht [erfassen| ergreifen] und darum nicht loswerden.) (BT 409)

Im Hinblick auf diesen Kampf mit falschen Analogien sieht Wittgenstein eine zweite Gemeinsamkeit mit der Psychoanalyse neben dem Erfordernis, dass der Klient die Deutungen (der innere Dialogpartner die Formulierungsvorschläge für seine Auffassung) akzeptiert:

Es ist eine Haupttätigkeit der Philosophie vor falschen Vergleichen zu warnen. Vor (den) falschen [Vergleichen| Gleichnissen] zu warnen, die unserer Ausdrucksweise — ohne dass wir uns dessen ganz bewusst sind — zu Grunde liegen.

Ich glaube unsere Methode ähnelt hier der der Psychoanalyse, die auch Unbewusstes bewusst und dadurch unschädlich machen will und ich glaube, dass diese Ähnlichkeit keine rein äußerliche ist. (Ms 109, 174)

Die Ähnlichkeit ist auch deswegen keine äußerliche, weil es auch bei philosophischen Klärungen für den Dialogpartner nicht nur um 'intellektuelle', sondern auch um 'affektive Annahme' (Freud) der Klärungen geht. Wir hängen an den falschen Bildern und irreführenden Analogien, die unseren Sprachgebrauch prägen, wir geben sie deswegen ungern auf:

Wie ich oft gesagt habe, führt die Philosophie mich zu keinem Verzicht, da ich mich nicht entbreche, etwas zu sagen, sondern eine gewisse Wortverbindung als sinnlos aufgebe. In anderem Sinne aber erfordert die Philosophie dann eine Resignation, aber des Gefühls, nicht des Verstandes. Und das ist es vielleicht, was sie Vielen so schwer macht. Es kann schwer sein, einen Ausdruck nicht zu gebrauchen, wie es schwer ist, die Tränen zurückzuhalten, oder einen Ausbruch [des Zorns| der Wut].

(Tolstoi: die Bedeutung (Bedeutsamkeit) eines Gegenstandes liegt in seiner allgemeinen Verständlichkeit. — Das ist wahr und falsch. Das, was den Gegenstand schwer verständlich macht ist — wenn er bedeutend, wichtig, ist — nicht, dass irgendeine besondere Instruktion über abstruse Dinge zu seinem Verständnis erforderlich wäre, sondern der Gegensatz zwischen dem Verstehen des Gegenstandes und dem, was die meisten Menschen sehen *wollen*. Dadurch kann gerade das Naheliegendste am allerschwersten verständlich werden. Nicht eine Schwierigkeit des Verstandes, sondern des Willens ist zu überwinden.)

Die Arbeit an der Philosophie ist — wie vielfach die Arbeit in(?) der Architektur — eigentlich

mehr [die| eine] Arbeit an Einem selbst. An der eignen Auffassung. Daran, wie man die Dinge sieht. (Und was man von ihnen verlangt.)

Beiläufig gesprochen, hat es [in| nach] der alten Auffassung — etwa der, der (großen) westlichen Philosophen — [zwei Arten von Problemen im wissenschaftlichen Sinne gegeben| zweierlei Arten von Problemen im wissenschaftlichen Sinne gegeben]: wesentliche, große, universelle, und unwesentliche, quasi accidentelle Probleme. Und dagegen ist unsere Auffassung, dass es kein großes, wesentliches Problem im Sinne der Wissenschaft gibt. (BT, 406-7)

Erst mit der Einsicht in den Selbstbildungscharakter einer 'Arbeit an sich selbst, der eigenen Auffassung – wie man die Dinge sieht und was man von ihnen verlangt' gewinnt die Bestimmung der Aufgabe der Philosophie als 'reflexive begriffliche Klärung' ihre ganze Weite: 'Reflexiv' meint nicht nur 'überlegend' und nicht nur 'das eigene Verstehen klärend' (Heraklit Fragment 101: 'Ich erforschte mich selbst'), sondern auch 'das eigene Verstehen gegen eigene affektive Widerstände vernünftig berichtend'. Der zuletzt genannte Bedeutungsaspekt begründet auch, dass Wittgenstein eine Einsicht Kants in die Bedingungen erfolgreicher philosophischer Kritik unabhängig wiederholt hat. Kant meinte in seiner *Logik* (hrsg. Jaesche, 1800), dass der Philosoph nur gegebene Begriffe deutlich macht (A 95); dass Philosophieren wesentlich im „selbsteigenen Gebrauch der Vernunft“ besteht (A 26), und dass es deshalb

„nicht genug (ist): dass ein jeder Zweifel nur beantwortet werde; – man muss ihn auch auflösen, das heißt: begrifflich machen, wie der Skrupel entstanden ist. Geschieht dies nicht: so wird der Zweifel bloß abgewiesen, aber nicht aufgehoben; – der Same des Zweifels bleibt dann immer noch übrig.“ (A 130, vgl. A 81-3)

Bei Wittgenstein ist dieselbe Einsicht folgendermaßen formuliert:

Man muss beim Irrtum ansetzen und ihn in die Wahrheit überführen.)

D.h. man muss die Quelle des Irrtums aufdecken, sonst nützt uns das Hören der Wahrheit nichts. Sie kann nicht eindringen, [solange| wenn] etwas anderes ihren Platz einnimmt.

(Einen von der Wahrheit zu überzeugen, genügt es nicht, die Wahrheit zu konstatieren, sondern man muss den Weg vom Irrtum zur Wahrheit finden.) (Ts 211, 313)

Für ein letztes Element der dialogisch-dialektischen Methoden, in die sich Wittgensteins singularische Methode des Übergangs von der Frage nach der Wahrheit zur Frage nach dem

Sinn differenziert, lässt sich, soweit ich sehe, keine von ihm selbst notierte Methoden-reflexive Bemerkung anführen. Zwischen den Ausgang vom Irrtum in der Suche nach möglichst sprechenden Formulierungen des philosophischen Fehlers, der berichtigt werden soll, und seine Überführung in Wahrheit durch Begreiflich-machen, wie der Irrtum (Kant: Zweifel, Skrupel) hat entstehen können, ist der Sache nach ein Schritt eingeschaltet, der in einer möglichst sprechenden Neubeschreibung des Fehlers aus dem Horizont des normalen, vernünftigen Verstehens besteht. Dieser Zwischenschritt macht die Analogie zur Psychoanalyse vollkommen: Entspricht der erste Schritt der möglichst genauen Formulierung des Fehlers aus der Sicht des ihn als eigene Auffassung Vertretenden dem Schritt der Anamnese in der Psychoanalyse, dann der zweite dem der Deutung von Symptomen, und der dritte der Darstellung des gesamten Falls, den Psychoanalytiker z.B. für die Forschungsgemeinschaft der Psychoanalyse Betreibenden geben. Für den sachlich zweiten Schritt gibt es wohl auch deshalb keinen unabhängigen Methoden-reflexiven Beleg bei Wittgenstein, weil er offensichtlich vom jeweils behandelten Fehler sachlich abhängig ist.

Das Beispiel, in dem Wittgensteins Methoden von ihm am ausführlichsten in zusammenhängender Erörterung angewendet worden sind, ist seine zweite Kritik des Solipsismus im *Blauen Buch*.⁷⁶

Die vier unterscheidbaren Formulierungen der Überzeugung eines epistemologischen Solipsisten im *Blauen Buch* sind die folgenden:

(a) 'Wenn irgendetwas gesehen wird (wirklich *gesehen*), dann bin immer ich es, der es sieht' (BIB 98)

(b) 'Immer wenn irgendetwas (engl. anything) gesehen wird, dann wird etwas Bestimmtes (engl. something) gesehen.' (BIB 101)

(c) 'Immer wenn irgendetwas gesehen wird, dann ist es *dieses*, was gesehen wird'; ich hätte dabei das Wort >dieses< mit einer mein Gesichtsfeld umgreifenden Geste begleitet (jedoch hätte ich mit dem Wort >dieses< nicht die bestimmten Gegenstände gemeint, die ich zu dem Zeitpunkt gerade gesehen hätte). (BIB 103)

(d) 'Nur das, was ich sehe (oder: jetzt sehe), wird wirklich gesehen.' Kommentar: Ich könnte meinen Anspruch auch ausdrücken, indem ich sage: 'Ich bin das Gefäß des Lebens'; aber merke: es ist wesentlich, dass jeder, zu dem ich das sage, außerstande sein müsste, mich zu verstehen. ... Von mir aus aber soll es *logisch* unmöglich sein, dass er mich verstehen kann; in anderen Worten, zu sagen,

⁷⁶ Vgl. E.M.Lange: *Wittgenstein und Schopenhauer* – Logisch-Philosophische Abhandlung und Kritik des Solipsismus, Cuxhaven 1989; und Art. 'Solipsism' in *The Blackwell Companion to Wittgenstein*, ed. Glock & Hyman (erscheint 2013 oder 2014)

dass er mich versteht, soll sinnlos, nicht falsch sein. (BIB 103-4)

Wittgenstein verwendet die vier Formulierungen, um den Solipsisten in die Sprachlosigkeit der Formulierung (d) zu treiben. Denn (d) ist als unverständlich intendiert – und zu intendieren, dass man nicht verstanden wird, ist gleichbedeutend damit, nichts Sinnvolles, Verständliches zu sagen. Formulierung (a) wird zugunsten von (b) aufgrund einer Erörterung der gewöhnlichen Kriterien für persönliche Identität verabschiedet, insofern diese zeigt, dass der Solipsist mit 'ich' keine individuelle natürliche Person meinen kann, die anhand dieser Kriterien erkannt würde (werden könnte). Formulierung (b) wird als ungenügend erwiesen, weil der Solipsist nicht die Situation oder den Gegenstand/die Gegenstände hervorheben möchte, die angeblich nur er sieht, sondern „die Erfahrung des Sehens selbst“ (BIB 101). Dem versucht (c) zu genügen, aber es stellt sich als sinnlos heraus, weil das Zeigen auf das Gesichtsfeld (die begleitende Geste) sinnlos ist, insofern es nicht, wie gewöhnliches Zeigen, 'Nachbarn hat', weil es in einem öffentlichen Raum stattfindet. So wird der Solipsist zu (d) und damit in die Sprachlosigkeit getrieben.

Aber diese Dialektik bringt den Solipsisten nur zum Schweigen, macht ihm nicht verständlich, wie er in seine Schwierigkeiten geraten konnte. Das deutlich zu machen, dient der zweite Schritt der Methoden, die Neubeschreibung der solipsistischen Verirrung aus dem Horizont normalen Verstehens. Dabei spielt die Grundeinsicht Wittgensteins in die 'Autonomie der Grammatik' eine doppelte Rolle. Einerseits muss Wittgenstein dem Solipsisten zugestehen, dass die von ihm gewünschte Notation, die seiner Erfahrung eine ausgezeichnete Stellung einräumt, möglich wäre. Statt 'so-und-so sieht das-und-das' könnte, wie der Solipsist wünscht, von ihm gesagt werden 'Etwas wird wirklich gesehen'. Von anderen müsste dann gesagt werden 'Sie benehmen sich wie (sich der Solipsist benimmt), wenn wirklich gesehen wird'. Das wäre umständlich und unbequem, aber möglich. Was nicht möglich ist, ist eine Notation damit zu rechtfertigen, dass sie den Tatsachen besser entspricht – das ist eine deskriptive Folgerung aus der 'Autonomie der Grammatik': Kein Bezeichnungssystem kann damit gerechtfertigt werden, dass es die mittels seiner beschreibbaren Tatsachen am besten darzustellen geeignet ist. Unter diesen Voraussetzungen lautet die Neubeschreibung der solipsistischen Verirrung so (Wittgenstein gibt sie im *Blauen Buch* vor der Dialektik, durch die er den Solipsisten in die Sprachlosigkeit treibt):

Der Mann, der sagt: 'Nur meine Schmerzen sind wirklich', will damit nicht sagen, dass er mittels der gewöhnlichen Kriterien herausgefunden hat – d.h. der Kriterien, die unseren Wörtern ihre gewöhnlichen Bedeutungen geben –, dass die anderen, die sagten, sie hätten Schmerzen, schwindelten. Vielmehr lehnt er sich gegen den Gebrauch *dieses* Ausdrucks in Verbindung mit *diesen* Kriterien auf. Das heißt, er hat Einwände gegen die besondere Weise, in der dieser Ausdruck gemeinhin gebraucht wird. Andererseits ist es ihm nicht klar, dass seine Einwände sich gegen eine Konvention richten. Er sieht, wie man das Land auf andere Weise teilen kann als nach der Methode, die der gewöhnlichen Landkarte entspricht. Er fühlt sich versucht, etwa den Namen 'Devonshire' nicht für die Grafschaft mit ihren konventionellen Grenzen, sondern für ein andersartig begrenztes Gebiet zu gebrauchen. Er könnte das folgendermaßen ausdrücken: 'Ist es denn nicht absurd, aus *diesem* hier eine Grafschaft zu machen, die Grenzen *hier* zu ziehen?' Was er jedoch sagt, ist folgendes: 'Das *wirkliche* Devonshire ist dieses.' Wir können antworten: 'Du willst nur eine neue Bezeichnungsweise, und mit einer neuen Bezeichnungsweise werden keine geographischen Tatsachen geändert.' Es ist jedoch wahr, dass wir unwiderstehlich von einer neuen Bezeichnung angezogen oder abgestoßen werden können. (BIB 92-3)

Der dritte Schritt entspricht dem Kantischen Erfordernis, begreiflich zu machen, wie die solipsistische Verirrung entstehen kann. Wittgenstein findet den Grund in der kriterienlosen Verwendung der 1. Person Präsens mit psychologischen Prädikaten. Er will, wie im Zusammenhang der Erörterung der psychologischen Verben schon einmal angeführt, einen Gebrauch von 'Ich als Subjekt' ('Ich sehe so-und-so') von einem Gebrauch von 'Ich als Objekt' ('Ich bin 1,80 m groß') unterscheiden. Im ersten Fall gibt es kein Kriterium für die Wahrheit der Bekundung, für die Wahrheit von korrespondierenden 3. Person-Zuschreibungen ('Er sieht so-und-so') muss die Wahrhaftigkeit des Äußerers bürgen (vgl. PU II, S. 566). Im zweiten Fall weiß auch der Äußerer von der Wahrheit der Angabe seiner Körpergröße nur durch objektive Messverfahren. Dass es Verwendungen der 1. Person gibt, die Wittgenstein als Verwendung von 'Ich als Subjekt' charakterisiert, erklärt, wie die solipsistische Verirrung möglich ist:

Wir haben das Gefühl, dass wir in den Fällen, in denen wir 'ich' als Subjekt gebrauchen, es nicht gebrauchen, weil wir eine bestimmte Person an ihren körperlichen Merkmalen erkennen; und daraus entsteht die Täuschung, dass wir dieses Wort gebrauchen, um von etwas Körperlosem zu sprechen, das jedoch seinen Sitz in unserem Körper hat. In der Tat scheint *dieses* das eigentliche Ich zu sein, – das, von dem gesagt wurde 'Cogito, ergo sum'. – (BIB 110)⁷⁷

⁷⁷ In der Sache ergeben sich für Wittgensteins Erklärung-wie-möglich der solipsistischen Verirrung Schwierigkeiten, die hier, wo es nur um die Illustration seiner sinnkritischen Methode(n) ging, nicht erörtert werden müssen. Vgl. *Wittgenstein und Schopenhauer*, l.c., 131-4. – In 'Solipsism' mache ich auch einen Vorschlag, wie Wittgensteins Erklärung verbessert und ergänzt werden kann.

Die wichtigste Lehre aus Wittgensteins Überlegungen zu Methode und Methoden der Philosophie im Lichte der Anwendungen, die er selbst von ihnen gemacht hat, ist wohl die Kantische, dass der 'kritische Weg allein noch offen ist', dass die Philosophie in ihren Klärungen beim Irrtum beginnen und ihn in Wahrheit überführen muss.

Die Frage, die Teil II zu erörtern hat, ist, ob das aufgrund der Klärungen und Einsichten, zu denen LW selbst gekommen ist, wirklich zwingend und alternativlos ist. Kant war darin deutlich, dass die *Kritik der reinen Vernunft* ein System der Transzendentalphilosophie nicht nur nicht ausschloss, sondern tatsächlich voraussetze (auch wenn er es selbst nie zustande gebracht hat). Und auch sachlich scheint es so zu sein, dass Kritik zu üben richtige Einsicht in die Sache des Kritisierten voraussetzt. Sollte es dann nicht auch ein Aufgabe der Philosophie sein, die richtige Einsicht, zu der sie gekommen sein mag, für sich selber auszudrücken und darzustellen?

Teil II Zwischenbetrachtung: Philosophie als Streben nach Übersicht über die begrifflichen Verhältnisse im Alltagsverstehen

Die weitgehende Vergessenheit W.s in der Philosophie heute ist gewiss akademischen Moden und philosophischen Konjunkturen geschuldet, aber W. hat selbst einen Anteil daran gehabt.

Ich sehe besonders zwei Umstände als dafür ursächlich an. Zum einen war LWs Philosophie in ihrer Entwicklung in außergewöhnlicher Weise ein ganz persönliches Projekt. (1) Zum andern ist ihre Darstellungsweise in einer mit ihrem erklärten Ziel der Übersicht über die Grammatik der Sprache in starker Spannung stehenden Weise undurchsichtig. (2)

Ad (1): LW hat sich an seine Einsicht/These, Arbeit in der Philosophie sei eigentlich „die Arbeit an einem selbst, an der eigenen Auffassung, daran, wie man die Dinge sieht und was man von ihnen verlangt“ (vgl. BT 407), in großer Konsequenz gehalten. Wenn man seine Entwicklung überblickt, hat sie eine ganz einfache Form. Als 30jähriger hat er ein stark integriertes logisch-metaphysisches System veröffentlicht (LPA), in dem er die Probleme der Philosophie im Wesentlichen gelöst haben wollte. Nach einer Phase der Entfernung von

philosophischer Arbeit kam er zu der Einsicht, dass vieles in der LPA falsch sei, und die daraufhin wieder aufgenommene philosophische Arbeit war im Wesentlichen der Selbstkritik der LPA gewidmet.

Schon dies ist nicht offensichtlich. So hat kaum jemand gesehen, dass der den psychologischen Begriffen gewidmete Teil der PU (ab Abschn. 243) aus der Kritik an der Denksprachenannahme in der LPA motiviert ist, weil LW die intentionalen Begriffe, in deren Behandlung das deutlich ist, nach 'Schmerz' als Beispiel für die nicht-intentionalen angeordnet hat ('die schmerzliche Bevorzugung von ›Schmerz‹ als Beispiel'). Zwar sprach für LWs Anordnung die größere Nähe der nicht-intentionalen psychologischen Begriffe zu den Belegen (Evidenz) für ihren Gebrauch im nicht-sprachlichen Benehmen von Personen; aber der Durchsichtigkeit seiner fortwährenden Problematik und der Erkennbarkeit ihrer selbstkritischen Motivation und Behandlung war sie nicht dienlich.

Stärker wirkt noch eine Maxime, die LW befolgt und die darauf zielt, den Selbstkritik-Charakter vieler Bemerkungen sogar unkenntlich sein zu lassen:

„Ich habe kein Recht, der Öffentlichkeit ein Buch zu geben, worin einfach die Schwierigkeiten, die ich empfinde, ausgedrückt und durchgekaut sind. ... Nicht meine Magenbeschwerden sind interessant, sondern die Mittel – if any – die ich gegen sie gefunden habe.“ (24.1. 48)⁷⁸

Entsprechend präsentieren die PU ihre Klärungen überwiegend als nicht durch eine sie verbindende Problematik zusammenhängend und scheinbar durch unverbundene einzelne begriffliche Probleme motiviert.

Ad (2): Die angeführte Maxime spielt schon in die zweite Ursache für eine gewisse Intransparenz von LWs Darstellung hinein. Wie in Teil I dargelegt, hat er zwar die Gewinnung von Übersicht über die Grammatik zu einem wesentlichen Ziel der *Philosophischen Untersuchungen* erklärt (Abschn. 122), aber dieses Ziel der Absicht auf Auflösung einzelner philosophischer Probleme untergeordnet, von denen die deskriptive Klärung „ihr Licht“ empfangen soll. (Abschn. 109)

Diese Unterordnung hat nun auch dazu geführt, dass LW die Anhaltspunkte für eine Übersicht über die Grammatik schon in der normalen Sprache selbst liegengelassen hat, auf deren Vorhandensein er selbst in der LPA aufmerksam geworden war und hingewiesen hat. Es handelt sich dabei zentral um den von ihm gebildeten Begriff formaler Begriffe. (4.122 –

⁷⁸ Wiener Ausgabe 5.157.3.

4.128)

Formale Begriffe sind von materialen Begriffen unterschieden. Materiale Begriffe klassifizieren alles, was uns in Wahrnehmung und tätigem Umgang unmittelbar gegeben ist. Formale Begriffe gehören stärker nur in die (Wort-)Sprache und klassifizieren anderweitig schon Klassifiziertes. Nach der Analyse der LPA sind formale Begriffe durch zwei Merkmale gekennzeichnet – sie drücken Variablen aus und sie sind mit jeder ihrer Instanzen schon gegeben. Weil die LPA auf Logik-Sprachen orientiert ist, insofern sie die Prädikatenlogik 1. Stufe für die Tiefenstruktur der Umgangssprache hält, hat LW als Beispiel nur den Scheinbegriff des ›Gegenstand‹es angeführt. Er drückt eine Variable aus, die Individuenvariable 'x', den „variablen Namen“ (4.1272); und er ist mit jeder Individuenkonstante ('a,b, c ...' usw.) schon gegeben.

Formale Begriffe in dem strikten Sinn der Explikation von LW in der LPA gibt es nur in formalen Sprachen. Aber in der normalen Sprache hat das Wort 'Gegenstand' auch Verwendungen und eine davon, in der es als die Nominalisierung⁷⁹ des indefiniten Pronomens 'etwas' zu verstehen ist, ist formal in dem Sinn, in dem Variablen in formalen Sprachen formal sind: Beide Ausdrücke sind mit jeder ihrer Instanzen schon gegeben; und sie drücken Variablen insofern aus, als sie durch eine ihrer Instanzen ersetzt werden müssen, wenn etwas Bestimmtes, nach wahr oder falsch Bewertbares gesagt sein soll. Das indefinite Pronomen 'etwas' ist ein normalsprachliche Vorform der Individuenvariable 'x' in der Prädikatenlogik.

Nun kennt die Prädikatenlogik nur einen Typ von Individuenvariable und darin unterscheidet sie sich markant von der normalen Sprache. Denn diese hat neben 'etwas' für Dinge oder Sachen noch das indefinite Pronomen 'jemand' für Personen. Die Bereiche der Einsetzungsinstanzen für diese beiden indefiniten Pronomina der normalen Sprache schließen sich wechselseitig aus: was 'etwas' ist, ist nicht 'jemand' und umgekehrt; was 'Gegenstand' ist, ist nicht 'Person' und umgekehrt. Dieses formale Verhältnis begründet eine exklusive Partition im Redebereich der natürlichen Sprache unter allem dem, was es überhaupt gibt (formal gesprochen: in der *Ontologie* der normalen Sprache). Dies bietet einen grundlegenden Ansatzpunkt für den Versuch einer Übersicht über die Grammatik der normalen Sprache, und der Begriff eines formalen Begriffs (in der nötigen Abschwächung für seine Anwendung auf die normale Sprache) gibt einen Leitfaden für die Auffindung der Grundbegriffe des alltäglichen Verstehens, die die normale Sprache strukturieren.

79 Im weiten Sinn der Substantivbildung.

Ist diese Skizze eines Programms für die Philosophie nach (secundum) Wittgenstein nicht völlig unwittgensteinianisch, obwohl aus bei ihm zu findenden Ideen entwickelt? Ein brauchbarer Test wäre die Frage, ob LW selbst denn auf den Unterschied von etwas/jemand und Gegenstand/Person aufmerksam geworden ist. Die positive Antwort kann auf einen Umstand verweisen, der in Teil I aufgewiesen wurde. LW hat erklärt, dass alles, was er zu sagen habe, schon voraussetze, dass wir reden und handeln. (BGM VI.17 e; p. 321) In der vorzulegenden Analyse wird sich zeigen, dass nur Personen reden (eine Satzsprache sprechen) und nur Personen im Vollsinn handeln. LW hat also von dem Unterschied als grundlegend selbstverständlich Gebrauch gemacht, auch wenn er ihn nicht ausdrücklich kommentiert hat. Insofern bleibt ein Ansatz zur Gewinnung von Übersicht, der bei dieser grundlegenden Unterscheidung von 'Gegenstand' und 'Person' ansetzt, in völliger Kontinuität zu LWs Klärungen und Einsichten (und wird in vielen Einzelheiten von ihnen weiteren Gebrauch machen).

Um den Ort formaler Begriffe im alltäglichen Verstehen zu bezeichnen, gebe ich ein Beispiel. Dabei ist zu beachten, dass 'formale Begriffe' im Bezug auf die normale Sprache nur heißen kann: Formale Verwendungen von Ausdrücken in der normalen Sprache, die formalen Begriffen (Variablen) in formalen Sprachen eng verwandt sind. In der folgenden Reihe von Ausdrücken bezeichnet jeder folgende gegenüber den ihm vorhergehenden Ausdruck etwas Allgemeineres:

Bonobo/Schimpanse/Gorilla – Menschenaffen – Affen – Tiere – Lebewesen –
Einzelne/Individuen – Entitäten.

Bis zu 'Lebewesen' handelt es sich in dieser Reihe von Ausdrücken um solche, die materiale Oberbegriffe ausdrücken. Für 'Einzelne' und 'Entitäten', als Substantive gebraucht, ist eigentlich nur formal und im Zusammenhang von logischer Betrachtung die Rede – sie drücken formale Begriffe aus.

Philosophie als Streben nach Übersicht über die grundlegenden Begriffe im alltäglichen Verstehen ist Betrachtung der es strukturierenden formalen Begriffe. 'Betrachtung' soll dabei an die optische Grundbedeutung des griechischen Lehnworts 'Theorie' erinnern. Im Hinblick auf LWs Klärungen kann auch davon gesprochen werden, dass diese Betrachtung

Sinnbetrachtung ist, d.h. die grundlegenden *Verständnismöglichkeiten* klärt. Eine Kurzformel für die damit angedeutete Konzeption ist *reflexive begriffliche Klärung*.

Reflexiv ist die begriffliche Klärung nicht nur im selbstverständlichen subjektiven Sinn der Überlegung, die eine Person anstellt, sondern objektiv darin, dass sie alltäglichen Begriffsgebrauch voraussetzt und diesen, sich auf ihn zurückwendend, zu klären versucht.

Begrifflich ist die Betrachtung, weil Begriffe eben die grundlegenden Mittel unseres Verstehens sind. *Klärung* ist schließlich das Ziel der Betrachtung, weil uns die begrifflichen Mittel unseres Verstehens nicht von vornherein klar und übersichtlich sind. Denn wir lernen die Sprache selbstverständlich zu gebrauchen, lange bevor wir fähig sind und in Situationen geraten, die uns motivieren, über ihren Gebrauch nachzudenken und ihn klären zu wollen.

Für die Einschränkung der reflexiven begrifflichen Klärung auf das Alltagsverstehen sind historische Gründe ausschlaggebend. Im Laufe ihrer Geschichte sind aus der Philosophie immer mehr Themen als Gegenstände eigener wissenschaftlicher Disziplinen ausgewandert. Da begriffliche Klarheit für jede Form intellektueller Unternehmung, die zu sachlicher Einsicht führen soll, erforderlich ist, ist die Klärung der in den Wissenschaften leitenden Begriffe Aufgabe dieser Wissenschaften selbst. Dadurch sind der Philosophie als selbstständig zu bearbeiten nur diejenigen Begriffe verblieben, die mit dem Alltagsverstehen auch von allen Wissenschaften vorausgesetzt werden und ihnen vorausgesetzt bleiben, sofern sie von ihnen nicht methodisch kontrolliert geklärt und durch präzisere Begriffe ausdrücklich ersetzt werden. Die Klärung der grundlegenden Alltagsbegriffe bleibt Aufgabe der Philosophie. Dass die Wissenschaften das Alltagsverstehen, das die Philosophie klärt, voraussetzen, kann hier nur mit einem Schlaglicht beleuchtet werden. Oft wird, jedenfalls im allgemeinen Bewusstsein, für die Physik und ihre Theorie der materiellen Wirklichkeit der Anspruch erhoben, die umfassende und letzte Theorie über Alles zu sein. Das kann nicht richtig sein, denn nicht Energie und materielle Massen treiben Physik, sondern entsprechend ausgebildete Personen. Wenn die Physiker also sagen wollen, was sie in ihrer Wissenschaft eigentlich tun – Theorien aufstellen, Hypothesen ableiten, Experimente machen und ihre Ergebnisse bewerten – dann brauchen sie die ganze an den Begriff der Person geknüpfte alltägliche Handlungssprache und kommen mit den Begriffen der physikalischen Theorien der Wirklichkeit nicht aus.

Was wird in der Konzeption von *Philosophie als reflexiver begriffliche Klärung der Grundbegriffe des Alltagsverstehens* aus dem bei W. vorgeordneten Problem der Auflösung

einzelner philosophischer Probleme? Auch deren Behandlung ist reflexive begriffliche Klärung, aber wenn Übersicht über das Verstehen zum übergeordneten Ziel gemacht wird, wird sie nachrangig und geht vor allem in die Begründung für vorgeschlagene Analysen von Begriffen ein. (Solche Begründungen haben die Form: Begriff X sollte *so* gefasst werden, um das Missverständnis/Problem *so-und-so* vermeiden zu können).

Dass diese Umakzentuierung seiner Philosophie-Konzeption im Sinn von W. sein kann, wird daran deutlich, dass sie ein von ihm gebrauchtes Bild für die Verfassung unseres alltäglichen Verstehens zwanglos zu interpretieren erlaubt. Die Überlegung dazu kann auch naheliegend Missverständnisse der Bezeichnung der zu klärenden Begriffe als 'grundlegend' abwehren helfen. Im Deutschen, anders als in den stärker vom Lateinischen geprägten europäischen Sprache, für der Gebrauch von 'grundlegend' die Assoziation von 'Grund und Boden' und dem, was 'tief' ist, mit sich. Dagegen ist der hier gemeinte Sinn ausschließlich auf Begründung und 'Grund') (reason, raison, racion) bezogen. Aber auch, wenn man das strikt festhält, stellt sich bei der Rede von 'letzten Gründen' die gründelnde Metaphorik wieder ein. Dagegen muss man sich erinnern, dass die letzten Gründe, auf die grundlegende Einsicht in reflexiv begrifflicher Klärung aus ist, wesentlich das voraussetzen, was sie begründen – so wesentlich, dass diese Gründe im Alltagsverstehen meist implizit bleiben. Dafür hat LW ein paradoxes Bild gebraucht – das Fundament werde von dem ganzen Haus (des alltäglichen Verstehens) getragen, das über ihm errichtet ist.⁸⁰ Tatsächlich wäre LW Bild noch zu verschärfen, indem es gleichsam nach oben verschoben wird: Das ganze Gebäude wird von dem Dach getragen, von dem es gedeckt ist. Die Interpretation der Bilder ist: Die Variablen, die von den formalen Begriffen des alltäglichen Verstehens ausgedrückt werden, sind letzte Begriffe und letzte Gründe, liegen aber 'über' dem, was sie begründen, nicht, wie ein 'Fundament' im wörtlichen Sin, 'darunter'.

So wie W.s Philosophie sich von vorhergehenden nur dadurch unterscheidet, dass sie reflexive begriffliche Klärung, die Philosophie seit Heraklit (fr. 101) und den Was ist ...?-Fragen in Platons Dialogen *methodisch* immer war, zur ausschließlichen Aufgabe von Philosophie macht, so nimmt seine Idee formaler Begriffe, die Variablen ausdrücken und deshalb (anders als materiale Begriffe) nicht leer sein können, die traditionelle Idee von Kategorien auf. Diese wurden freilich als notwendige Begriffe gedacht, als *summa genera conceptus formalium*.⁸¹ Formale Begriffe müssen aber nicht explizit gebildet werden, ihre

80 *Über Gewissheit*, Abschn. 248.

81 Vgl. Wilfrid Sellars, ›Towards a Theory of Categories‹ (1970), § 23.

ausdrückliche Bildung ist optional. Notwendig sind sie daher nur in dem schwächeren Sinn von 'pragmatisch unvermeidlich gegeben'. Auch dies knüpft an eine traditionelle Auffassung an, die ein freilich mit LW pragmatisch zu wendender Kant so ausgedrückt hat: „Der Philosoph macht nur *gegebene* Begriffe deutlich.“⁸²

Teil III: Person und Welt – Die Grundbegriffe des Alltagsverstehens

Man könnte erwarten, dass wenn, wie in Teil II schon antizipiert, die Unterscheidung zwischen Person und Gegenstand die Grundunterscheidung im Alltagsverstehen bildet, die anzustellende Analyse mit ihr auch den Anfang machte. Tatsächlich will ich aber mit einer Klärung des Begriffs *Sinn* anfangen. Das ist zunächst methodologisch motivierbar: Wenn reflexive begriffliche Klärung der Sache nach *Sinnbetrachtung* ist, die Verständnismöglichkeiten klärt, dann hat sie Anlass, den in ihrer Selbstauffassung beanspruchten Sinnbegriff auch anfänglich zu klären. Aber ein derartiger Beginn ist nicht nur methodologisch, sondern auch sachlich begründbar. Denn die grundlegenden Begriffe im Alltagsverstehen sind stark vernetzt. Personen werden sich als wesentlich sprechende, die Sprache gebrauchende Lebewesen erweisen, die Sprache als das universelle Medium des Verstehens und als dessen allgemeines Korrelat das, was überhaupt verständlich ist und verstanden wird, und das ist *Sinn* zu nennen. Nicht nur gehören alle grundlegende Begriffe als Mittel und Möglichkeiten des Verstehens in den Bereich der sich als Sinnklärung verstehenden Philosophie, sie sind auch durch Voraussetzungs- und Zuordnungsverhältnisse wesentlich durch den Sinnbegriff vernetzt. Daher bildet er hier den Ausgangspunkt der Klärung.

a. Sinn (und Bedeutung)

Der Begriff des Sinns ist in der Philosophie erst bei Frege und LW thematisiert worden. Ihnen wird die so genannte ›Wendung zur Sprache‹ (linguistic turn⁸³) zugeschrieben und,

82 Kant: *Logik* (1800), (hrsg.v. Jaesche), A 95.

83 Der Ausdruck war Titel einer Aufsatzsammlung zur philosophischen Methode, die Richard Rorty 1967 herausgegeben hat. (Chicago UP 1967)

zusammen mit Russell und Moore, die Begründung der Analytischen Philosophie.

Aber natürlich ist der Sinnbegriff in der Philosophie schon zuvor gebraucht und partiell erklärt worden. Ein vergnügliches Beispiel findet sich in Kants 'Einteilung der allgemeinen Logik' hinsichtlich der Frage nach einem allgemeinen Wahrheitskriterium:

„Es ist schon ein großer und nötiger Beweis der Klugheit oder Einsicht, zu wissen, was man vernünftiger Weise fragen sollte. Denn, wenn die Frage an sich ungereimt ist, und unnötige Antworten verlangt, so hat sie, zur Beschämung dessen, der sich aufwirft, bisweilen noch den Nachteil, den unbehutsamen Anhörer derselben zu ungereimten Antworten zu verleiten, und den belachenswerten Anblick zu geben, dass einer (wie die Alten sagen) den Bock melkt, der andre das Sieb unterhält.“⁸⁴

Eine ungereimte Frage ist eine sinnlose Frage. Indem sie so bezeichnet wird, wird der Begriff des Sinns implizit als Maßstab der Verständlichkeit benutzt. Im Übrigen ist Kants Klärung der Bedingungen der Möglichkeit empirischer Erkenntnis der Sache nach eine Klärung der Bedingungen des Sinns empirischer Rede.⁸⁵

Zuerst thematisiert hat den Sinnbegriff, zusammen mit dem der Bedeutung, der Logiker Gottlob Frege.⁸⁶ In seiner Abhandlung ›Über Sinn und Bedeutung‹ von 1892⁸⁷ beschäftigt er sich mit dem Verstehen von informativen Identitätssätzen am Beispiel 'Der Abendstern ist der Morgenstern.' Beide Ausdrücke bezeichnen denselben Gegenstand – den Planeten Venus. Sie haben, sagt Frege, dieselbe Bedeutung, aber verschiedene Sinn. Als 'Morgenstern' ist die Venus am Morgen zu sehen, als 'Abendstern' am Abend. Die Ausdrücke haben insofern, sagt Frege, verschiedenen Sinn. Den Ausdruck 'Sinn' erklärt Frege metaphorisch mit 'Gegebenheitsweise'.

Obwohl richtig ist, dass der deskriptive Gehalt von Kennzeichnungen ('der So-und-so'; *definite descriptions*⁸⁸ im Sinn von Bertrand Russell) und kennzeichnenden Namen kognitiven Sinn hat und (durch den Zusammenhang mit anderen Kennzeichnungen und Pronomina) semantisch auf Situationen der unmittelbaren Wahrnehmung verweist, war das ein

84 *Kritik der reinen Vernunft*, B 82-3.

85 Deshalb hat Peter Strawson sein Buch über die *Kritik der reinen Vernunft* ›The Bounds of Sense‹ ('Die Grenzen des Sinns') genannt. (London 1966; dt. übers. v. E.M. Lange Meisenheim 1981)

86 Der entsprechende Artikel im HWPB (Bd. 9 Spalten 808-814) beginnt mit Frege und behandelt die Diskussion in der Analytischen Philosophie in Beziehung auf ihn, ohne Wittgenstein auch nur zu erwähnen. Noch ungenügender ist freilich der auf ihn folgende Artikel 'Sinn des Lebens' von Volker Gerhardt (Spalten 815-822). Zu Gerhardt vgl. meinen Verriss seines Buches *Der Sinn des Sinns* (München) auf www.emilange.de.

87 In: Gottlob Frege, *Funktion, Begriff, Bedeutung* – Fünf logische Studien, hrsg. v. Günter Patzig, Göttingen 1966.

88 Das wird im Deutschen oft falsch mit 'bestimmte Beschreibungen' übersetzt statt mit 'Kennzeichnungen'.

unglücklicher Beginn der Diskussion über die Begriffe Sinn und Bedeutung. Zum einen ist von 'Sinn' primär im Blick auf Sätze zu sprechen und im Blick auf Satzbestandteile wie Namen und Kennzeichnungen nur abgeleiteter Weise. Zum andern verzeichnen Freges Bestimmungen gründlich die Bedeutung von 'Bedeutung', wenn als Bedeutung eines singulären Terminus der Gegenstand, für den er steht (auf den er Bezug nimmt), ausgegeben wird. Denn wenn der Träger z.B. des Namens 'Moses' stirbt, stirbt nicht die Bedeutung – eine Bedeutung des Namens (mit seiner Hilfe *von* einer Person sprechen zu können) bleibt erhalten. Nur die andere Funktion des Namens erlischt mit dem Tod des Namensträgers: *mit* ihm kann man trivialerweise nicht mehr sprechen, wenn er tot ist. Die Gegenstandstheorie der Namensbedeutung ist einfach falsch.

Wittgenstein hat daher in der LPA richtig und kategorisch festgestellt: „Nur der Satz hat Sinn; nur im Zusammenhange des Satzes hat ein Name Bedeutung.“ (3.3) Der Sinn des Satzes besteht in dem, was mit ihm *gesagt* oder zu *verstehen gegeben* werden kann. Und nur mit ganzen Sätzen kann etwas zu verstehen gegeben werden. Deshalb hat ein Name oder eine Kennzeichnung nur im Zusammenhange des Satzes Bedeutung (eine sematische Funktion). Wenn ich nur 'Peter' sage, habe ich (wenn es kein Ruf oder Ausruf, also expressiv zu verstehen ist) *noch nichts gesagt* und ich kann gefragt werden 'Was ist mit ›Peter‹?' ('Was meinst du = was willst du denn über ›Peter‹ sagen?'). [Wenn ich eine Person mit einer Einwortäußerung gerufen habe oder einen Ausruf getätigt habe, habe ich mich wohl sprachlicher Mittel bedient, aber noch nichts *gesagt*. Was ich meine – zu verstehen gebe – versteht sich aus dem Kontext, wird nicht explizit und daher nicht *gesagt*.]

Aus Gründen des logisch-metaphysischen Systems in der LPA hat Wittgenstein da noch nominell an der Gegenstandstheorie der Namensbedeutung festgehalten, obwohl die Differenzierung zwischen Vertretungs- und Bedeutungsfunktion schon den Ansatz gibt, aus dem sich seine spätere Gebrauchstheorie der Bedeutung entfaltet. Denn, wie in Teil I skizziert, ist der entscheidende Gedanke beim Übergang vom frühen System zur Auffassung im Rahmen der *Autonomie der Grammatik* der, dass auch Namen und sonstige einfache Zeichen erklärt und nicht nur zirkulär erläutert werden können. Die allgemeine Formel für Bedeutung von Ausdrücken ist daher: „Die Bedeutung des Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt.“ (PU Abschn. 560) Denn die allgemeinste Bedeutung von 'Bedeutung' ist 'Wichtigkeit'. Ein 'bedeutender Mann' ist ein in unspezifizierten Hinsichten wichtiger Mann. Und die Bedeutungserklärung von Wörtern erklärt, was an ihnen zu verstehen wichtig ist, wie

sie zu gebrauchen sind (daher auch 'Gebrauchstheorie' der Bedeutung).

Nur wo etwas gesagt wird, kann Sprachliches verstanden werden. Was verstanden wird, ist der Sinn des Gesagten. Als Verständlichkeit überhaupt drückt 'Sinn' einen formalen Begriff aus.

Wenn man ein Wahrnehmungsprädikat durch das zentrale Merkmal charakterisiert, dass auf Instanzen eines solchen Prädikats in typischen Situationen seines Gebrauchs – darunter seiner Einführungssituation in ostensiver Erklärung – gezeigt werden kann, dann ist 'Sinn' niemals ein Wahrnehmungsprädikat. Zur Verwendung von 'Sinn', in welcher seiner Verwendungsweisen auch immer, sind wir nur durch und in Folgerungen berechtigt.

Das gilt schon für die Grundbedeutung von 'Sinn', nämlich Richtung (vgl. *Uhrzeigersinn*). Auf die Richtung einer Bewegung schließen wir von ihrem Ausgangspunkt aus (von dem sie sich *wegbewegt*). Die Richtung einer Bewegung führt von ihrem Ausgangspunkt zu ihrem Ziel (wenn sie eines hat). Sie ist das Mittlere/Vermittelnde zwischen Ausgangspunkt und Ziel und macht insofern die Bewegung in erweiternder Beschreibung rudimentär verständlich als eine Bewegung auf, zu oder hin.

Der Charakter des Mittleren/Vermittelnden bestimmt auch den Aufbau der weiteren Verwendungsweisen von 'Sinn'. Zweitens heißt 'Sinn' nämlich Fähigkeit – grundlegend die mit den Sinnen verbundenen Wahrnehmungsfähigkeiten Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken; höherstufig dann in solchen Verwendungen wie 'Sinn für Musik, Schönheit etc.'. Auch in diesen Verwendungen ist 'Sinn' kein Wahrnehmungsprädikat, weil eine Fähigkeit etwas ist, was eine Leistung (z.B. die des Sehens beim Auge) *erklärt* und begründet. Fähigkeiten gehören einerseits zu den Ausgangspunkten bestimmter Bewegungen; andererseits vermitteln sie zwischen dem Fähigkeitsträger und seinem Tun, insofern sie es in einer Hinsicht verständlich machen.

Drittens kann eine nicht-sprachliche Handlung oder eine sprachliche Äußerung sinnvoll sein oder nicht, Sinn oder keinen Sinn haben. Eine nicht-sprachliche Handlung richtet sich auf ein Ziel oder einen *Zweck aus einem Grund* und ist sinnvoll in dem Maße, als sie dieser ihrer Richtung angemessen, also begründet und insofern verständlich ist. Eine sprachliche Äußerung gibt etwas zu verstehen und ist im Falle ihres Gelingens als solche verständlich. Auch in diesen Verwendungen charakterisiert der Sinnbegriff das Ausgangs- und Endpunkt Vermittelnde und dient der Verständlichmachung.

Aber darin liegt die Möglichkeit der vierten Verwendungsweise von Sinn, die gleichsam

Formen der Resultate sinnvoller Bewegungen bezeichnen kann. Das liegt daran, dass der 'Zweck' und das 'Ziel' einer gerichteten Bewegung oder Handlung auch selbst ihr Sinn genannt werden kann, die beiden Ausdrücke 'Zweck' und 'Ziel' durch 'Sinn' ersetzt werden können. Hier bezeichnet der Ausdruck dann auch das Ende der Bewegung.

Auf diesen resultativen Sinn von 'Sinn' schließlich baut sich der formale Begriff des Sinns auf, der Verständlichkeit, Verstehbarkeit bedeutet. Er fasst zunächst die anderen Verwendungsweisen von Sinn zusammen, die sämtlich Weisen der Verständlichmachung ausdrücken, und von dem Grimms *Deutsches Wörterbuch* schon 1903 festgehalten hat, dass er „in neuerer Zeit nur noch üblich und sehr gewöhnlich“ ist.⁸⁹

'Sinn' in resultativer Verwendung ist umgangssprachlich ein Mixtum zwischen Oberbegriff und formalem Begriff (Variable). Ein Oberbegriff kann für sich verwendet werden, um etwas zu verstehen zu geben, eine Variable bedarf der Einsetzung einer ihrer Instanzen, damit etwas Bestimmtes zu verstehen gegeben wird.

Auch auf einen anderen Unterschied der umgangssprachlichen formalen Verwendungen von Ausdrücken zu Variablen in formalen Notationen kann man anhand von 'Sinn' aufmerksam werden. Formale Variablen sind Typ-homogen, formale Verwendungen von umgangssprachlichen Ausdrücken müssen das nicht sein. Eine Richtung gehört primär zum Phänomen der Ortsbewegung; eine Fähigkeit zeichnet ein bewegungs- oder handlungsfähiges Wesen (Lebewesen) aus; Ziele und Zwecke sind Ausgangs- und/oder Endpunkte bestimmter Arten von gerichteter Bewegung; Verständlichkeit ist eine abstrakte Charakteristik, die die verschiedensten Erscheinungen und Gegebenheiten aufweisen – was der formale Begriff des Sinns also zusammenfasst, ist nicht nur Typ-inhomogen, sondern gehört in verschiedene Kategorien.

So zeigt sich am Beispiel des Sinnbegriffs, dass der Bezug von umgangssprachlich formalen Verwendungen von Ausdrücken auf ihre Vereindeutigungen in formalen Notationen so zu verstehen ist, wie LW seine einfachen Sprachspiele zur Klärung von umgangssprachlichen Verwendungen von Ausdrücken verstanden hat: „als (Benutzung von) *Vergleichsobjekte(n)*, die durch Ähnlichkeit und Unähnlichkeit ein Licht in die Verhältnisse unserer Sprache werfen sollen.“⁹⁰

Der formale Begriff 'Sinn' versammelt seine Instanzen, die selbst formal verwendet werden können: Richtung, Fähigkeit, Zwecke und Ziele, sprachliche Verständlichkeit. Aber er

89 Band XVI, Spalte 1147.

90 *Philosophische Untersuchungen* Abschnitt 130.

kann sie nicht einfach ersetzen, wenn nicht eine Verzeichnung des begrifflichen Feldes unterlaufen soll.

Das wird deutlich an der Untersuchung des schwierigen Begriffs, den der Ausdruck 'Sinn des Lebens' ausdrückt. Auf 'Sinn' in der Wendung 'Sinn des Lebens' passt nämlich keine der bisher unterschiedenen Grundbedeutungen von 'Sinn' einfachhin. 'Richtung' ist zu unspezifisch und schwach, obwohl das Leben eines Lebewesens eine zeitliche Richtung von der Geburt bis zum Tod ausweist. Wahrnehmungsorgan/Fähigkeit (zu sehen, hören, riechen, tasten, schmecken etc.) ist nicht anwendbar, obwohl mancher, der problemlos und glücklich mit seinem Leben zurecht kommt, einen 'Sinn' des Lebens (für das Leben) in dieser Bedeutung zu haben scheint. Auch der innere Sinn, die Seele, ist nicht der 'Sinn des Lebens', obwohl er gewiss die Instanz ist, die sich um ihn bekümmert (bekümmern kann, nicht muss). Am wichtigsten ist einzusehen, dass der 'Sinn des Lebens' nicht Zweck oder Ziel oder Absicht sein kann. Denn das Leben, obwohl es 'geführt' wird, ist keine Handlung. Es ist nicht einmal, nach Aristoteles' tiefgründiger Unterscheidung, eine 'Tätigkeit'. Aristoteles hat zwischen Handlung (*ποιείσις*) und Tätigkeit (*πράξις*) unterschieden (ein Vorgriff auf Abschnitt h) und ist dabei auf eine unser Begriffssystem tief strukturierende Polarität gestoßen.

Poiesis und Praxis sind die auf handelnde Lebewesen bezüglichen Kategorien, denen für primär zeitlich bestimmte Naturerscheinungen die Unterscheidung zwischen Ereignissen und Prozessen (Vorgriff auf Abschnitt e) und für primär räumlich bestimmte Gegebenheiten die Unterscheidung zwischen Dingen/Gegenständen und Massen entspricht. Jedesmal ist das eine Glied der Unterscheidungen dadurch ausgezeichnet, dass die Instanzen des formalen Begriffs ein Identitätskriterium mit sich führen, die des Massenbegriffs jedoch nicht.

Nun hat Aristoteles mit seiner großen begrifflichen Entdeckung zugleich einen begrifflichen Fehler in die philosophische Welt gebracht. 'Leben' ist grammatisch-logisch ein Prozess oder eine Tätigkeit – d.h. ein Geschehen, das keinen internen Anfang und kein internes Ende hat. (Anfang und Ende eines Prozesses sind vielmehr jeweils Ereignisse; im Leben sind es die Ereignisse der Geburt zu einem bestimmten Zeitpunkt und des Todes zu einem bestimmten Zeitpunkt.) Aristoteles hat daraus geschlossen, dass das Leben selbst eine Tätigkeit ist. Da es Handlungen nur auf dem Hintergrund (im Kontext) von Tätigkeiten gibt, hat Aristoteles das Leben als eine *praxis* aufgefasst (und noch Tugendhat ist ihm darin gefolgt, wenn er das Leben einer Person als den Zusammenhang ihrer Tätigkeiten erklärt).⁹¹ Das ist

91 *Politik* 1254 a 5-7; Tugendhat: *Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung*, Frankfurt am Main 1979, 211 f.

aber deskriptiv irreführend. Denn nach seinem Beginn in der Geburt und seinem Ende im Tod sowie hinsichtlich vieler Ereignisse in seinem Verlauf ist das Leben wesentlich auch ein *Widerfahrnis*. Es liegt als Voraussetzung für alles *im* Leben diesseits der handlungstheoretischen Unterscheidungen, ist einfach eine Vorgegebenheit, zu der sich die Lebenden dann zu verhalten haben. Heidegger hat vielleicht deshalb vom *Zu-Sein* (im Sinn von 'ein Leben führen müssen') gesprochen. Als diese Vorgegebenheit des *Zu-Seins* hat das Leben keine Absicht, keinen Zweck, kein Ziel (sein zeitliches Ende im Tod als sein Ziel zu bezeichnen, wäre ein zynischer begrifflicher Fehler). Wir haben Zwecke *im* Leben, aber keinen Zweck *des* Lebens, begrifflich auch dann nicht, wenn wir unsere Zwecke im Leben vereinheitlichen (z.B. dadurch, dass wir sie einem obersten Zweck unterordnen). Also kann 'Sinn' in der Wendung 'Sinn des Lebens' nicht Zweck oder Ziel oder Absicht bedeuten, jedenfalls nicht ohne teleologische Verzeichnung seines deskriptiven Charakters. Schließlich kann 'Sinn' in der Wendung 'Sinn des Lebens' auch nicht einfach 'Verständlichkeit' bedeuten wegen des deskriptiven Charakters von 'Leben' als *Zu-Sein*. Wir haben zu unserem Leben nicht die Distanz, es bloß verstehen können zu wollen.

Ich habe deshalb vorgeschlagen⁹², die Verständlichkeit im Kontext von 'Sinn des Lebens' zur attributiven Modifikation herabzusetzen und den *Sinn des Lebens* als seine *Annehmbarkeit als verständlich für den das Leben Führenden* aufzufassen. Die Relativierung auf den das Leben Führenden trägt dem deskriptiven Umstand Rechnung, dass niemand über den Sinn des Lebens eines anderen urteilen oder ihn etwa gar bestreiten kann. Wenn mir jemand sagte 'Dein Leben ist sinnlos' hielte ich das für eine Unverschämtheit oder würde einfach mit den Schultern zucken. Denn der Beurteiler des Sinns meines Lebens sagte der Sache nach nur 'Ein Leben wie Deines will ich nicht führen'. Er spräche nur über sich selbst und bestätigte damit wider Willen den Bezug der Lebenssinfrage auf den sie Stellenden, den Bezug also, den Heidegger 'Jemeinigkeit' genannt hat.

Die Relativierung der Lebenssinfrage auf den das Leben Führenden und die Frage Stellenden trägt auch dem Umstand Rechnung, dass das Leben wesentlich aus Tätigkeiten/Handlungen *und* Widerfahrnissen besteht und grundlegend selbst ein Widerfahrnis ist (religiös würde man sicher von 'Geschenk' reden).

92 In *Das verstandene Leben* (2006; rev. 2016), auf: www.emilange.de.

b. Begriff der Sprache

Die *Wendung zur Sprache*⁹³ am Beginn des 20. Jahrhunderts hielt sich im Rahmen der Kantischen Philosophiekonzeption in seiner Logik, derzufolge der Philosoph 'nur gegebene Begriffe deutlich (macht)'. Sie wird dominant mit dem Werk Freges verbunden⁹⁴, aber es gibt begründete Zweifel daran, dass schon er die Wendung zur Sprache zustande gebracht hat. Denn Frege war vor allem *Logiker*, der Sätze als Funktionen auffasste, mit der Quantifikationstheorie das in der syllogistischen Logik ungelöste Problem mehrfacher Verallgemeinerung löste und die erste vollständige Formalisierung der Prädikatenlogik 1. Stufe vorlegte, die auf dieser Grundlage möglich war. Sein logizistisches Projekt, die Mathematik (Arithmetik) auf die Logik zurückzuführen, scheiterte an dem von Bertrand Russell entdeckten und Frege mitgeteilten Klassenparadox ('Enthält die Klasse aller Klassen, die sich nicht selbst enthalten, sich selbst oder nicht?'). Im Wesentlichen erst danach wandte sich Frege der *Philosophie der Logik* zu und machte in deren Zusammenhang auch aufschlussreiche Beobachtungen und Bemerkungen zur Sprache. Aber Logik verstand er als normative nomologische „Wissenschaft der allgemeinen Gesetze des Wahrseins“.⁹⁵ Sie hatte sich mit Gedanken als dem Sinn von Sätzen und Gedankengefügen in einem platonisch dritten Reich (im Unterschied zu den Reichen des Physischen und des Psychischen der subjektiven Vorstellungen) zu beschäftigen.

Für Wittgenstein war dagegen die Logik nicht wesentlich Wissenschaft, sondern allgemeinste Bedingung des Sinns – das Bestreben, sie zu axiomatisieren, in das Frege und Russell ihren Ehrgeiz gesetzt hatten, hielt er sogar für irreführend (LPA 6.127; vgl. 5.43). Die Logik gibt die Kriterien, Sinn von Unsinn zu unterscheiden, wobei gilt: „Man/Ich/ muss mit der Unterscheidung von Sinn und Unsinn *anfangen*. Vor ihr ist nichts möglich. (Denn sonst kann ich überhaupt nicht reden.)“⁹⁶ Obwohl schon Frege den Gedanken wesentlich als Sinn eines Satzes aufgefasst hatte⁹⁷, hatte er den Begriff des Sinns nicht von den Sätzen, sondern von den singulären Termini her entfaltet. Das führte ihn dazu, in der funktionentheoretisch

93 Die weitläufig in Gebrauch gekommene Formel verdankt sich dem Titel einer Aufsatzsammlung von Richard Rorty (*The Linguistic Turn*, zuerst Chicago 1967). Wittgenstein ist in dieser Sammlung gar nicht vertreten, wenn man ihn nicht durch Schüler (John Wisdom, Norman Malcolm), Hörer (Max Black), Diskussionspartner (Moritz Schlick, Rudolf Carnap) und Freunde (Gilbert Ryle) vertreten sehen will.

94 Vor allem durch den Einfluss von Michael Dummett: *Frege – Philosophy of Language*, London 1973.

95 Frege: ›Logik‹ (1897), Einleitung (*Nachgelassene Schriften* Bd.1, hrsg. Hermes/Kambartel/Kaulbach, Hamburg²1983, 139).

96 MS 109 25.

97 Frege, l.c., 142.

aufgefassten *Logik* auch Sätze als 'komplexe' Namen von Wahrheitswerten aufzufassen, mit der kontraintuitiven Folge, dass alle wahren Sätze zwar verschiedenen Sinn, aber dieselbe Bedeutung ('das Wahre') haben müssen. Der Ausgang von den singulären Termini bringt den Begriff des Sinns wieder unter die Dominanz des gegenstandstheoretisch verzeichneten Begriffs der Bedeutung, die den Träger des Namens mit seiner Bedeutung (seinem Gebrauch zur Anrede und Bezugnahme) verwechselt. Es gibt im Kontext der sprachanalytischen Philosophie kein besseres Beispiel für die deutsche Redensart, dass etwas 'falsch aufgepäppelt' ist. Erst Wittgenstein hat mit der funktionalen Sonderstellung der Sätze, dem Primat des Satzes als der kleinsten Einheit der Sprache, mit deren isolierter Verwendung sich etwas explizit zu verstehen geben lässt, Ernst gemacht.⁹⁸ Deshalb sollte man der entgegenstehenden einflussreichen Tradition zum Trotz die Wendung zur Sprache als erst bei Wittgenstein definitiv vollzogen verstehen.

Um so mehr muss es überraschen, dass W. einem allgemeinen Sprachbegriff gegenüber skeptisch war. Er meinte, wir nähmen den Begriff mit dem Erlernen unserer Muttersprache auf und kämen nur zu einem quasi-sortalen Begriff der Sprache als dem von miteinander mehr oder weniger verwandten Gegebenheiten. Weil es allgemeine Ausführungen über die Sprache nicht geben soll, war 'Sprache' für ihn nur ein „Sammelname“ für verschiedene Zeichensysteme.⁹⁹

Aber W.s Einsicht in den internen Zusammenhang von Bedeutung und Bedeutungserklärung macht einen gleichsam von außen gebildeten Begriff der Sprache entgegen seinen eigenen Bedenken möglich. Dazu muss man den allgemeineren formalen Begriff 'Medium des Ausdrucks und der Darstellung' bilden. Dann ergibt sich als das universelle Medium des Sinns – des Verständlichseins und der Verständlichmachung – die Sprache. Ihr Begriff ist die einzige Instanz des formalen Begriffs '*universelles* Medium des Ausdrucks und der Darstellung', die wir kennen. Das wird am Vergleich mit anderen Medien des Ausdrucks und der Darstellung deutlich.¹⁰⁰ Wenn in diesen Medien (Tanz, Schauspiel;

98 Die LPA gibt im Zentrum (2.1-- 6) eine Theorie des Satzes und Wittgenstein soll erwogen haben, das ganze Buch *Der Satz* zu betiteln (Wuchterl/Hübner: *Wittgenstein*, Hamburg 1979, 79).

99 'Keine allgemeinen Ausführungen': MS 109 22. Vgl. *Philosophische Grammatik* X.137 (190): „Die Sprache ist für uns nicht als Einrichtung definiert, die einen bestimmten Zweck erfüllt. Sondern 'Sprache' ist für mich ein Sammelname und ich verstehe darunter die deutsche Sprache, die englische Sprache, u.s.w., und noch verschiedene Zeichensysteme, die mit diesen Sprachen eine größere oder geringere Verwandtschaft haben.“

100 Zur Erinnerung: Merkmal eines formalen Begriffs ist, mit *jeder* seiner Instanzen schon gegeben zu sein, also auch mit *einer einzigen*. Gegebene Instanzen (hier: schon begrifflich klassifiziertes) sind überhaupt der Anlass zur ausdrücklichen Bildung formaler Begriffe. Darauf beruht, dass sie anders als materiale Begriffe nicht leer sein können. Beispiel: Der Begriff der Sprache. Wenn nach ihm gefragt wird, dann in der Sprache – die es für alles Fragen je schon gibt.

Malerei, Bildhauerei, Architektur; etc.) etwas unverständlich ist und verständlich gemacht werden soll, muss gesprochen, sich der Sprache bedient werden, um es zu (er)klären. Wenn aber etwas Sprachliches unverständlich ist, dann muss und kann die Sprache selbst verwendet werden, um es zu klären. Die Sprache ist darum das einzige *universelle* Medium des Ausdrucks und der Darstellung, weil es so weit wie nur möglich *selbsterklärend* ist. Deshalb wurde im vorigen Abschnitt formuliert, dass sprachliche Handlungen „im Fall ihres Gelingens als solche verständlich“ sind.

Als Medium (Mittleres; Vermittelndes) besteht die Sprache aus Sätzen (und Zusammenhängen zwischen ihnen: Satzsystemen oder Sprachspielen). Sätze wiederum bestehen aus Wörtern, sind Verknüpfungen von Wörtern. Sätze haben Sinn oder drücken einen Sinn aus (d.h. etwas, das verständlich ist oder zu sein beansprucht). Wörter haben Bedeutung (Wichtigkeit), die wesentlich in ihrem Beitrag zum Sinn von Sätzen liegt. Der selbsterklärende Charakter der Sprache setzt schon an ihren kleinsten bedeutungsvollen Einheiten an, den Wörtern. Denn die Bedeutung von Wörtern kann so wesentlich erklärt werden, dass Wittgenstein direkt sagen konnte: „Die Bedeutung des Wortes ist das, was die Erklärung der Bedeutung erklärt.“¹⁰¹

Das lässt sich am eindrucklichsten an den schon mehrfach erörterten hinweisenden oder ostensiven Bedeutungserklärungen demonstrieren. In solchen wird die Bedeutung von Wörtern (Ausdrücken) zunächst für in der Wahrnehmung oder im tätigen Umgang Gegebenes mit der Satzform 'Dies ist ein/der/das ...' in Verbindung mit einer Zeigegeste '---->' auf Elemente der Wirklichkeit als Muster geeicht. Wenn hinsichtlich eines so erklärten Wortes eine Unklarheit oder ein Missverständnis auftritt, dann kann zur (Er-)Klärung statt des Wortes das Muster selbst in den Satzkontext eintreten, z.B. in der Satzform 'Es sieht doch/doch nicht aus wie dies ---->'. Das Wort wird in diesem Fall also durch seine ostensive Erklärung selbst ersetzt. Das demonstriert zunächst die Äquivalenz von Bedeutung des Wortes und seiner ostensiven Erklärung. Aber Nachdenken über diese Praxis führt vor allem hinsichtlich des Verhältnisses von Sprache und Wirklichkeit zu weiter reichender Einsicht.

Wenn man sich nämlich fragt, ob denn die Muster in ostensiven Bedeutungserklärungen zur Sprache gehören oder zur Wirklichkeit, dann ist es „das Natürlichste, und richtet am wenigsten Verwirrung an, wenn wir die Muster zu den Werkzeugen der Sprache rechnen“, auch wenn sie nicht „zur Wortsprache gehören“.¹⁰² Das aber heißt, dass zwischen Sprache und

101 PU § 560.

102 PU § 16.

(vorbehaltlich einer noch vorzunehmenden terminologischen Korrektur) Wirklichkeit ein *internes*, wesentliches oder notwendiges *Verhältnis* besteht – *eine Relation, die nicht nicht bestehen kann*. Sprache ist schon als Medium objektiv und wesentlich auf die Wirklichkeit bezogen oder gerichtet. Dass sie wesentlich auf dem Selbsterklärungspotential der Sprache beruht, hat Wittgenstein in diesem Résumé seiner Überlegungen zu ihrem Begriff festgehalten: „Die Verbindung von Sprache und Wirklichkeit ist durch die Worterklärungen gemacht, – welche zur Sprachlehre gehören, so dass die Sprache in sich geschlossen, autonom, bleibt.“¹⁰³

Diese Art Gerichtetheit ist in der Tradition der Philosophie Intentionalität genannt worden. Der Ausdruck ist vom lateinischen Verb *intendere* abgeleitet, das viele verwandte Bedeutungen hat, von denen hier zwei interessieren – *sich richten auf* und *beabsichtigen*. Das Substantiv *intentio* bedeutet Anspannung, Aufmerksamkeit; dann Absicht und, in der Rechtssprache, Anklage.

Über die Grundbedeutung *sich richten auf* hängt 'Intention' mit dem Begriffsfeld von 'Sinn' zusammen, dessen Grundbedeutung ja auch 'Richtung' war. In der bewusstseinsphilosophischen Tradition der Neuzeit ist, in der Aufnahme mittellateinischer philosophischer Terminologie, Intentionalität dem Bewusstsein von etwas (einem 'Gegenstand') oder dem erkennenden oder tätigen Geist als Wesensmerkmal zugeschrieben worden. Im Philosophieren nach der Wendung zur Sprache wird als der erste Ort von Intentionalität die Sprache als Medium des Sinns aufgefasst.

Das erscheint zunächst paradox vor allem angesichts der Bedeutung von Intention als *Absicht*. Absichten haben zunächst und wesentlich Personen in ihrem Tätigsein und Handeln. Für die Personen ist die Sprache eine Technik des Ausdrucks und der Darstellung, derer sie sich gewohnheitsmäßig, aber auch ausdrücklich beabsichtigend bedienen, wenn sie etwas zu verstehen geben wollen. Intentionalität qua Absichtlichkeit scheint die Sprache dann nur abgeleiteter Weise kennzeichnen zu können, denn gewiss haben Menschen die Sprache erfunden und geschaffen (und sich an ihr zu Personen entwickelt, gebildet).

Aber der Anschein von Paradoxie trägt. Handeln ist wesentlich Verhalten aus einem Grund bzw. Gründen. Und ein Grund ist, was sich für eine Meinung oder eine Handlungsweise *sagen* lässt. Die Absicht einer Handlung ist ihr erster und unmittelbarer Grund und nach diesem Grund muss man einen Handelnden im Zweifelsfall *fragen* (können). Es besteht also

103 *Philosophische Grammatik* IV. 55 (97).

ein interner Zusammenhang zwischen dem Begriff des Handelns und der Sprache; anders ausgedrückt: Mit Handeln im Vollsinn rechnen wir nur bei sprechenden Lebewesen, Personen. [Andere Lebewesen und Entitäten bewegen sich/sind beweglich und wirken auf ihre Umgebung (und in ihr), aber sie handeln nicht.] Wenn Personen also mit und in einer ausgebildeten Sprache leben und diese durch ihre Regeln ihr sich äußern Wollen sowohl möglich macht als auch beschränkt, ist es durchaus nicht paradox, die Sprache als Medium des Sinns für den ersten Ort der Intentionalität und die Intentionalität der Person für durch ihre Verfügung über die Sprache bedingt zu halten.¹⁰⁴

Die Verwendung von intentionalem Ausdruck und intentionalen Darstellungen – bei Sätzen liegt Intentionalität darin, dass sie erfüllbar oder nicht-erfüllbar bzw. (im assertiven Modus) wahr oder falsch sein können – ist als eine grundlegende Weise der Modalisierung zu verstehen. In ihnen haben Menschen das sie Umgebende einer Umwelt (ihre ökologischen Nische) in die Welt als einen Raum von Möglichkeiten distanziert, von denen die in einem gegebenen Fall zutreffende jeweils ausgewählt und alle anderen (darunter die entgegengesetzte) ausgeschlossen werden.

Die Sprache als Medium des Sinns (Verständlichen; Verstehbaren) ist ein Mittleres/Vermittelndes zwischen einerseits den Personen als Sprechern der Sprache und dem, was sie mit und in ihr verstehen können – Sinn als Korrelat von Verstehen; andererseits zwischen ihnen und dem, was bisher Wirklichkeit genannt worden ist. Also könnte sich die reflexive Klärung der Grundbegriffe des Alltagsverstehens vom Begriff der Sprache aus sowohl dem Begriff der Person zuwenden (dem einen vermittelten Pol), als auch dem Zusammenhang von Sinn als Korrelat des Verstehen mit der Wirklichkeit. Hier wähl ich den ersten Weg.

c. *Begriff der Person*

Auf den grundbegrifflichen Status von *Person* wird man aufmerksam durch den auffälligen Unterschied der natürlichen Sprache zur formalen Notation der Prädikatenlogik. In dieser gibt es nur einen Typ von Individuenvariable (variablem Namen): 'x' ('y,z,...'). Dieser ist das

¹⁰⁴ Das ist das sprachanalytische Äquivalent von Hegels »ursprünglicher Einsicht«, Geist sei etwas wesentlich intersubjektives. Habermas hat in dieser Zuschreibung Henrich nachgeahmt, der Fichte die ursprüngliche Einsicht zuschreibt, dass Selbstbewusstsein nicht grundlegend als Reflexion gefasst werden kann. Wenn man der deskriptiven Philosophie W.s wie den idealistisch-konstruktiven eine ursprüngliche Einsicht zuschreiben dürfte, dann wäre es die in den internen Zusammenhang von Sprache und Welt.

formale Pendant zum indefiniten Pronomen 'etwas', dessen korrespondierendes Nomen (Nominalisierung) der formale Begriff *Gegenstand* ist. Die Umgangssprache dagegen enthält neben 'etwas' ein gleichrangiges anderes indefinites Pronomen, 'jemand'. *Person* im formalen Verstand ist so die Nominalisierung von *jemand* wie *Gegenstand* die Nominalisierung von *etwas* ist.

Aus dieser Beobachtung ist viel zu folgern. Was etwas ist, ist nicht jemand – und umgekehrt. Gegenstände und Personen sind im natürlichen Verstehen wechselseitig exklusive formale Klassen. Erst die selbst formale Perspektive der Logik subsumiert Personen als Einzelne auch unter den Begriff des Gegenstandes. Der Redebereich (universe of discourse) der Logik bezieht sich, weil auf alles Einzelne oder als Einzelnes Behandeltes, auf 'Entitäten'.

Da formale Begriffe mit jeder ihrer Instanzen schon (implizit) gegeben sind (und anders als materiale Begriffe nicht leer sein können), hat die Unterscheidung ontologische Implikationen (d.h. Implikationen hinsichtlich der Frage, was es wirklich gibt¹⁰⁵). Das ist auch in der Prädikatenlogik oder Quantifikationstheorie so, weil sie u.a. in der Voraussetzung eines nicht-leeren Redebereichs gar nicht völlig formal ist.¹⁰⁶ Die Verwendung der Individuenvariable 'x' impliziert, dass es etwas/Gegenstände gibt. In der Quantifikationstheorie gilt sogar der Grundsatz 'Sein (Existenz) heißt, Wert einer Variablen zu sein' (to be is to be the value of a variable¹⁰⁷). Als Explikation unseres umgangssprachlichen Sinns von 'es gibt' (Existenz) ist das umstritten, weil es Existenz zu einem ausschließlich allgemeinen Sachverhalt macht, umgangssprachlich aber die Intuition herrscht, dass singuläre Existenz ['x ist (da)'] primär sein müsse.¹⁰⁸ Wie dem auch sei, sicher kann man sagen: Wofür wir Anlass haben, Variablen (einen bestimmten Typ allgemeiner Ausdrücke) zu bilden, davon gibt es sicher Exemplare; sonst wäre die Verwendung des Ausdruckstyps unverständlich, unbegründet.

Wenn nun die indefiniten Pronomina die umgangssprachlichen Vorformen von Variablen sind, heißt das: Relativ zu unserm umgangssprachlichen und insofern grundlegenden, weil überall vorausgesetzten Begriffssystem gibt es neben Gegenständen Personen¹⁰⁹, weil es das

105 Vgl. Quine: *From a logical point of view*, 1953 u.ö.; darin: ›On what there is‹ (1-19).

106 Michael Wolff: *Abhandlung über die Prinzipien der Logik*, Frankfurt am Main 2007; *Einführung in die Logik*, München 2006, 97; 106.

107 Quine 1953, 15.

108 Wenn für materiale Verwendungen des Personenbegriffs gleich die Explikation (u.a.) 'sprechendes Lebewesen' begründet wird, dann wird mit der Angabe, dass Personen wesentlich ihren Namen als Instrument der Anrede und Bezugnahme auf sie haben, eine Grundlage für die Berechtigung dieser Intuition namhaft gemacht. Niemandem, den es nicht gäbe, würde ein Name zur Anrede gegeben sein. (Fiktionale Namen dienen grundlegend zunächst der Bezugnahme.)

109 Natürlich ist das aus der Perspektive der ›Interpretation‹ formaler Kalküle formuliert. Wörtlich genommen ist das falsch, weil die Sprache weder ein formaler Kalkül noch, wie Quine meinte, eine anfängliche Theorie über die Welt

indefinite Pronomen 'jemand' gibt, für das die Regel gilt 'jemand ist nicht etwas'. (Diese Regel suspendiert der Prädikatenkalkül.)

Zum Sinnbegriff war zu sagen, dass er in umgangssprachlicher Verwendung ein Mixtum zwischen materialem Oberbegriff und Variable bildet, so dass die strikte Trennung von materialer und formaler Verwendungsweise nur analytisch besteht. Vergleichbares muss vom Ausdruck 'Person' gesagt werden. Der rein formalen Verwendung am nächsten kommt es, wenn 'Person' als Maß- und Zählbarkeitswort¹¹⁰ verwendet wird (sc. 'Es waren so-und-so-viele Personen anwesend').

Den materialen Aspekten des Personenbegriffs begegnet man, wenn man sich fragt, was denn die Einsetzungsinstanzen für 'jemand' sind. Da wir natürlicherweise annehmen, dass nur Menschen die symbolische Struktur ihrer Person ausbilden, ist die unmittelbare Antwort: Lebewesen der Gattung *homo sapiens sapiens*. Die Exemplare dieser Gattung, die Personen schon sind, sprechen wesentlich. Also sind Personen zunächst sprechende Lebewesen. Das Argument dafür stützt sich auf den Umstand, dass Personen wesentlich ihren Personennamen haben, mit dem sie angeredet und mit dem auf sie Bezug genommen werden kann. Angeredet werden vernünftigerweise nur Wesen, die antworten könn(t)en (wenn sie wollen). Die Ausbildung dieser Ausdrucksform wäre also unverständlich, unbegründet, wenn Personen nicht sprechende Lebewesen wären.

Dem Merkmal 'sprechend' noch vorangehend ist das Merkmal 'tätig/handelnd'. Denn der Gebrauch der Sprache im Allgemeinen ist eine Tätigkeit, die Verwendung von Sätzen in Behauptungen, Fragen, Wünschen, Befehlen (Sprechakten) sind Handlungen. Aber nicht alle Tätigkeiten/Handlungen sind sprachlich verfasst. Daher geht die Bestimmung 'tätig/handelnd' sachlich der Bestimmung 'sprechend' in der attributiven Charakterisierung von 'Lebewesen' noch voraus. Aus 'sprechend' und 'handelnd' folgt als drittes zentrales Merkmal von Personen die Selbstbewertung. Wer spricht und ernsthaft etwas zu verstehen geben will, muss versuchen, etwas Richtiges (Wahres; Erfüllbares) zu sagen. Seine Äußerungen unterliegen also grundlegend einer normativen Bewertung nach richtig oder falsch. Sein Gebrauch der Sprache ist insofern die Beteiligung an einer normativ geregelten Praxis. Ein kompetenter Teilnehmer an dieser Praxis ist jemand aber erst dann, wenn er sich, wenigstens in den Fällen

ist. Für unsere Erfahrung gibt es Personen, weil es Unseresgleichen gibt, das wir ansprechen können und das antworten kann (wenn es will); und weil wir selbst angesprochen werden können.

¹¹⁰ Im Chinesischen gibt es eine eigene grammatische Klasse dieser Wörter ('liangzi'), die zu Elementen verschiedene Zählbarkeitsindikatoren für viele Klassen von Gegenständen enthält und auch eine sie ersetzen könnende Variable ('ge').

von Versprechern oder Irrtum, auch selbst korrigieren kann. Insofern sind sprechende wesentlich sich selbst bewertende Lebewesen. Wegen der Erfolgsorientierung von zweckrationalem Handeln ist Selbstbewertungsfähigkeit auch für das nicht-sprachliche Handeln erforderlich. Der Handelnde muss sein eigenes Tun als gelungen oder nicht gelungen bewerten können. Also ist eine Person material ein sprechendes, handelndes und sich wesentlich selbst bewertendes Lebewesen. Im Kontext durch andere als Sprachnormen geregelter Pragmatik wird der Personenbegriff in Abschnitt h fortzubestimmen sein.

Weil nun zwischen Sprache und Wirklichkeit ausweislich der Erörterungen über Sinn (*a.*) ein wesentlicher Zusammenhang besteht, gibt es Wirklichkeit im Unterschied zu Umgebung oder Umwelt nur für Personen, die über Sprache verfügen. Insofern besteht ein wesentlicher Zusammenhang zwischen Sinn, Sprache als Medium des Sinns, Personen als sinnverstehend und der Wirklichkeit.

Es ist aber bei der Einführung des internen Zusammenhangs von Sprache und Wirklichkeit schon angemerkt worden, dass bezüglich des Ausdrucks Wirklichkeit noch eine terminologische Differenzierung empfehlenswert ist. Diese ist Thema des folgenden Kapitels.

d. Die Begriffe 'Welt' und 'Wirklichkeit'

'Welt' drückt, weil das Wort die grammatischen Artikel, Quantifikationsausdrücke und den Plural erlaubt, einen sortalen Begriff für Gesamtheiten aus (z.B. 'die Welt des Sports'). 'Wirklichkeit' ist ein abstrakter Ausdruck für die mittlere Modalität zwischen Möglichkeit und Notwendigkeit. Um die Wort- und Begriffsgeschichte von 'Welt' muss man sich sprachanalytisch nicht kümmern. Denn erst Wittgenstein hat, weil er zuerst klar den Begriff eines formalen Begriffs erfasst hat, auch als erster 'Welt' als formalen Begriff erklärt. Er ist in der LPA die Variable, die durch die allgemeine Form der Satzes ausgedrückt wird. (LPA 4.5; 6) Bis zu Wittgenstein hat Philosophie sich grundlegend als Wissenschaft und letztlich Metaphysik (die Wissenschaft von allem) verstanden und deshalb einen kosmologischen Begriff der Welt als Gesamtheit des Seienden (Vorhandenen) verwendet. Wittgenstein gebrauchte beide Ausdrücke, 'Welt' und 'Wirklichkeit' als formale Ausdrücke für Gesamtheiten von allem, weil er zwischen ihnen einen durch die Sprachvermittlung unseres Verstehens gestifteten Zusammenhang sah.

Eine der konzisen Formulierungen Wittgensteins für den Zusammenhang von Sprache und

Wirklichkeit ist schon mehrfach angeführt worden. Der Zusammenhang beruht für die sprachanalytische Auffassung auf den (möglichen) Worterklärungen, die zu Sprachlehre (= Grammatik) gehören, so dass die Sprache in sich geschlossen, autonom bleibt.

Dass Wittgenstein in dieser Formulierung 'Wirklichkeit' schrieb, hat einen Grund in seiner intellektuellen Entwicklungsgeschichte. In seinem ersten und zu Lebzeiten einzig veröffentlichten Buch LPA hatte er für die Gesamtheit des Subjekten (Personen) Gegebenen beide Ausdrücke verwendet, die miteinander zusammenhängen: 'Welt' und 'Wirklichkeit'. In dieser Zweiheit ist schon in der Ontologie der LPA auf die methodische Grundeinsicht der sprachanalytischen Auffassung Rücksicht genommen: Dass Subjekten/Personen das Gegebene *objektiv* nur in den Sätzen der Sprache zugänglich ist. Natürlich sehen, hören, riechen, schmecken und tasten wir Gegebenes auch, aber *objektiv* (d.h. mindestens: intersubjektiv nachprüfbar) wird es uns nur als in Sätzen Dargestelltes.

Die Sätze, für die sich die LPA vor allem interessiert, sind 'Aussage'sätze: Sätze, die in Behauptungen (erhobenen Wahrheitsansprüchen) verwendet werden können. Diese Sätze sind wesentlich wahr oder falsch, wenn sie behauptet werden. Aber um wahr und (oder) falsch zu sein, müssen sie sinnvoll = verständlich sein, wobei der Sinn von Aussagesätzen gerade in ihrem wahr-oder-falsch sein Können ('Wahrheitswertpotential') besteht. Die beiden Ausdrücke 'Welt' und 'Wirklichkeit' hängen mit den Sätzen und über sie mit der Unterscheidung zwischen Wahrheit-oder-Falschheit einerseits und Sinn = Verständlichkeit andererseits zusammen. Welt war für Wittgenstein die Gesamtheit der Tatsachen (= wahren Sätze), Wirklichkeit die Gesamtheit des Sinnvollen = Verständlichen. Trotzdem heißt es in *Tractatus* 2.063: „Die gesamte Wirklichkeit ist die Welt.“ Das ist mit der gegebenen Erklärung nicht auf Anhieb vereinbar. Mit der 'gesamten Wirklichkeit' muss hier die Gesamtheit der wahren Sätze + der Gesamtheit der falschen Sätze + der Gesamtheit der noch unentschiedenen Sätze gemeint sein. Vereinbar mit der gegebenen weiteren Erklärung von 'Wirklichkeit' in *Tractatus* 2.04 und 2.06 wird es durch die Deutung, dass Wittgenstein mit der Welt-inklusive Erklärung von Wirklichkeit in LPA 2.063 festhalten wollte, dass für unser im Satzverstehen gründendes Verständnis überhaupt das Gegebene und als wahr Einsehbare völlig bestimmt nur ist im Lichte auch der (als falsch) ausgeschlossenen und der als noch unentschieden eingesehenen Möglichkeiten. Wenn diese Deutung einzuleuchten vermag, kann mit Bezug darauf die Erklärung aufrecht erhalten werden, Wirklichkeit enthalte alle Möglichkeiten (alles Sinnvolle/Verständliche), Welt alles Wahre (Tatsächliche).

Diese Zuordnung beachtet nun einen im Deutschen¹¹¹ bestehenden sprachlichen Zusammenhang nicht – den zwischen 'Wirklichkeit' und 'wirken': 'Wirklichkeit' bedeutet auch 'alles was (be)wirkt (ist)'. Der Ausdruck spielt damit auf ursächliche Beziehungen an, die faktische, nicht bloß symbolisch darstellende (sprachliche) sind. Von dieser Beobachtung her hätte es für Wittgenstein als jemanden, der zwar lange in England gelebt, aber fast immer Deutsch geschrieben hat, naheliegen können, die Zuordnung genau umgekehrt vorzunehmen, und die Welt als alles Sinnvolle/Verständliche, die Wirklichkeit als alles Wahre/Tatsächliche umfassend zu verstehen.

Ich schlage vor, diese Korrektur vorzunehmen und beizubehalten. Denn der für Wittgensteins Wahl vermutlich ausschlaggebende Zusammenhang des Ausdrucks mit den alethischen Modalitäten Möglichkeit und Notwendigkeit bleibt auch so erhalten, aber ein von Wittgenstein nicht beachteter Zusammenhang wird zusätzlich berücksichtigt. Infolgedessen schreibe ich von nun an statt 'interne(r) Relation (Zusammenhang) von Sprache und *Wirklichkeit' vom internen Zusammenhang von Sprache und Welt.

e. Die Begriffe des Raumes und der Zeit

Raum und Zeit sind umfassende Rahmen für das uns in Wahrnehmung und tätigem Umgang Gegebene, räumliche und zeitliche Bestimmungen bilden dafür ein durchdringendes Gerüst. Aber obwohl umfassend, sind sie nicht *allumfassend*. Regeln jeder Art (grammatische, semantische, arithmetische, geometrische) haben keinen wesentlichen räumlichen oder zeitlichen Index, da sie vermöge der Universalität des Mediums Sprache im Prinzip *überall* und *jederzeit* erklärt werden können. Es könnte daher naheliegen zu folgern, dass die Welt als das Insgesamt des Sinns/des Verständlichen im Unterschied zur Wirklichkeit als dem Insgesamt des Tatsächlichen oder tatsächlich Möglichen nicht in Raum und Zeit sei. Aber das wäre irreführend, weil Regeln paradigmatischer Anwendungen bedürfen und diese sowohl räumliche als auch zeitliche Bestimmungen haben können als auch wirklich sind. Dennoch bleibt es dabei, dass nicht alles in Raum und Zeit ist.

Es gibt sprachgeschichtliche Hinweise darauf, dass im natürlichen Verstehen des Alltags räumliche Bestimmungen einen Vorrang vor zeitlichen haben. Zunächst hat der zeitliche Ausdruck 'Gegenwart' ursprünglich räumlichen Sinn gehabt und das in Wahrnehmung und

¹¹¹In den stärker vom Lateinischen geprägten europäischen Sprachen besteht der Zusammenhang nicht.

tätigem Umgang direkt Gegebene bezeichnet. Sodann hatten für die formale Begriffe ausdrückende Verwendungen von räumlichen und zeitlichen Bestimmungen in der älteren Sprache die Ausdrücke 'Raum' und 'Zeit' keine Verwendung. Stattdessen wurden indefinite Pronomina verwendet, 'irgend' (im Sinn unseres heutigen 'irgendwo') für Räumliches, 'irgends' (im Sinn unseres heutigen 'irgendwann') für Zeitliches. Im Aufbau der älteren Sprache war die Zeit also, in grammatischer Metapher gesprochen, der Genitiv des Raumes.

'Raum' und 'Zeit' als formale Begriffe ausdrückend sind tatsächlich die indefiniten Pronomina korrespondierenden Nomina, sind 'Nominalisierungen'. Aber die aus der älteren Sprache gewinnbaren Korrespondenzen sind unvollständig. Tatsächlich nominalisiert 'der Raum' sowohl 'irgendwo' als auch 'so-und-so groß/klein (hoch, tief, breit etc.)'. Ebenso 'die Zeit' sowohl 'irgendwann' als auch 'so-und-so lange/kurz (etc.)'. Diese Dualitäten bedürfen verstehender Explikation.

Zunächst bedarf es einer Überlegung dazu, warum überhaupt räumliche und zeitliche Bestimmungen für das Verständnis des Wirklichen erforderlich sind. Im Gesamt des uns als 'einzeln' Gegebenen gibt es wesentlich der Selbstbewegung Fähige, nämlich die Lebewesen, die Tiere oder Menschen sind. Personen sind menschliche Lebewesen, also auch beweglich und selbstbewegend. Der Sachverhalt Bewegung ist es, der uns zeitlicher zusätzlich zu räumlichen Bestimmungen bedürftig macht.

Freilich ist uns nicht zwingend vorgegeben, was wir als jeweils räumlich (primär räumlichen Bestimmungen zugänglich) oder als zeitlich (...) behandeln. Und dieser Umstand, für den ich gleich Beispiele geben werde, ist ein gebotener Anlass für den erneuten generell gültigen Hinweis darauf, dass unsere Begriffsbildung interessenabhängig ist. Wittgenstein hat das, wie schon angeführt, ganz allgemein festgestellt: „Begriffe leiten uns zu Untersuchungen. Sind der Ausdruck unseres Interesses, und lenken unser Interesse.“ (PU Abschn. 570) Was wir als primär räumlich oder als primär zeitlich bestimmt auffassen, ist weitgehend interessen geleitet.

Kennzeichnungen von Ereignissen (z.B. >Deutschlands erster Sieg bei einer Fußballweltmeisterschaft 1954 *in der Schweiz*<) können auch, wie im kursivierten Bestandteil des Beispiels, räumliche Bestimmungen enthalten, aber sie stehen nicht im Vordergrund des Interesses. Andererseits hat primär räumlich Bestimmtes notwendig auch zeitliche Aspekte. Eine Artefakt wie ein Stuhl z.B. ist in unserem Begriffssystem ein räumlich und funktional bestimmtes Einzelnes – er hat eine bestimmte Gestalt oder Form und die Funktion, als Möbel

zum Sitzen zu dienen (und deshalb in entsprechender Weise räumlich dimensioniert sein zu müssen). Aber als Artefakt ist ein Stuhl notwendig *irgendwann* von jemandem *hergestellt worden* und wird vermutlich, abhängig von den Materialien, aus denen er gefertigt ist, irgendwann seiner Funktion, ein Möbel zum Sitzen zu sein, nicht mehr dienen können. Ein Stuhl hat also auch zeitliche Aspekte. Aber die interessieren uns bei der Bildung des räumlich/funktional bestimmten Begriffs des Stuhls nicht. Für seine zeitlichen Aspekte kommen in diesem Teil der Sprache andere Züge auf als die kategoriale Bestimmtheit des Ausdrucks(typs) selbst – z.B. finite Verbformen wie 'ist hergestellt worden' und 'ist zerbrochen/wird unbrauchbar werden'.

In der Charakterisierung der zeitlichen Aspekte eines räumlich bestimmten Artefakts ist schon implizit in Anspruch genommen, dass es auch primär zeitlich bestimmte Gegebenheiten gibt. Der *Lebenslauf* einer Person, ein *Prozess* von bestimmter *Dauer*, ist begrenzt durch die *Ereignisse* der *Geburt* zu seinem bestimmten *Zeitpunkt* (Datum) und des *Todes* irgendwann. Die in diesem Satz kursivierten Ausdrücke bezeichnen entweder formale Ausdrücke (Prozess-Dauer; Ereignis-Zeitpunkt) oder Gegebenheiten (Geburt, Leben, Tod), die primär zeitlich bestimmt und zu bestimmen sind.

Die Interessengeleitetheit unserer Begriffsbildung wird im Allgemeinen deutlich aus dem Umstand, dass unser alltägliches Begriffssystem 'von uns (den Sprechern der Sprache) aus' aufgebaut ist. Der erste Beleg dafür ist, das 'Person' zur Vierfalt der formal-ontologischen Grundbegriffe Sinn-Sprache-Person-Welt/Wirklichkeit gehört. Im Kontext von Raum und Zeit wird das weiter daran deutlich, dass deren Verständnis durch den von Indikatoren gebildeten, in der Grammatiktheorie so genannten 'Raum der Deixis'¹¹² (= des Hinweisens/Aufzeigens) aus aufgebaut ist. Für jeden Sprecher der Sprache ist implizit in jeder Situation sein Verständnis von den Koordinatennullpunkten dieses Raumes aus bestimmt, die durch die deiktisch verwendbaren Pronomina 'ich/du', 'hier', 'jetzt' und 'dies/jenes' bezeichnet sind. Diese Indikatoren stehen in Kontrast-Beziehungen, die bei den ›gegenstands‹bezüglichen schon in der Schrägstrichschreibweise angedeutet sind, bei 'hier' durch 'da/dort' (etc.) und bei 'jetzt' durch 'eben/vorhin' und 'dann/später' gebildet werden. In diesen Kontrasten schaffen die Indikatoren eine primäre Ebene der kontextbezogenen Individuation und Identifizierung von Gegebenheiten, bei Personen durch die Personalpronomina *per se*¹¹³, bei 'dies' nicht ohne

112 Vgl. Peter Eisenberg: *Der Satz* – Grundriss der Deutschen Grammatik, Stuttgart 2006, 169 ff.

113 Von 'individuation per se' spricht auch Roderick Chisholm: *Person and Object* – A Metaphysical Study, London 1976. Was den Personenbegriff angeht, ist das Buch eine Enttäuschung, weil es sich darauf beschränkt, den Begriff des Boethius („an individual substance of a rational nature“) zu erneuern (137, 204, 219). Das läuft, weil das

Hinzufügung eines Ausdrucks, der einen sortalen Begriff ausdrückt ('dies Tier'). Objektiv wird kontextbezogene Identifizierung nur dadurch, dass die entsprechenden deiktischen Ausdrücke in Ersetzbarkeitsrelationen zu Kennzeichnungen (der Form 'dies so-und-so') und Eigennamen stehen. Eine ausgezeichnete Rolle spielen dabei lokalisierende Kennzeichnungen (der Form 'dies so-und-so hier/da/dort/bei X/neben Y/an Z'). Die Komplexität des darüber sich ergebenden einheitlichen, räumlich/zeitlichen Identifizierungssystems ist in der Analytischen Philosophie ein Stück weit aufgeklärt worden.¹¹⁴

Hier sieht die Darstellung von den komplexen Einzelheiten ab und beschränkt sich auf den formal-ontologischen Grundriss. Der mit dem Personenbegriff einhergehende Begriff eines Lebewesens hat auch zeitliche Aspekte – Lebewesen sind räumliche Einheiten, insofern sie eine im *Raum* bewegliche und sich bewegende *Gestalt* (Form) haben, aber auch Einheiten in der *Zeit*, insofern sie geboren werden und sterben und der *Prozess* ihres Lebens zwischen diesen beiden *Grenzereignissen* eine bestimmte *Dauer* hat. Raum und Zeit sind für das uns in Wahrnehmung und tätigem Umgang Gegebene grundlegende formale Begriffe.

Räumliches ist, *methodologisch aufgefasst*, was uns mit Karten und Zeichnungen übersichtlich und anschaulich wird, und was wir mit Maßen und Gewichten vermessen. Entsprechend ist *der Raum* die Möglichkeit von Lokalisierung und Dimensionierung (Angaben des Ortes und der Größe). Zeitliches ist *methodologisch*, was wir mit Kalendern und Uhren einteilen und messen. Entsprechend ist *die Zeit* die Möglichkeit von Temporalisierung (der Zeitangaben: der *Datierung* von Ereignissen und der *Messung* der *Dauer* von Prozessen). *Formal-ontologisch aufgefasst*, ist der Raum die Möglichkeit von Körpern (Dingen) und Massen; die Zeit die Möglichkeit von Ereignissen und Prozessen. Die Doppelung der Erklärungen (methodologisch / formal-ontologisch) korrespondiert der Dualität von tätigem Umgang und Wahrnehmung (Betrachtung) als Quellen der Belehrung über Gegebenes.

Körper und Massen sind die Typen räumlicher (räumlich aufgefasster oder konzipierter) Gegebenheiten; Ereignisse und Prozesse sind die Typen zeitlicher (zeitlich aufgefasster oder konzipierter) Gegebenheiten. Diese Dualitäten korrespondieren und sind zu folgern aus dem logischen Unterschied zwischen sortalen Begriffen und Massenbegriffen. Erstere erfassen

mittelalterliche Weltbild mit Gott und den Engeln die Existenz rein rationaler überindividueller Naturen voraussetzt, darauf hinaus, eine Person als endliche Inkarnation von Rationalität zu verstehen – auch ein Fall von 'falsch aufgepäuselt'.

¹¹⁴ Vor allem von Ernst Tugendhat: *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*, Frankfurt am Main 1976, 26.-28. Vorlesungen. – Vgl. auch meine ausführlichere Diskussion über 'Zeit' in: *Kreffels Ruminationen*, Stuttgart 2019, 63-73.

gegebene Einheiten und führen Identitätskriterien für sie mit sich. Letztere tun das nicht. Um von unter Massenbegriffe fallenden Gegebenheiten Einheiten zu bilden, muss den Ausdrücken für sie ein (wie immer ungenauer) quantifizierender Ausdruck hinzugefügt werden (ein *Stück* Holz, ein *Schluck* Wasser; ein *wenig* Schlaf, eine *Weile* Wartens, ein *kurzes/langes* Leben).

Raum und Zeit können, wie die anderen formalen Grundbegriffe des Alltagsverständes auch, als Nominalisierungen indefiniter Pronomina aufgefasst werden. *Der Raum* nominalisiert *irgendwo* und *so-und-so dimensioniert* (groß; hoch, breit, tief; schwer); *die Zeit* nominalisiert *irgendwann* und *so-und-so lange*. Die modale Formulierung dieser Angaben reflektiert die Interessenabhängigkeit dieser (wie aller) Begriffsbildungen.

Der Ausdruck 'Möglichkeit' in den Erklärungen für Raum und Zeit rechtfertigt sich schon aus ihrem Variablen-Charakter als formale Begriffe. Für Variablen als eine Art von Allgemeinheiten kann und muss jeweils ein konkreter bezeichnender Ausdruck eingesetzt werden, damit etwas Bestimmtes gesagt, zu verstehen gegeben ist. Räumliche und zeitliche Bestimmungen sind daher eine Art von modalen Bestimmungen. Bei dieser Angabe ist daran zu erinnern, dass Modalisierung, wie weiter oben (am Ende von *b.*) bereits angemerkt, die Sprache und den in ihr ermöglichten Ausdruck und die in ihr möglichen Darstellungen ganz grundlegend charakterisiert.

f. Die Begriffe für Belebtes und Unbelebtes

Die Unterscheidung zwischen Belebtem und Unbelebtem (Totem) wird durch die unvermeidliche Selbst-Bestimmung der Personen als Lebewesen impliziert. (Animalische) Lebewesen werden geboren und sterben und das Resultat des Prozesses des Sterbens ist der Tod, der Übergang von Belebten ins Unbelebte.

Die Angabe eines indefiniten Pronomens, das durch 'Lebewesen' nominalisiert würde, ist komplizierter als bei den bisher behandelten formalen Begriffen. Darin wirkt sich aus, dass wir mit der den Personenbegriff bedingenden Unterscheidung zwischen 'jemand' und 'etwas' unserem Verstehen die Struktur gegeben haben, uns von allem anderen kategorial zu unterscheiden und zugleich in allem Verständnis von uns auszugehen.

Entsprechend sind 'irgendeiner' und 'irgendeine' indefinite Pronomina für männliche und weibliche Personen. Dass wir uns von *allen anderen Lebewesen* abheben, wird daran deutlich, dass dem sächlichen 'irgendein', wenn es für ein Lebewesen, das nicht Person ist, verwendet

wird, ein Ausdruck für eine Gattung oder eine Art hinzugefügt werden muss, um etwas Bestimmbares zu sagen (irgendein *Tier*; irgendein *Hund*). Dass wir uns darüberhinaus auch von allem anderen abheben, wird daran deutlich, dass 'irgendein' auch für Unbelebtes verwendet werden kann (irgendein Gegenstand im Sinn von materiellem Objekt, z.B. ein Artefakt: irgendeine Schüssel; oder im Sinn von natürliches Objekt: irgendeine Blume).

Für Belebtes gegenüber Unbelebtem ist das Andauern eines Stoffwechselprozesses definitorisch; für Tiere und Menschen (Personen) im Unterschied zu Pflanzen die Fähigkeit zur Selbstbewegung mit dem Potential der Ortsbewegung (-veränderung).

Wie grundlegend die Unterscheidung ist, kann durch eine Erläuterung der unterschiedlichen Verstehensweisen deutlich werden, die mit beiden Kategorien verbunden sind. Metaphorisch können sie als Verstehen 'von innen' im Unterschied zu 'von außen' charakterisiert werden.

Bei der Erläuterung des ersten Glieds der metaphorischen Entgegensetzung wird einmal mehr deutlich, dass unser Verstehen von uns ausgeht, da das Verstehen von Lebendigem vom Komplexen zum Einfacheren hin aufgebaut ist (top down). Denn was 'von innen' heißt, muss am Fall des Personenverstehens erläutert werden. Dieses Verstehen rechnet damit, dass die einzelnen Gegebenheiten des Bereichs eine eigene Perspektive auf ihr Wirken oder Tätigsein haben. Zentrales Beispiel ist das Handeln einer Person. Handeln ist Verhalten aus einem Grund/aus Gründen. Ein Grund ist, was sich für das Tun *sagen* lässt. Der einfachste Grund für eine Handlung ist ihre Absicht – das, was der Handelnde in/mit seinem Tun erreichen will. Im Zweifelsfall muss der Handelnde schließlich nach seiner Absicht *gefragt* werden können.

Wir wenden Handlungsverben auch auf Tiere an – ein Fuchs *will* eine Maus *jagen*, die Maus *fliehen* und *sich verstecken* etc. Aber Tiere haben keine Sprache (jedenfalls keine Satz-Sprache, die wir verstünden¹¹⁵). Sie können nicht sagen, warum sie etwas tun, und nicht nach Gründen gefragt werden. An die Stelle dieser Evidenzmöglichkeiten bei Personen tritt im Verstehen von tierischem Verhalten ein von uns projizierter Bezugsrahmen mit Annahmen über die grundlegende Verhaltensantriebe und -möglichkeiten und das Wohl der Tiere. Das Verstehen von Tieren ist so ein gutes Stück weit nur funktionalistisch und bleibt, verglichen mit dem Verstehen von Personen, schematisch und schon äußerlich.

Auch auf Pflanzen wenden wir Handlungsverben an. Eine Blume *richtet* ihre Blüten nach

¹¹⁵ Der Zusatz legt freilich nahe, dass die Lautsysteme, die Tiere operieren, überhaupt nicht als 'Sprache' verstanden werden können. Denn der Begriff der Sprache, der auf unsere Sprache anwendbar ist, ist mit dem Begriff der Übersetzbarkeit koextensiv. Was für uns Sprache sein soll, müssen wir im Prinzip in unsere Sprache übersetzen können. Im Vollsinn können wir das aber hinsichtlich keiner Tier'sprache'.

der Sonne *aus* und *öffnet* sie etc. Aber hier bleibt unser Verstehen noch äußerlicher, der zugrunde gelegte Bezugsrahmen noch rigider. Er investiert im Wesentlichen Annahmen über das Gedeihen der Pflanzen und die Aufrechterhaltung von pflanzlichem Stoffwechsel.

Gegenüber dem allen verstehen wir Unbelebtes nur in seinen gesetzlichen Zusammenhängen mit anderem Unbelebtem und seinen Reaktionen auf unsere experimentellen Eingriffe und somit gänzlich 'von außen'. Bei Unbelebtem ist dafür auch ein grundsätzliches Verstehen vom Einfachen her zum Komplexen möglich (bottom up).

Dass die beiden Verstehensweisen irreduzibel verschieden sind, impliziert, dass nicht garantiert ist, dass sie durchgängig vereinbar sind, wenn z. B. die top-down Verstehensweise des Belebten und die bottom-up Verstehensweise des Unbelebten versuchen, dasselbe zu erklären. Die Versuche, die Entstehung von Leben aus Unbelebtem oder das Verhältnis von Geist (mind) und Gehirn (brain) zu erklären, machen u.a. deswegen den Eindruck, mit unlösbaren Problemen beschäftigt zu sein.

Die erörterten Grundunterscheidungen erlauben, einen häufig zu beobachtenden begrifflichen Fehler zu berichtigen. Die Popularisierung der Abstammungstheorie von Charles Darwin¹¹⁶ hat dazu geführt, dass nicht wenige Zeitgenossen, die sich für besonders realistisch und aufgeklärt halten, sich dahin äußern, dass Menschen auch nur Tiere sind, wenn auch vielleicht die höchstentwickelten. Der Titel eines populären Buches über menschliches Verhalten war in diesem Sinn 'Der nackte Affe'.¹¹⁷ Diese Ausdrucksweise respektiert den Unterschied nicht, den wir alle in der normalen Sprache zwischen 'Lebewesen' und 'Tier' machen. Menschen und Tiere (und Pflanzen) sind Lebewesen, aber Menschen unterscheiden sich eben von allen anderen Lebewesen darin, dass sie Personen sind, sprechende, sich der Sprache bedienende, über die Sprache verfügende Lebewesen. Dies ist im grundbegrifflichen Status der Ausdrücke 'jemand/Person' festgehalten, auf die der Sache nach niemand (= kein Jemand) verzichten kann, der sich der Sprache bedient. Jeder, der das in der Gleichsetzung von Menschen mit Tieren zu vergessen vorgibt, ist einfach begrifflich inkonsistent.

Dinge und Sachen gibt es entweder einfachhin oder sie sind Produkte, d.h. hergestellt worden. Lebewesen sind geboren worden. Dinge/Sachen werden wahrnehmbar an bestimmten

116 Was sich aus biologischer Sicht verantwortlich über Darwins Theorie und ihre anthropologischen Folgen sagen lässt, hat John Dupré: *Darwins Vermächtnis – Die Bedeutung der Evolution für die Gegenwart* (Frankfurt am Main 2005; Englisch 2003) dargelegt.

117 Aber selbst ein reflektierter Sprachphilosoph wie Donald Davidson hat den Titel seines Aufsatzes 'Rational Animals' (*Dialectica* 1982; auch in: *Subjective, Intersubjective, Objective* Oxford 2001, 95-105) von Joachim Schulte mit *Vernünftige Tiere* (Einzelausgabe Frankfurt am Main 2006) übersetzen lassen und nicht mit 'Vernünftige Lebewesen', was ohne Zweifel richtig wäre.

Orten und zu bestimmten Zeiten. Diese zusammen mit ihrer Beschaffenheit bestimmen ihre Identität – was sie sind (und wann es sich um ein und dasselbe handelt).

Auch Personen werden wahrnehmbar an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten; aber weil sie selbstbeweglich sind, entscheiden Orte und Zeiten ihres Wahrgenommenwerdens oder -seins noch nicht über ihre Identität. Das könnte allein die kontinuierliche Verfolgung ihres Weges durch den Raum während ihrer Lebenszeit. Da die Anwendung dieses Identitätskriteriums für Lebewesen, das auch das *Identitätskriterium* (das wesentliche Kennzeichen der Identität) für Personen ist, keinem Beobachter regelmäßig und verlässlich möglich ist (denn dazu müsste er sein Leben mit der beobachtenden Verfolgung des anderen zubringen), gibt es für Personen, um ihre Identität auszuweisen (zu belegen, wer sie sind) und um ihre Identität durch Dritte feststellen lassen zu können, einen *Personalausweis*.¹¹⁸ Der bestätigt ihre Geburt zu bestimmter Zeit an bestimmtem Ort und ersetzt in der Situation der Fraglichkeit der Identität einer Person die nicht verfügbare, weil nicht anwendbare Beschreibung ihres kontinuierlichen Weges durch den Raum durch eine mit den Merkmalen (relativ) 'unveränderlicher Kennzeichen' (Aussehen, das vom biometrischen Lichtbild gezeigt wird; Körpergröße; Augenfarbe; Fingerabdrücke; handschriftliche Unterschrift) gestützte, rechtlich abgesicherte ('behördliche') Bestätigung.

Begrifflich gesehen sind also Personalausweise stets das, als was sie in Berlin (West) nach dem 2. Weltkrieg bis zur Ablösung des Viermächte-Status für die Stadt aus den rechtlichen Gründen eingeschränkter und abhängiger Staatlichkeit dieser 'besonderen politischen Einheit' bezeichnet worden sind: 'behelfsmäßig'. Denn das Identitätskriterium für Personen ist begrifflich das für Lebewesen überhaupt – ihre Geburt an bestimmtem Ort zu bestimmter Zeit und der folgende kontinuierliche Weg durch Raum und Zeit. Dieses Kriterium ist empirisch nicht handhabbar. Der Personalausweis ist handhabbar – er ist ein lesbares Dokument und die zur Überprüfung der Identität einer Person Berechtigten nehmen ihn ja regelmäßig in die Hand.

Die Angaben zu Geburtsdatum und -ort sind zeitliche und räumliche Bestimmungen. Deren Verankerung in unserem alltäglichen Verstehen waren daher ein gebotenes Thema für die Sinnbetrachtung. Der Zeitbegriff wird Personen-relativ auch in der Thematisierung von Tätigkeiten und Handlungen gebraucht. ['Handlung' ist die 'Kategorie', auf die die Rubrik 'Eigenhändige Unterschrift' im Personalausweis führt, weil (unter)schreiben wesentlich eine

118 Vgl. meine Philosophie des Personalausweises *Wer wir sind* auf www.emilange.de.

Handlung von Personen ist.]

In früheren deutschen Versionen eines Personalausweises gab es noch die Rubrik 'Personenstand', in der verzeichnet war, ob eine Person ledig, verheiratet, geschieden oder verwitwet war. Dies trug dem Umstand Rechnung, dass Personen selten absichtlich und auf Dauer allein leben. Lebewesen, die Tiere oder Menschen sind, leben zeitweise oder auf Dauer in Gemeinschaft mit anderen Lebewesen ihrer Art. Die spekulativen Theorien über Lebensgemeinschaften unter Pflanzen, nach denen z.B. auch Bäume kommunizierten, mögen auf sich beruhen bleiben. Tiere auf alle Fälle leben in Familien, Scharen, Schwärmen, Völkern, Rudeln, Herden und sonstigen Gruppen; Menschen leben wegen der langfristigen Abhängigkeit ihres Nachwuchses jedenfalls anfangs und im Normalfall in Familien, später in Freundschafts- und Nachbarschaftsgruppen, Kollegenschaften, Gemeinden und umfassend in Gesellschaften und Staaten. Wegen der Vorformen der menschlichen Gemeinschaftsbildungen im Tierreich ist die Unterscheidung zwischen Belebtem und Unbelebtem das entscheidende nähere Scharnier zwischen den bisherigen Grundbegriffen, die auch die einer bloß physikalischen Welt sind, und der Personenwelt, deren Grundbegriffe im Rest der Darstellung Thema sein werden. Aber auch die bloß physikalische Welt setzt wie unser Verstehen im Ganzen pragmatisch Personen und die Vierfalt der formal-ontologischen Grundbegriffe (oben *b.* bis *e.*) voraus.

Die Verstehensweisen von Personen einerseits, Unbelebtem andererseits könnten nicht weiter voneinander entfernt sein. Dennoch ist in der philosophischen Tradition die Distanz noch übertrieben worden. Das liegt daran, dass leben vor allem als tätig sein verstanden wurde und das Leben (einer Person) als Zusammenhang ihrer Tätigkeiten.¹¹⁹ Begrifflich beruht das auf einer handlungstheoretischen Unterscheidung von Aristoteles, die im übernächsten Kapitel erörtert wird. Aber schon hier kann deskriptiv (wie schon in *a.*) erneut angemerkt werden, dass das Leben einer Person gewiss nicht nur aus ihren Tätigkeiten und Handlungen besteht, sondern ebenso sehr aus Widerfahrnissen – dem, was uns angetan wird oder zustößt; das wir nur hinnehmen können und zu dem wir nur eine Einstellung finden können, ohne dass es je unser eigenes Tun werden könnte. Man muss sogar sagen, dass (tierisches und menschliches) Leben selbst nach seinem Beginn in einer Geburt und seinem Ende im Tod ein Widerfahrnis ist. Was immer also Leben (als Prozess) mit Tun, Tätigkeiten und Handlungen begrifflich zu tun haben mag, es darf mit ihnen nicht gleichgesetzt werden.

119 Aristoteles: *Politik* 1254 a 5-7; Tugendhat 1979, 211 f.

Am besten wird es als Voraussetzung für alles Weitere im Leben (als zeitlicher Ganzheit) verstanden.

Um die Grundbegriffe der Personenwelt angemessen erörtern zu können, bedarf es aber zuvor einer Fortbestimmung des materialen Personenbegriffs.

g. Fortbestimmung des Begriffs der Person

Der Begriff der Person ist in (4.) formal als der des (eine Satz-Sprache) sprechenden Lebewesens und material als handelndes/tätiges, sprechendes und sich schon darin selbst bewertenden Lebewesens erklärt worden. In (7.) hat sich in Überlegungen zur Institution des Personalausweises weiter gezeigt, dass Personen offenbar die komplexesten Einzelnen sind, deren Verstehen es zum Verständnis des Zusammenhangs des Alltagsverstehens bedarf, weil es alle anderen bisher behandelten Grundbegriffe entweder voraussetzt oder sogar ausdrücklich gebraucht.

Das übergreifende Merkmal in der Bestimmung von 'Person' ist die Selbstbewertung. Die ist über den Gedanken eingeführt worden, dass, wer ernsthaft spricht, etwas Richtiges zu sagen beanspruchen muss, und dass darin die Fähigkeit zur Selbstkorrektur bei Versprechern oder Irrtum impliziert ist.

Wer etwas Richtiges sagt, hat aufgrund der bloßen Hinnahme oder sogar der ausdrücklichen Billigung durch seine Hörer und Kommunikationspartner eine *anerkannte Berechtigung* zu dem von ihm Geäußerten, ein epistemisches (Anspruchs-)Recht. Darin liegt schon die Fortbestimmung der Person als *Rechtsträger*, die, nicht beschränkt auf epistemische Ansprüche, für die nicht-sprachlichen normativen Ordnungen des Zusammenlebens vorausgesetzt ist. Eine Vorform des Rechtsträgers ist die Person schon als Tätiger oder Handelnder. Denn dieser kann so verstanden werden, dass er in seinem Tätigsein oder Handeln implizit beansprucht, daran von anderen Personen nicht gehindert zu werden. Und dieser Anspruch ist, wenn er nicht gehindert oder ihm nicht widersprochen wird ('Das kannst du doch nicht tun'), implizit anerkannt oder jedenfalls hingenommen. Schon Tätigsein und Handeln sind normative Gegebenheiten in statu nascendi. Das ist im Sinn zu behalten, wenn die Darstellung sich jetzt den Grundbegriffen der Personenwelt zuwendet, zunächst den Begriffen von Tätigsein und Handeln selber.

h. Die Begriffe Tun, Tätigkeit und Handlung

Als das ganze Begriffsfeld von Tätig-Sein und Handeln bezeichnender Ausdruck ist der Ausdruck 'Handeln' ungeeignet. Ich ziehe den Ausdruck 'Tun' im Kontrast zu 'Leiden' vor. In dieser Verwendung fungiert der Ausdruck gleichsam als Überschrift zu einem Abschnitt philosophischer Grammatik. Denn wenn Handlungen im Kontrast zu Tätigkeiten nur Weisen des Tuns sind, kann die gleichzeitige Verwendung von 'Handlung' als kategorischem Ausdruck nur zur Verwirrung führen. Der allgemeine Begriff wäre also der des Tuns. Wie ist er erklärt?

Die Antwort ist eine Neufassung des schon gebrauchten Kriteriums für Lebendiges – das im Unterschied zu Totem eine eigene Sicht auf sein Verhalten hat. Tun ist eine *Weise des Verhaltens*, für das sich aus der Sicht dessen, dem das Verhalten zugeschrieben wird oder der es sich zuschreibt, *etwas sagen lässt* – oder kurz: ein Tun ist ein Verhalten aus einem Grund. Nicht immer ist ein Grund ein Ziel, das der sich Verhaltende mit seinem Tun erreichen will (deshalb wird mit einer 'teleologischen Struktur' für alle Handlungsbegriffe von z.B. Tugendhat und Habermas zu viel behauptet). Für manche Tätigkeit (z.B. Klavier spielen) kann der sie Ausübende als Grund vielleicht nur anführen, dass er es kann und gern tut – aber dann 'etwas zu tun, was er gern tut', als sein Ziel anzusprechen, drückt einen hedonistischen/utilitaristischen Fehlschluss aus. Dazu verführt zusätzlich auch die Rede von 'Selbstzwecken' im Zusammenhang mit Tätigkeiten. Die Rede von Selbstzwecken, etwas 'um seiner selbst willen tun', setzt ja eine Selbstanwendung der Mittel/Zweck-Unterscheidung voraus: Selbstzwecke sind solche Zwecke, die für keine anderen Zwecke Mittel sein sollen; und diese Selbstanwendung der Unterscheidung ist nur Ausdruck der Entschlossenheit, alles Tun auf Zwecke zu beziehen, mit teleologischer Struktur versehen aufzufassen. Ohne solche Entschlossenheit sollte man das aus Gründen deskriptiver Angemessenheit aber nicht tun.

Umfängliche Erörterungen über die 'Rationalitäts'-Aspekte von 'Handlungen' und 'Handlungsverstehen', die Autoren wie Max Weber und Jürgen Habermas glauben anstellen zu müssen, sind entbehrlich, sie folgen aus der Definition des Begriffs des Tuns im Allgemeinen. Man muss Gründe für Verhalten verstehen, wenn man Verhalten als Tun, Handlung oder Tätigkeit verstehen will. Obwohl das, was für ein Verhalten gesagt werden kann, der Grund, den es hat, nicht vom sich Verhaltenden selbst geäußert werden muss, muss der Grund seines Verhaltens doch aus der Sicht/Perspektive des Sich-Verhaltenden gegeben werden. Das macht

wahrscheinlich, dass wir den Begriff des Tuns, des Verhaltens aus einem Grund, nicht hätten, wenn wir nicht einander Gründe für unser Verhalten gäben und d.h. wenn wir nicht als Personen sprechende, die Sprache gebrauchende Lebewesen wären. Mit Tun, begründetem Verhalten im Vollsinn, rechnen wir nur bei Wesen, die wir im Zweifelsfall nach ihren Gründen müssen fragen können. D.h. weiter, dass die Ausdrücke für Tun zur im weiten Sinn psychologischen Sprache gehören, dem Teil der Sprache, der, wie LW gezeigt hat, auf eine allgemeine Einstellung zurückweist, auf die Einnahme eines 'stetigen Aspektes', der 'Einstellung zur Seele' oder 'zum Menschen', mit der wir uns gleichen oder ähnlichen Lebewesen ein 'inneres Leben' a priori zubilligen ('innen' sind Aspekte ihres Verhaltens, die sie äußern oder verheimlichen können).

Das Tun (das logisch, wegen der Ja-Nein-Polarität aller Beschreibungen, dem von LW so genannten 'logischen Raum', auch das Unterlassen einschließt – auch 'nichts tun' bzw. 'etwas nicht tun' kann einen Grund haben) zerfällt nun grundlegend in Tätigkeiten und Handlungen. Der damit gemachte, schon kommentierte Unterschied ist ein formaler, den die Sprache für das Tun von der Sprache für zeitlich bestimmbare Gegebenheiten im Allgemeinen übernimmt – der Unterschied zwischen Prozessen und Ereignissen.

Entsprechend haben Tätigkeiten wie Prozesse in erster Linie eine bestimmte Dauer, Handlungen wie Ereignisse einen Zeitpunkt. Tätigkeiten sind in sich 'homogenes' Geschehen, Handlungen Veränderungen von einem Zustand zu einem anderen. Diesen Unterschied hat Aristoteles als den von *praxis* und *poiesis* gefasst. Eine Tätigkeit hat kein logisch (intern) bestimmtes Ende, eine Handlung aber endet logisch in der Verwirklichung eines Zustandes. Man kann, so hat Aristoteles das ausgedrückt, schon gesehen haben und immer noch sehen, aber nicht ein bestimmtes Haus gebaut haben und es immer noch bauen.¹²⁰ ('Sehen' ist ein schlechtes Beispiel für eine Tätigkeit, weil es eher einen Zustand bezeichnet – mit diesem Beispiel sitzt Aristoteles vielleicht einem Mythos des 'Verbs'/'Tätigkeitsworts' auf, demzufolge jedes Verb entweder eine Handlung oder eine Tätigkeit bezeichnet.¹²¹) D.h. aber z.B., dass 'schwimmen' eine Tätigkeit, eine Praxis ist, aber 'ans andere Ufer des Flusses schwimmen' eine Handlung. Ebenso ist bauen eine Tätigkeit (das, was Architekten und Bauleute tun), eine Mauer bauen (oder ein – bestimmtes – Haus) aber eine Handlung. Viel spricht dafür, dass es

120 *Metaphysik* 1048 b.

121 Die formale Kategorie der Zustände, die natürlich schon in der Sprache für Unbelebtes Anwendung hat, scheint durch die Alternative *Bewegen/nicht Bewegen* mit der Handlungssprache verknüpft zu sein. Wer sich nicht bewegt (nichts tut – mit der erforderlichen Großzügigkeit, die es braucht, weil auch Unterlassungen Tun sind), tut nichts, ist aber vielleicht in einem – auch 'psychologisch' zu charakterisierenden – Zustand (er langweilt sich, z.B.).

Handlungen überhaupt nur auf dem Hintergrund und im Kontext von Tätigkeiten gibt – oder jedenfalls im Kontext von Leben. 'Leben' ist selbst keine Tätigkeit (denn zum Leben gehören, wie schon mehrfach betont, wesentlich auch Widerfahrnisse und Leiden, ja nach seinem Beginn in der Geburt und dem Ende im Tod ist Leben logisch gesehen vermutlich selbst ein Widerfahrnis), sondern die Voraussetzung von sowohl Tätigkeiten als auch Handlungen. Bei 'Widerfahrnissen' darf man nicht, wie die Umgangssprache nahelegt, an 'negative' Geschehnisse allein denken. Auch 'Positives' kann uns ohne unser Zutun widerfahren, wir können mit etwas einfach Glück (gehabt) haben.

Mit Tätigkeiten teilt Leben den logischen Charakter, ein Prozess zu sein, kein aus logischen Gründen internes Ende zu haben: Man kann schon gelebt haben und immer noch leben.

Das Sprechen, der Gebrauch der Sprache, ist eine Tätigkeit, Sprechakte durch Verwendung von Sätzen in bestimmtem Modus (Behauptung, Frage, Befehl, Wunsch etc.) sind Handlungen. Nicht immer besteht der Gebrauch der Sprache in bestimmten Sprechhandlungen. Mit jemandem plaudern, vor sich hin reden, schimpfen, fluchen, sich in Stoßgebeten Luft machen etc., aber auch überlegen, denken und anderer 'monologischer' Sprachgebrauch sind gewiss keine Sprechakte, die einzelne Handlungen aussondernde Identitätskriterien mit sich führen.

Dass keine Handlungstheorie, philosophisch oder soziologisch, die Unterscheidung von Tätigkeiten und Handlungen beseitigen kann¹²², liegt an ihrer tiefen Verankerung in unserm gewöhnlichen Begriffssystem. Aristoteles' Kriterium macht darauf aufmerksam, dass die Unterscheidung in der logischen Grammatik der Sprache – nämlich in den Folgerungsbeziehungen (Logik) der Tempora der entsprechenden Verben (Grammatik) verankert ist. Die Untersuchung der Zeitsprache hat gezeigt, dass sie insgesamt auf der Sprache für Dinge (und Lebewesen, insbesondere Personen¹²³) und Massen aufruht.

122 Wie es Habermas mit seiner Konstruktion eines ›kommunikativen‹ im Unterschied zu ›instrumentalem‹ Handelns de facto getan hat.

123 Dass Dinge (materielle Körper) und Personen die grundlegenden einzelnen Gegebenheiten des alltäglichen Verstehens sind, ist hier seit dem Rekurs auf die Unterscheidung 'etwas/jemand' thematisch. Es lässt sich auch folgendermaßen einführen und begründen: Quine hat für die (den) in seiner kanonischen Notation (Prädikatenkalkül erster Stufe mit Identität) erfassbare(n Teil der) Sprache das Kriterium ontologischer Admissibilität in die Maxime gefasst 'to be is to be the value of a variable'. (Vgl. Fußnote 23) Die natürlichsprachlichen Vorformen der gebundenen Variablen in kanonischer Notation sind die indefiniten Pronomina. Und es gibt in unserer Sprache davon eben zwei – 'etwas' für Dinge und 'jemand' für Personen. – Die wittgensteinianische Kritik, die Hanjo Glock an Quines Kriterium als einem ontologischer Admissibilität geübt hat, scheint es mir nicht ersetzen, sondern nur ergänzen zu können. Vgl.: *Quine and Davidson on Language, Thought and Reality*, Cambridge UP 2003, Kap. 2, Abschnitte 3 und 4.

Deswegen müssen Prozesse und Ereignisse an Substraten oder Dingen bzw. in Situationen verankert, Tätigkeiten und Handlungen Personen zugeschrieben werden. Die Nichtbeachtung der Unterscheidung zwischen Tätigkeiten und Handlungen ist ein 'logischer' Fehler, der wegen der tiefen Verankerung und weiten Verzweigung der formalen Unterscheidung, die mit ihr im Felde des Tuns fortgesetzt wird, nicht nur eine 'lokale' Störung und Verwirrung mit sich bringt, sondern weithin (und vor allem unkontrollierbar) desorientierende Folgen haben muss oder jedenfalls haben kann.

i. Kontexte des Tuns: Die Begriffe 'Natur' und 'Kunst' (Kultur)

Der Ausdruck 'Natur' ist ein Lehnwort aus dem Lateinischen und bedeutet 'Geburt'; 'Natur(gesetz)', 'Lauf der Dinge'; 'Wesen' (sowohl 'Charakter, Anlage, Beschaffenheit'; als auch 'Ding, Grundstoff, Element'); ferner 'Geschlechtsmerkmal, -teil'.¹²⁴ Er leitet sich ab von dem lateinischen Verb 'nasci, nascor, natus sum', das grundlegend 'geboren werden' bedeutet, und überlappt teilweise mit dem griechischen 'physis', das sich von einem Verb für 'wachsen, entstehen' herleitet.

In unsere Sprache hat der Ausdruck 'Natur' eine Reihe zu ihm kontrastiv gebrauchter Ausdrücke, von denen die philosophisch wichtigsten 'Geist', 'Kultur/Zivilisation' und, seit dem 19. Jahrhundert, 'Gesellschaft' und 'Geschichte' sind. Ich verteidige die begriffliche Behauptung, dass diese Kontraste von einem ihnen zugrundeliegenden Kontrast abgeleitet sind.

In den Kontrasten zu 'Geist', 'Kultur', 'Gesellschaft', 'Geschichte' und als ein formaler Begriff gebraucht, wird 'Natur' ein negativ pragmatischer Gehalt zugeschrieben und sie wird als das aufgefasst, was ohne unser wesentliches Zutun entsteht/entstanden ist, besteht und sich entwickelt. Aber die durch die heute gebräuchlicheren Kontraste bezeichneten Gegebenheiten bestehen und entwickeln sich zwar gewiss nicht ohne unser Zutun, aber doch nicht allein aufgrund unseres Tuns. Für sie hat der schottische Naturgesellschaftstheoretiker Adam Ferguson (der Lehrer von Adam Smith) die glückliche Formel gefunden, sie seien das Resultat menschlichen Handelns, aber nicht menschlicher Planung ('the result of human action, but not of human design'¹²⁵). Der vollendete Gegensatz zu 'Natur' als dem, was ohne

¹²⁴ Nach Heinichen: *Lateinisch-Deutsches Taschenwörterbuch*, 291.

¹²⁵ Es ist das Verdienst von Wittgensteins Cousin, des ökonomischen Nobelpreisträgers F. A. von Hayek, in den von Fergusons Formel erfassten Gegebenheiten eine eigenständige Kategorie erkannt zu haben.

unser wesentliches Zutun besteht etc., wäre ein Ausdruck, der etwas wesentlich durch unser Tun Bestehendes bezeichnete.

Dafür war in älteren Diskursen der Ausdruck 'Kunst' im Sinne des lateinischen *ars* und des griechischen *technē* in Gebrauch, der ebenso die (Kunst-)Fertigkeit und Technik der Hervorbringung und Gestaltung wie deren Resultate bezeichnet. Eine 'Artefakt' (ein 'Kunstwerk') besteht wesentlich aufgrund der Absicht seines Produzenten oder Auftraggebers, hat nicht, wie Produkte der Natur, ein von menschlicher Absicht wesentlich unabhängiges 'Wesen' im Sinn von 'Charakter, Anlage, Beschaffenheit'. 'Geist', 'Kultur', 'Geschichte' und 'Gesellschaft' sind – gegenüber Kunst als auf menschliche Planung und Hervorbringung zurückgehend – als verschiedenartige Mischungen von (verschiedenen Anteilen von) Kunst und Natur eher 'zweite Natur', wie schon von Cicero über die Gewohnheit gesagt worden ist.¹²⁶

Wenn Kunst aus den vorgebrachten Gründen der grundlegende Gegensatz zu Natur ist, dann bestätigt auch diese unser Verstehen strukturierende Grundunterscheidung einmal mehr, dass wir in unserem Verständnis 'von uns ausgehen'. Er kontrastiert das, was wir können, mit dem, was wir nicht können, insofern es von uns grundlegend unabhängig ist.

Mit der Bezugnahme auf die Person als 'Lebewesen', als 'Lebendiges', ist zugleich auf 'Natürliches' Bezug genommen, etwas, was unabhängig von unserem Tun entsteht und besteht. Im Fall beweglicher Lebewesen wird es geboren und lebt dann, bis es stirbt.

Natur im erläuterten Sinn ist der umfassendste Kontext menschlichen Tuns. Ihr müssen die Menschen ihren Lebenserhalt und Unterhalt durch Arbeit abgewinnen. Im Prozess der Arbeit entsteht die materielle Basis der Kultur/Zivilisation, darunter auch erarbeitete Mittel zur Erleichterung und Steigerung der Wirkkraft von Arbeit – Technik. Die hilft Arbeit zu sparen und ermöglicht über soziale Freisetzungen höhere Kulturleistungen, darunter auch Kunst im gewöhnlichen Verstande zweckfreier Produkte des bildnerischen und sonstigen Ausdrucks.

In Kunst und Künsten (im Sinn von *artes* und *technai*) bringen Personen die Kultur (ihrer Gesellschaft) hervor. Das Ingesamt des Hervorgebrachten bildet die Kultur und damit einen wesentlichen Kontext ihres Tuns, der sich von Natur als dem Kontext, dem die Personen ihr bloßes (physisches) Leben durch Arbeit abgewinnen müssen, abhebt und ihn überformt, aber nie ganz ersetzen kann. Und dies begrifflich selbst dann, wenn die Natur, die die Personen (kooperativ) bearbeiten, schon kulturell geformt ist (vgl. die Rede von 'Kulturlandschaften').

¹²⁶ *De Finibus* V, 25, 74: *Consuetudine quasi alteram quandam naturam effici* (durch die Gewohnheit wird gleichsam eine zweite Natur geschaffen).

Das Handeln in der Natur ist, auch wo es kooperativ erfolgt, seiner Struktur nach 'monologisch' – die natürlichen Gegebenheiten antworten nicht, sondern fügen sich den Eingriffen durch Arbeit und Technik bloß oder auch nicht. Das Handeln in Bezug auf kulturelle Gegebenheiten, im Kontext von Kultur, ist strukturell der Möglichkeit nach dialogisch, weil nicht nur Kooperationspartner Personen 'etwas sagen', sondern auch die kulturellen Hervorbringungen, die es schon gibt und die die überkommene Kultur bilden. Entsprechend herrscht im Kontext von Handeln auf die Natur die Verstehensweise 'von außen' vor, auf die wir für 'Unbelebtes' (von sich selbst her nicht Bewegliches) beschränkt sind, im Kontext von Handeln in der Kultur aber die intentionale Verstehensweise 'von innen'.

j. Ordnungen des Tuns: Die Begriffe 'Konvention', 'Moral' und 'Recht'

Das wesentliche Selbstbewusstsein einer Person als Rechtsträger¹²⁷ ist, eine von allen Personen zu sein. Wir sind, leben unter anderen, unter unübersehbar vielen. Wir leben, indem wir tätig sind und handeln und vielen Widerfahrnissen ausgesetzt sind. Unter diesen Widerfahrnissen sind eine wesentliche Gruppe die Folgen des Tätigseins und Handelns anderer Personen. Das ist die Quelle von möglichen Konflikten und die drei durch den Titel dieses Abschnitts bezeichneten normativen Gegebenheiten bilden Ordnungen des Tätigseins und Handelns, die solche Konflikte zu vermeiden oder, wenn sie sich nicht vermeiden lassen, im Streit auszutragen helfen.

Konventionen, abgeleitet vom lateinischen Verb *convenire* – zusammenkommen, übereinkommen – sind wörtlich also: Zusammen- oder Übereinkünfte. Übereinkünfte werden idealerweise durch Verabredung getroffen, also durch den Gebrauch der Sprache. Aber Sprache ist selbst in verschiedenen Hinsichten konventionell und eine Erklärung von 'Konvention' durch 'Verabredung zu ...' wäre daher zirkulär. Es war eines der großen Verdienste des amerikanischen Philosophen David Lewis, dieses Problem in seinem Buch *Convention* von 1969¹²⁸ überzeugend ausgeräumt zu haben. Lewis legte klar, dass Verabredung nur eine der Weisen des Zustandekommens von Konventionen ist und dass Konventionen grundlegender auf der Konvergenz von unabhängig voneinander ausgebildeten

127 Im Unterschied zum biographisch bestimmten, individuellen Selbstbewusstsein.

128 Harvard UP.

Erwartungen und Präferenzen von Personen beruhen können. Wenn die Präferenzordnungen von Personen hinsichtlich von geteilten, aber noch nicht abgestimmten Interessen übereinstimmen, kann sich hinsichtlich von regelungsbedürftigen Sachlagen eine Konvention bilden, ohne dass ausdrückliche Verabredung nötig wäre. Lewis sah seine sehr differenzierten Analysen mit David Humes Formel für Konvention als dem 'general sense of common interest' vorgebildet.

Konventionen können ganz verschiedene Themen und in sehr verschieden großen Gruppen von Personen Geltung haben. Von allgemeinem und philosophischem Interesse sind vor allem die Konventionen, in denen große Gruppen übereinkommen, z.B. welche Sprache gebraucht werden soll und wie sich ganz allgemein der interpersonale Umgang gestalten soll.

Moral und Recht gelten für alle Personen (in einer Gesellschaft und dem Staat, in dem sie sich zusammenfasst, und darüber hinaus) und sie haben als gemeinsames Thema die (Konflikte vermeiden helfende) Regelung des interpersonalen Umgangs als solchem. Moral und Recht überlappen in großen Teilen. Sie fallen beide unter einen formalen Begriff der Gerechtigkeit, dessen Gehalt durch die lateinische Formel *suum cuique* angegeben wird. Daher ist der allgemeine Rechtsbegriff Kants – 'Recht' als der Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Freiheit eines Jeden (jeder Person) mit der Freiheit von Jedermann (allen anderen Personen) vereinbar ist¹²⁹ – sowohl auf die Moral als auch auf das förmliche Recht anwendbar. Worin unterscheiden diese sich dann?

Grundlegend durch die Weise ihrer Sanktionierung. Moral und ihre Regeln sind zunächst durch moralische Gefühle sanktioniert¹³⁰ – Scham in 1. Person, Groll gegenüber der 2. Person, Empörung über dritte Personen. Das sind offenbar Einstellungen und Reaktionsweisen, die an die Weise und den Grad der Selbstbewertung von Personen gebunden sind. Das Recht und seine Regeln sind dagegen durch selbst rechtlich spezifizierte Sanktionen, Strafen im weitesten Sinn, gestützt. Recht ist wesentlich Zwangsrecht und bedarf erzwingender Instanzen – Polizei, Gerichte, Gefängnisse etc. Es setzt im Allgemeinen die staatliche Organisation einer Gesellschaft voraus.

Materiell stimmen Moral und Recht darin überein, dass sie zentral Regeln der

129 Dieser Begriff des Rechts geht darauf zurück, dass Kant „Freiheit (Unabhängigkeit von eines anderen nötiger Willkür), sofern sie mit jedes anderen Freiheit nach einem allgemeinen Gesetz zusammen bestehen kann, ... (als das) einzige, ursprüngliche, jedem Menschen, kraft seiner Menschheit, zustehende Recht“ dachte. (*Metaphysik der Sitten* AB 45).

130 Diese Einsicht geht auf Peter Strawsons Aufsatz ›Freedom and Resentment‹ (vgl. den Aufsatzband gleichen Titels, London/New York 1974, 1-25) zurück und ist grundlegend für Ernst Tugendhats Konzeption der Moral, vgl. *Vorlesung über Ethik*, Frankfurt am Main 1993.

Nichtverletzung und Nichtschädigung, der Hilfe in Notfällen und der Kooperationstreue enthalten. Diese nennt der Philosoph Ernst Tugendhat den „kontraktualistischen Kern“ der Moral. Seine Schülerin Ursula Wolf ergänzt die Bereiche der Moral um die der Gerechtigkeit, der Aufrichtigkeit und den spezieller Verpflichtungen aufgrund von institutionellen Rollen und/oder persönlichen Verpflichtungen. Wenn man Gerechtigkeit als formalen Begriff für Moral und Recht gleichermaßen betrachtet, der durch die Formel *suum cuique* (jedem das Seine) gegeben ist, dann ist sie nicht nur Bereich der Moral. Man braucht den Begriff aber als formalen, wenn man die rechtlichen Institutionen der Gerechtigkeit (das, was auf Englisch 'the administration of justice' heißt) mit den Arten von Gerechtigkeit, die sich als Formen der Verteilungsgerechtigkeit verstehen lassen (unter der Frage „Wer bekommt was aus welchen Gründen?“), zusammenfassen will. Dazu kommt man mit dem Begriff der Verteilungsgerechtigkeit allein nicht aus. Denn Strafen und Entschädigungen als 'Produkte' des förmlichen Rechts sind nicht einfach verteilbare Güter. Eine besondere, Moral und Recht verknüpfende moralische Pflicht der Gerechtigkeit ist die zum Rechtsgehorsam.

Wenn Moral und Recht mindestens auf die angedeuteten Weisen intern zusammenhängen, wird eine weitere Bestimmung des Begriffs der Moral dringend. Die Rede vom kontraktualistischen Kern von Moral und Recht weist hier den Weg. Vereinbarte Regeln kann man auch aus nur selbst-interessierten Gründen befolgen (und verletzen). Moralisch wird die Regelbefolgung erst dadurch, dass die Regeln als geltende gleichsam um ihrer selbst willen befolgt werden. Kant hat das mit der Unterscheidung von 'pflichtgemäß' und 'aus Pflicht'¹³¹ gefasst. Dass die Regeln gleichsam um ihrer selbst willen befolgt werden (Kants 'Achtung fürs Gesetz'), lässt die anschließende Beschreibung zu, dass sie aus Achtung vor den anderen Personen befolgt werden, die aufgrund dieser Regeln Anspruchsrechte haben. Damit wird gegenüber der Materie der Moral in ihren Regeln die Form ihrer Annahme und Befolgung aus einem persönlichen Motiv betont und der Begriff der *Moral einer Person* (als dem Inbegriff ihrer Grundsätze des sich Gebens, Tätigseins und Handelns gegenüber anderen Personen) grundlegend. Es ist eine Frage der Moralgeschichte, seit wann diese Verschiebung von der Materie der Moral in ihren Regeln zur Form der moralischen Motivation als die Moral kennzeichnend Platz gegriffen hat. Sicher ist, dass sie für die Moderne kennzeichnend ist.

Wenn das Handeln nach den Regeln der Moral im modernen Sinn 'moralisch' ist, dann wird sie befolgt wie rechtliche Regeln ohne förmliche Sanktionen. Wenn der Begriff der *Moral*

131 *Grundlegung der Metaphysik der Sitten* BA 25.

einer Person grundlegend geworden ist, verlieren auch die 'inneren' Sanktionen durch moralische Gefühle an Gewicht, weil es dem moralisch Handelnden dann wesentlich um die Wahrung seiner Integrität geht: Er will dann so handeln, dass er sein Handeln gegenüber Jedermann mit Gründen rechtfertigen kann.¹³² Das Recht liefert der Moral also das Modell der Regelbefolgung, die Moral dem Recht im Wesentlichen die Materie der Regeln.

Komplementär zum fortbestimmten und modernen Begriff der Moral bedarf es einer Fortbestimmung des Begriffs des Rechts. Es kann ja gefragt werden: Wenn die moralischen Regeln wie rechtliche befolgt werden und die Moral dem Recht die Materie gibt, warum braucht es dann überhaupt das Recht zusätzlich zur Moral? Die Antwort ist: Es braucht das Recht mit seinen förmlichen Sanktionen als Ausfallbürgschaft für gewichtige Fälle der Verletzung der moralischen Regeln. Personen sind als sprechende Lebewesen Gründe gebende und befolgende und damit rationale Lebewesen. Aber dass sie nur begrenzt rational sind, zeigt sich darin, dass sie sich häufig in Handlungssituationen wiederfinden, in denen sie dazu motiviert sind, ihr eigenes kurzfristiges Interesse auf Kosten ihrer eigenen langfristigen Interessen und auch auf Kosten anderer unter Verletzung von deren Anspruchsrechten zu verfolgen. Wenn das rational unvermeidlich ist, weil Schwarzfahren ('free-riding') in anonymen Handlungssituationen (in denen man mit vom eigenen Handeln betroffenen anderen Personen nicht direkt kommunizieren kann) *rational* ist, dann bedarf es wenigstens der nachträglichen förmlichen Sanktionierbarkeit der Regelverletzungen, um die Regeln und die auf sie gegründeten Handlungszusammenhänge zu stabilisieren. Es würde die einzelnen Personen mit unerträglichen Erwartungsunsicherheiten belasten, gäbe es den Rahmen förmlichen Rechts für das moralische und auch das bloß rationale Handeln nicht.

k. Die Begriffe 'Gesellschaft' und 'Staat'

Gesellschaft und Staat bestehen aus Personen. Personen waren als sprechende, handelnde und sich wesentlich selbstbewertende Lebewesen und als Rechtsträger zu erklären. Wenn man Gesellschaft und Staat nicht ontologisch (wie im ersten Satz), sondern strukturell charakterisiert, sind sie Weisen der Zu(einander)ordnung von Personen. Sie sind höherstufige Ordnungen des Tuns – des Tätigseins und Handelns.

¹³² Diese Erklärung der moralischen Motivation geht auf Thomas Scanlon zurück (zusammenfassend: *What we owe to each other*, Harvard UP 1998); in Deutschland ist sie unabhängig von Günter Patzig vertreten worden und auch Tugendhat ist ihr schließlich beigetreten.

Auf 'Gesellschaft' im strukturellen Sinn war schon einmal in Abschnitt *i.* als einen der gebräuchlichen Kontraste zu 'Natur' einzugehen. Sie vor allem ist das Beispiel, an dem Ferguson seine Formel vom 'result of human action, but not of human design' exemplifiziert hat. Gesellschaft ergibt sich zentral durch das wirtschaftliche Handeln auf Märkten, auf denen jede Person (idealtypisch gesehen) ihren privaten Vorteil verfolgt und damit nicht-intendierte Handlungsfolgen erzeugt (wie die Preisbildung für marktgängige Produkte), die auf andere, nicht unmittelbar Beteiligte Effekte zeitigen (z.B. die Nachfrage nach deren Produkten mindert oder steigert) und Konflikte erzeugen kann. In modernen Gesellschaften ist das Handeln auf Märkten privatrechtlich organisiert, vermittelt durch Verträge, für die Bestimmungen staatlichen Rechts gelten. Schon von der Rechtsbedürftigkeit der Gesellschaft in dieser Hinsicht her gibt es Gesellschaften nur in staatlicher Verfassung. Der Staat ist hier zu verstehen als die Rechtssetzungs-, Rechtswahrungs- und Rechtsdurchsetzungsinstanz.

Aber als aus den Personen bestehend, die auch die Gesellschaft bilden, ist der Staat zuvor die Gesamtheit seiner Bürger als dem gleichen Recht folgend und unterworfen, Rechtsgemeinschaft. Erst auf dieser Basis ist er spezifisch Staats'apparat' – die Gesamtheit der handlungsfähigen Agenturen, die mit Rechtssetzung, Rechtswahrung und Rechtsdurchsetzung befasst sind: Parlamente, Verwaltungen, Gerichte. Der Zwangscharakter des Staats in diesem Sinn ergibt sich aus dem Umstand, dass seine Bürger zu seiner Finanzierung Steuern zahlen müssen.

Strukturell ist dies wieder der beschränkten Rationalität der einzelnen Personen geschuldet. Es ist für jede einzelne Person rational, sich vor den Kosten für den Staat drücken zu wollen; denn ihr einzelner Beitrag, wie groß er auch sei, ist für das Ganze vernachlässigenswert; aber für die einzelne Person ist er fast immer ein fühlbares Opfer. Dieser strukturellen Disposition zum Schwarzfahren ('free-riding') hilft die Zwangsfinanzierung durch Steuern ab.

Die auf rationale Entscheidungs- und Spieltheorie¹³³ gegründete makroökonomische Analyse hat gelehrt, zwischen privaten und öffentlichen Gütern zu unterscheiden. Öffentliche Güter sind dadurch definiert, dass sie unteilbar (nicht ausschussfähig¹³⁴) sind und auf Märkten privat produzierter Güter deshalb nicht 'effizient' (ausreichend) zur Verfügung gestellt zu werden. Dass das grundlegende soziale öffentliche Gut die Gewaltfreiheit und

133 Die Spieltheorie ist die Theorie interdependenten rationaler Entscheidungen mehrerer Akteure.

134 Ein heute oft beeinträchtigt öffentliches Gut, das Unteilbarkeit und Nichtausschlussfähigkeit rein exemplifiziert, ist saubere Luft: Wenn es sie gibt, kann niemand (wie bei ausschussfähigen Gütern) daran gehindert werden, sie zu atmen.

Sicherheit des gesellschaftlichen Verkehrs, der 'innere Frieden' ist, hat schon Thomas Hobbes¹³⁵ – der erste moderne Staatstheoretiker – eingesehen, indem er die Wahrheit des Sprichwortes ernst nahm, dass der Frömmste nicht in Frieden leben kann, wenn es seinem bösen Nachbarn nicht gefällt.

Aus der Sicht der einzelnen Personen ist der Staat als Garant des Rechts und der Sicherheit ein kollektiver Selbstbindungsmechanismus gegen die Drohung mangelnder Friedfertigkeit der einzelnen für sich. Weitere öffentliche Güter (neben der Sicherheit nach innen und nach außen), die ein Staat 'produziert', sind z.B. Infrastrukturgüter wie Straßen und Brücken, Bildungs- und Kulturdienstleistungen, Gesundheitsdienstleistungen.

In Analogie zum Verständnis des Staates als kollektivem Selbstbindungsmechanismus kann die marktförmige Verfassung der Gesellschaft – der Zwang, der durch die Konkurrenz auf Märkten ausgeübt wird – als kollektive Selbstbindung der Gesellschaftsmitglieder gegen die Drohung verstanden werden, einzelne für sich könnten aus ihrer Faulheit Vorteil zu ziehen versuchen. Das individuelle Modell für 'Selbstbindung' ist Odysseus, der sich an den Mast seines Schiffes binden lässt, weil er dem Gesang der Sirenen zuhören will, ohne ihnen verfallen zu müssen. (Er versichert sich durch 'Selbstbindung' dagegen, Opfer seiner Triebhaftigkeit zu werden.)

Moderne staatlich organisierte Gesellschaften verstehen sich gern als 'Demokratien' (wörtlich 'Volksherrschaften'). Aber auch wenn in ihnen ein allgemeines und gleiches Wahlrecht zu den politischen Vertretungskörperschaften gilt, herrscht in ihnen nicht 'das Volk' oder die Bevölkerung. Verfassungstheoretisch gesehen haben alle sich demokratisch nennenden Staaten 'gemischte Verfassungen'. Ihr demokratisches Element ist das allgemeine Wahlrecht und der Schutz von Recht und Frieden im Innern und nach außen für alle; ihr aristokratisches Element sind die Amtsträger in Politik, Recht und Verwaltung; ihr monarchisches Element ist die Person oder das Gremium, die als Staats'oberhaupt' fungieren. Diese Interpretation stützt sich bezüglich der aristokratischen Aspekte der gemischten modernen Staatsverfassung auf soziologische Gründe – dass es sich bei den Staatsträgern de facto um eine Elite handelt; hinsichtlich des monarchischen Aspekts muss man an 'konstitutionelle' Monarchien denken, bei denen für den Monarchen gilt, dass der Monarch herrscht, aber nicht regiert (mit einer französischen staatsrechtlichen Formel: 'il règne, mais il

135 In Kap. 17 des *Leviathan* argumentiert Hobbes mit einer *reductio ad absurdum*: Wenn man annimmt, eine große Menge von Menschen stimme ohne staatliche Zwangsgewalt in der Beachtung der Gerechtigkeit und der anderen 'natürlichen' Gesetze überein, könne man ebenso gut annehmen, die ganze Menschheit tue das – und dann gäbe es gar keine brügerlichen Regierungen und Staaten. Es gibt sie aber ...

ne gouverne pas'). Neben den institutionell bedingten Rechten des Staatsoberhauptes (Ernennung von Regierungschef und Ministern, Akkreditierung von Botschaftern etc., Ausfertigung von Gesetzen etc.) ist ein genuines Recht, das gewöhnlich dem Staatsoberhaupt zukommt, historisch gänzlich monarchischen Ursprungs: das Recht der Begnadigung von Straftätern.

Schluss: *Rückblick und Ausblick*

Der vorstehende Teil III ist eine verbessernde Neubearbeitung des zweiten Teils meines kleinen Buches ›*Kreffels Ruminationen*‹. Dieser hatte den Titel ›Sinnbetrachtung – Ein Abriss der Philosophie‹. ›Kreffel‹ ist in seiner Kombination von fiktionalisierter selektiver Autobiographie und 'erster' Philosophie ein schräges Buch mit der 'geraden', will sagen: richtigen Philosophie.

Mein vormaliger Assistenten-Kollege in Heidelberg und späterer Professor für Philosophie in Duisburg und Erlangen, Jens Kulenkampff, hat ›Kreffel‹ dankenswerterweise einer umfassenden und gründlichen Kritik unterzogen. Viele der Verbesserungen in der vorliegenden Darstellung, auf die alle einzeln ich gar nicht eingehen kann, gehen auf seine Einwände und Anregungen zurück.

Die dargestellte Philosophie weist im Maße ihrer Überzeugungskraft nach, dass im Aufbau des unserem alltäglichen Verstehen zugrunde liegenden Begriffssystems ein 'Blick von uns aus' wirksam ist. Er liegt schon in der anfänglichen Unterscheidung zwischen 'etwas/Gegenstand' und 'jemand/Person' und entfaltet sich in alle Grundbegriffe hinein, bis mit der Fortbestimmung des Begriffs der Person als Rechtsträger (in Abschnitt g.) sich in den Grundbegriffen der Personenwelt eine relativ selbstständigen Provinz des alltäglichen Verstehens im Rahmen der zuvor behandelten Grundbegriffe bildet, die auch die Grundbegriffe einer nur physikalischen Wirklichkeit sein könnten.

Die Rede vom 'Blick von uns aus' lädt den Kontrast ein zu jenem 'Blick von Nirgendwo' (*View from Nowhere*), den der amerikanische Philosoph Thomas Nagel als den Inbegriff unseres kognitiven Strebens nach Objektivität ausgemacht haben will.

Kulenkampff hatte zwei Einwände gegen ›Kreffel‹, denen ich nicht Rechnung getragen habe. Erstens hat er zurecht bemerkt, dass die Rede von einem 'Abriss der Philosophie' natürlich das Desiderat einer ausführlichen Darstellung mit sich führt. Zu dieser fühle ich

mich (jedenfalls noch) nicht in der Lage. Zweitens hat er gemeint, dass die Anspielung auf Nagel schon im Schlussabschnitt von ›Kreffel‹ wegen der Prominenz des Autors eine Ausarbeitung der in ›Kreffel‹ nur angedeuteten Kritik an der Konzeption eines 'Blicks von Nirgendwo' aus der Idee des Urteilens verlangte.

Zu dieser Kritik kann ich mich wegen des Widerstands von Nagels metaphysischer Philosophie-Konzeption gegen fast alle Sprachreflexion und die sprachanalytische Methode über die folgenden Bemerkungen hinaus nicht bringen.

Was diese Konzeption von der grundsätzlich wittgensteinianischen, die ich entfaltet habe, durch einen Abgrund trennt, ist die Einstellung zum Skeptizismus. Nagel will durch den Autor Thompson Clarke davon überzeugt worden sein, dass der Skeptizismus 'unwiderleglich' sei.¹³⁶ Für Wittgenstein war der Skeptizismus von Anfang an „*nicht* unwiderleglich, sondern offenbar unsinnig, wenn er bezweifeln will, wo nicht gefragt werden kann.“ (LPA 6.51) Das liegt daran, wie ich ausführlich gezeigt habe¹³⁷, dass Wittgensteins ursprüngliche Einsicht in den internen Zusammenhang von Sprache und Welt zu einer Auflösung des traditionellen Gegensatzes von Realismus und Idealismus führt, und, weil Skeptizismus im Sinn der Bezweiflung der Realität der Außenwelt und Solipsismus im Sinn der Bestreitung der Existenz anderer Bewusstseinszentren Radikalisierungen des Idealismus sind (für den die Wirklichkeit nur 'unsere Vorstellung' ist), auch Skeptizismus und Solipsismus unsinnig sein lässt. Nagel sieht ganz richtig, dass es ein metaphysischer Realismus ist, der den Skeptizismus mit sich bringt.¹³⁸ Aber metaphysischer Realismus – die Auffassung, die Wirklichkeit sei auch begrifflich (und nicht nur kausal) von uns radikal unabhängig und es sei nicht auszuschließen, dass sie unsere Begriffsbildungsmöglichkeiten weit überschreite – ist eben in sprachreflexiver Betrachtung sinnlos, weil unverständlich. Auf eine philosophische Position, zu deren Prämissen die Maxime gehört „Let's forget about (empirical) sense“, kann eine wittgensteinianische Position nicht fruchtbar intern eingehen. 'Träumereien eines Geistersehers' (Kant) müssen sich selbst überlassen bleiben.

Ich habe in Teil I Wittgenstein unter dem Gesichtspunkt, was die Philosophie von ihm lernen sollte, noch einmal interpretiert und dabei meine Darstellung in *Wittgensteins*

136 Thomas Nagel: *The View from Nowhere*, Oxford UP 1986, 73 Fußnoten 4-5.

137 In: *Wittgensteins Revolution* (auf www.emilange.de).

138 Falsch an seiner These ist nur, dass er unsere gewöhnlichen Gedanken auf metaphysischen Realismus festgelegt oder zu ihm hinführend behauptet: „The possibility of skepticism is built into our ordinary thoughts, in virtue of the realism that they automatically assume and their pretensions to go beyond experience.“ (l.c. 73) Jedem gewöhnlichen Sprecher der Sprache genügt es, dass, was er wahrnimmt und womit er tätig umgeht, in dem Maße wirklich ist, dass seine Selbstbewahrung und -behauptung nicht scheitert. Diese Unterstellung ist, wie auch Nagel einräumt, von metaphysischem Realismus weit entfernt.

Revolution marginal verbessert. In Teil II habe ich eine Umakzentuierung in LWs Philosophiekonzeption vom Vorrang der Auflösung einzelner philosophischer Probleme zum Vorrang des Strebens nach Übersicht über die Grammatik vorgeschlagen und diese veränderte Konzeption in Teil III in den Grundzügen ausgeführt.

In ihm habe ich mich eines zur Anwendbarkeit auf Alltagssprache und Alltagsverstehen liberalisierten Konzeptes der formalen Begriffe aus LWs LPA als Leitfaden bedient, um die Grundbegriffe des Alltagsverstehens zu klären. Die deskriptive Entdeckung, die diese Untersuchungen überhaupt in Gang gebracht hat, war die Einsicht in die Verankerung des Personenbegriffs im Referenzsystem einer natürlichen Sprache durch das indefinite Pronomen 'jemand'. Dass indefinite Pronomina die Vorformen der gebundenen Variablen in seiner kanonischen Notation bilden, hatte schon Quine für 'etwas' gesehen. Was er nicht gesehen hat, ist das 'jemand' ('someone') in der normalen Sprache wie 'etwas' funktioniert und ihm gleichberechtigt ist.¹³⁹

Die Analyse einer Reihe von Grundbegriffen für einen Verstehensbereich gibt eine Nachfolgeformation für ein Lehrstück traditioneller Philosophie, das Kategorienlehre genannt wurde. Mit den großen Kategorienlehren von Aristoteles und Kant ist das Problem der Vollständigkeit einer Kategorientafel verbunden worden. Aristoteles hat sie für seine zehn Kategorien (plus fünf Postprädikamente) in der *Kategorienschrift* nicht beansprucht, aber in anderen Schriften offenbar unterstellt. Kant hat Aristoteles vorgeworfen, seine Kategorien nur 'rhapsodisch aufgerafft' zu haben und mit ihrer Entwicklung aus seiner Urteilstafel für seine Kategorien einen Vollständigkeitsanspruch auch ausdrücklich erhoben. Über beanspruchte Vollständigkeit wuchs den Kategorien in der traditionellen Philosophie Notwendigkeit zu.

Diese Problematik kann für die Nachfolgeformation der formalen Begriffe für einen Verstehensbereich gar nicht erst entstehen. Zum einen, weil die ausdrückliche Bildung formaler Begriffe optional ist, und zum anderen, weil deshalb die Reihe formaler Begriffe beliebig erweiterbar ist. Es handelt sich bei ihnen ja nicht um technische Begriffsbildungen in abgehobenen Sonderbereichen des Verstehens, sondern um formale Verwendungen von alltäglichen, auch material gebrauchten Wörtern. So drücken die Titel der Bücher in der morgendlichen Tageszeitung: Politik, Wirtschaft, Kultur, Sport, Reisen, Unterhaltung etc. formale Begriffe aus. Und es lassen sich beliebig neue bilden: 'das Kulinarische' und 'das Nautische' (oder 'Kulinarik' und 'Nautik') drücken formale Begriffe aus, um die sich die

¹³⁹Quine: *From a Logical Point of View*, 1953 u.ö., 102. Vgl. 6 die Bemerkung „'Someone (better: something) ...“ in Analyse eines Beispiels für Russells Theorie der Kennzeichnungen.

Philosophie vielleicht nicht kümmern muss. Der Abschluss einer Reihe von formalen Begriffen für einen Verstehensbereich lässt sich nur pragmatisch rechtfertigen und unter bestimmten Fragestellungen begrenzen. Die Philosophie wird dadurch leichter und weniger anspruchsvoll – reflexive begriffliche Klärung across the board – aber auch offener für Fortsetzungen in weiteren Anstrengungen, explizit zu verstehen, was wir alle als Sprecher der Sprache je schon kennen, können und tun.

Anhang: Wittgenstein, Ludwig (Entwurf für einen Handbuchartikel)

Ludwig Wittgenstein (1889-1951), geboren in Wien, studierte zunächst Maschinenbau in Berlin und Manchester, dann auf Empfehlung Gottlob Freges 1912-13 bei Bertrand Russell in Cambridge Philosophie. Als Kriegsfreiwilliger für Österreich 1914-18 schrieb er sein einziges zu Lebzeiten veröffentlichtes Buch, *Logisch-Philosophische Abhandlung* (1921; 1922 in zweisprachiger Ausgabe mit englischer Übersetzung: *Tractatus logico-philosophicus*). Erst nach zehnjähriger Unterbrechung kehrte er 1929 zu philosophischer Arbeit nach Cambridge zurück, wurde mit seinem Buch promoviert und war 1930-36 Fellow des Trinity College. Von 1939 an war er britischer Staatsbürger und Philosophieprofessor in Cambridge, von 1947 an schreibender Privatmann. Seine philosophische Arbeit nach 1929 vollzog sich als Selbstkritik des logisch-metaphysischen Systems im ersten Buch und kulminierte in dem posthum erschienenen *Philosophische Untersuchungen* (1953).

Fügt man motivationale Verknüpfungen der nackten Daten in diesen Lebenslauf ein, wird er auch philosophisch expressiv. Als Jugendlicher hatte Wittgenstein Schopenhauer gelesen und sich zu eigen gemacht; die Wendung zur Philosophie in der akademischen Ausbildung verdankte sich einem gewachsenen Interesse an der Philosophie der Mathematik; in seinem ersten Buch glaubte er die philosophischen „Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben“ (1921, Vorwort), gab auch deswegen die Philosophie zunächst auf und war u.a. als Volksschullehrer, Gärtner und Ko-Architekt eines Wiener Wohnhauses tätig. Im *Vorwort* zu seinem posthum erschienenen zweiten Hauptwerk (1953) schrieb er, dass er in seinem ersten Buch „schwere Irrtümer“ erkennen musste.

An erster Stelle der Liste seiner hauptsächlichen Leistungen muss daher das Beispiel intellektueller Wahrhaftigkeit stehen, das er mit der selbstkritischen Bewegung seines Philosophierens nach 1929 gegeben hat. (Black 1964, 19) Zu den weiteren Leistungen zählen: Die Ausarbeitung einer fortsetzbaren philosophischen Methode der Begriffsklärung durch Sprachbeschreibung, die „im wesentlichen ... (im) Übergang von der Frage nach der *Wahrheit* zur Frage nach dem *Sinn*“ besteht (1994, 177); die Erarbeitung grundsätzlicher Klärungen zu den Problemen sprachlicher Darstellung anhand von Begriffsklärungen für 'Sinn', 'Bedeutung', 'Wahrheit', 'Erfüllung', 'Regel und Regelbefolgung' auf der Grundlage einer eigenständigen Philosophie der Logik und Mathematik; die umfassende Kritik des die Philosophie seit Descartes beherrschenden Innen-Außen-Bildes des menschlichen Geistes in der deskriptiven Klärung psychologischer Begriffe wie 'denken', 'verstehen', 'meinen'; die Skizze einer sozialisierten Erkenntnistheorie anhand der Klärungen für 'glauben', 'erkennen', 'wissen und gewiss sein' (in seinem bis zwei Tage vor seinem Tod notierten Text *Über Gewißheit*, 1969 b).

„Alle Philosophie ist 'Sprachkritik'“. (1921, 4.0031). Nicht nur die Analytische Philosophie, sondern das Projekt kritischen Philosophierens von Kant her allgemein verdankt Wittgenstein die Wendung zur Sprache ('linguistic turn'). Diese Wendung ergab sich aus der zu Wittgensteins erstem Buch führenden und in ihm auch überwiegend dargestellten Philosophie der Logik. Wittgenstein hatte Frege durch ein Buch Russells (1903) kennengelernt und in Jena auch aufgesucht. In den Debatten über die Grundlagen der Logik mit ihm und Russell waren vor allem drei Fragen umstritten: Was ist Logik? Was sind die Sätze der Logik? Welche Rolle spielen Schlussregeln für die Logik? (vgl. Baker 1988) Für Frege und Russell war die Logik eine nomologische Wissenschaft, für Frege die von den „allgemeinsten Gesetzen des Wahrseins“ in einem platonisch dritten Reich der 'Gedanken' (Frege 1897 *Einkl.*), für Russell die von den allgemeinsten Zügen der Wirklichkeit. Für

Wittgenstein war die Logik nicht wesentlich Wissenschaft, sondern allgemeinste Bedingung des Sinns, der Verständlichkeit überhaupt, und als solche dem Alltagsverstehen und den Wissenschaften gleichermaßen voraus liegend. Diese veränderte Auffassung ergab sich z.T. aus der Beantwortung der zweiten Frage. Für Frege und Russell waren die Sätze der Logik wesentlich Gesetze, allgemeine Sätze. Wittgenstein sah ein, dass die Sätze der Logik überhaupt keine **Sätze** waren, nichts über eine ideelle oder die empirische Wirklichkeit sagten, sondern Tautologien, nichts sagende oder sinnlose Ausdrücke, eine Grenze der Sprache. Entsprechend war für ihn 'Es regnet oder es regnet nicht' (als nichts über das Wetter sagend) ein Ausdruck der Logik (1921, 4.461) und er hielt die Entwicklung eines axiomatischen Systems der Logik, in die Frege und Russell ihren Ehrgeiz gesetzt hatten, für entbehrlich. Schlussregeln endlich, für Frege und Russell weitere Gesetze der Logik, waren als Rechtfertigungen für Schlüsse für Wittgenstein in einer korrekten logischen Notation „überflüssig“. (1921, 5.132)

Wenn 'Sätze' der Logik sinnlose Tautologien sind, dann war zu ihrem vollen Verständnis kontrastiv der Begriff des Satzes zu klären und Wittgenstein betrachtete dies als die „ganze Aufgabe“ (1961; 22.1.15). Sein erstes Buch gibt daher in seinem sachlichen Zentrum (1921, 2.1- 6.1) eine Theorie des Satzes (die berühmte Bildtheorie des Satzes) im Rahmen einer allgemeinen Theorie von Darstellung überhaupt (der allgemeinen Bildtheorie – 1921, 2.1 – 3.5).

Wittgensteins erstes Buch ist „kein Lehrbuch“, entlehnt aber seine Darstellungsform in einem Numerierungssystem Lehrbüchern der Logik. Der Text ist nicht linear zu lesen, weil Wittgenstein von Schopenhauer die idealistische Idee beibehielt, in einem philosophischen Buch dürfe es keinen ersten und keinen letzten Satz geben (Schopenhauer 1859 Vorrede; 1933/34 b, 199). Dies führte dazu, dass im System erster und letzter Satz in wechselseitiger Voraussetzung miteinander verknüpft sind und im Numerierungssystem, unter Ausnützung von formalen Zügen in ihm, als Sinneinheiten der Darstellung Folgen von Sätzen gebildet werden. (vgl. Lange 1989, 1-31).

Die Zielsetzung des Buches beschreibt Wittgenstein im *Vorwort* so:

„Das Buch behandelt die philosophischen Probleme und zeigt ..., dass die Fragestellung dieser Probleme auf dem Missverständnis der Logik unserer Sprache beruht. Man könnte den ganzen Sinn des Buches etwa in die Worte fassen: Was sich überhaupt sagen lässt, lässt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muss man schweigen.“

Das Buch will also dem Denken eine Grenze ziehen, oder vielmehr – nicht dem Denken, sondern dem Ausdruck der Gedanken: Denn um dem Denken eine Grenze zu ziehen, müssten wir beide Seiten dieser Grenze denken können (wir müssten also denken können, was sich nicht denken lässt).

Die Grenze wird also nur in der Sprache gezogen werden können und was jenseits der Grenze liegt, wird einfach Unsinn sein.“

Der Grundriss des logisch-metaphysischen Systems, in dem die kritische Aufgabe der Grenzziehung zwischen Sinn und Unsinn ausgeführt wird, lässt sich in sieben postulatorischen Thesen resümieren (vgl. Lange 1996, 41-61):

1. Bipolaritätsprinzip: Nur das ist ein Satz, was sowohl wahr sein kann als auch falsch sein kann. (1921, 2.21 – 2.221, 4.023-4; 1961, 189, 196)
2. Satzzusammenhangsprinzip: „Der Ausdruck hat nur im Satz Bedeutung.“ (1921, 3.314; vgl. 3.3)
3. Bestimmtheit des Sinns: Bipolaritätsprinzip und Satzzusammenhangsprinzip als sowohl notwendige als auch hinreichende Bedingung für die Bedeutung von Ausdrücken (Satzbestandteilen) führen zur „Forderung der Bestimmtheit des Sinns“ (1921, 3.23).
4. Forderung der Analyse: Von den vagen Sätzen der logisch vollkommen

geordneten Umgangssprache (1921, 5.5563) Bestimmtheit des Sinns zu fordern, führt zur weiteren Forderung der bestimmten (uniken) logischen Analyse jedes Satzes in voneinander logisch unabhängige Elementarsätze (1921, 4. 211, 5.134), von denen jeder Satz eine Wahrheitsfunktion sein soll (1921, 5 – 5.01), die seinen Sinn bestimmt macht.

5. Denksprachenannahme: Da für eine solche logische Analyse noch kein Beispiel gegeben werden kann, führt ihre Forderung zur Forderung, dass die Bestimmtheit des Sinns verbürgende logische Analyse im „Denken des Satz-Sinnes“ (1921, 3.11; vgl. 3.2 – 3.263) bei jedem Gebrauch der Sprache schon operativ ist. (vgl. 1921, 5.541 - 5.422; 1980, 90)
6. Kein Denksubjekt: Obwohl im Denken der Satzsinne sowohl beim Hören wie bei Sprechen eine analytische Denksprache schon operativ (unbewusst verfügbar) ist, gibt es kein denkendes Subjekt (1921, 5.631). Es gibt nur einen formaleinheitlichen Bezugspunkt der uniken Welt Darstellung in den Tatsachen abbildenden Sätzen der Sprache, genannt 'metaphysisches Subjekt' oder 'philosophisches Ich', das als 'verschiebbarer Pflock' („sliding peg“ – Pears 1987, 153-195; 1988, 233, 277) in jedem Fall des Denkens eines Satzsinns instantiiert ist. Es bildet 'obere' Grenze des Sinns und zusammen mit der „Gesamtheit der Elementarsätze“ als 'unterer Grenze' und den logischen Sätzen (Tautologie als 'innere', Kontradiktion als 'äußere Grenze der Sätze' – 1921, 5.143) die Grenze zwischen Sinn und Unsinn, die das Buch zu ziehen vorhatte. Denn diese Elemente markieren die Grenzen der „empirischen Realität“ (1921, 5.5561).
7. Jenseits der Grenzen des Sinns ist nur Unsinn. (1921, Vorwort; 7)

In den Rahmen des durch diese Sequenz von Thesen aufgespannten Systemgrundrisses, der sich in philosophiehistorischer Sicht als der Versuch einer realistischen Transformation von Schopenhauers 'Welt als Vorstellung' deuten lässt (Lange 1989, 89-114), sind spezifische Auffassungen zur Ontologie, zur Satztheorie, zu Philosophien der Logik, Mathematik und Naturwissenschaft sowie zur Ethik und Ästhetik (vgl. 1921, 6.421) und der Konzeption der Philosophie selbst eingearbeitet.

Für Wittgenstein begann sein imponierend geschlossenes System zu zerbröseln, als er einräumen musste, dass nicht alles logisches Folgern auf der Form der Tautologie beruht. Einfache Farbprädikationen müssen syntaktisch und semantisch als elementar angesehen werden, genügen aber der Forderung der logischen Unabhängigkeit von Elementarsätzen nicht. Wenn von etwas gesagt wird, dass es rot ist, ist eo ipso ausgeschlossen, dass es eine andere Farbe der je vorausgesetzten Farbskala hat (blau, gelb, grün etc. ist). Als Einheiten des Sinns sind bei Farben, Längen, anderen Größen u.v.a. nicht isolierte Sätze, sondern 'Satzsysteme' anzusehen, die in der weiteren Entwicklung bei Wittgenstein zu 'Sprachspielen' werden. Ein Satzzusammenhangsprinzip der Wortbedeutung zu formulieren wird schon von daher sinnlos. (1964, 59; notiert 10.1. 1930).

Nach und nach werden sämtliche den frühen Systemgrundriss bestimmenden Thesen von Wittgenstein entweder aufgegeben oder eingeschränkt, oder in sprachdeskriptiv einlösbare Auffassungen transformiert.

Das Bipolaritätsprinzip wird auf empirische Sätze eingeschränkt und gilt selbst für die nicht allgemein, weil Wittgenstein einsah, dass manche Sätze von empirischer Form in unserm Verstehen gleichwohl wie Regeln (Normen) fungieren, die nicht falsch sein können. (1969 b) Das Satzzusammenhangsprinzip wird als sinnlos aufgegeben. Die Forderungen der Bestimmtheit des Sinns und der logischen Analyse werden als dogmatisch eingesehen. Für Sinn ist nicht Bestimmtheit, sondern Bestimmbarkeit wichtig, Vagheit, die vielen normale

Begriffe als Familienähnlichkeitsbegriffe kennzeichnet, macht kontextuell hinreichendes Verständnis nicht unmöglich oder auch nur prekär, wenn etwa auftretendes Miss- oder Unverständnis durch weitere (Er)Klärungen ausgeräumt werden kann. (vgl. 1953, §§ 33-88) Die Denksprachen-Annahme wird als nicht-explanatorisch verworfen, weil ein „parallel laufendes Spiel geistiger Elemente ... ja nur die Sprache um etwas Gleichartiges (vermehrt).“ (1969, 152) Sie bildet den kritischen Bezugspunkt vieler Klärungen in der Philosophie der Psychologie, ihrer Zentralstellung im frühen System entsprechend auch der in der Mitte von Teil I des zweiten Buches angeordneten Klärungen zu 'Denken und Gedanken' (1953, §§ 316-362). Die Subjektkritik wird ins deskriptive Klärungen zu 'ich und Selbst' transformiert (1953, §§ 411-427).

Das wichtigste inhaltliche Ergebnis der Transformation von Philosophie- und Sprachkonzeption bei Wittgenstein im Allgemeinen ist, was er 'Autonomie der Grammatik' nannte. Im frühen System sollte die logische Analyse jedes normalsprachlichen Satzes, der ungeachtet seiner grammatischen Form als komplex angesehen wurde, auf unabhängige Elementarsätze führen, in denen Namen unmittelbar verkettet sein sollten und durch ihre Verkettung einen Sachverhalt abbilden sollten. Die Namen sollten nicht analysierbare einfache Zeichen sein. Sie sollten darum auch nicht erklärt, nur zirkulär erläutert werden können. Auf die im Sachverhalt verketteten Gegenstände sollten sie sich zweisinnig beziehen. Vom Gegenstand aus gesehen sollten sie ihn im Elementarsatz 'vertreten', vom Satz aus gesehen ihn 'bedeuten'. Aus den Grundsätzen des Numerierungssystems (vgl. 1921, 1 Anm.) ergibt sich ein Vorrang des 'realistischen' Vertretungsaspekts (1921, 3.22) vor dem 'idealistischen' Bedeutungsaspekt (1921, 3.203; vgl. 1961, 70: 22.6.15, 3.2-3.263).

Die Namenstheorie der Wortbedeutung wird in der Selbstkritik zum 'augustinischen Bild der Sprache' (1953, §§ 1-4, 32) verallgemeinert und bildet den Ausgangspunkt der kritischen Darstellung. Die zirkulären Erläuterungen für die postulierten einfachen Namen hätten, wenn es sie geben könnte, 'innere ostensive Definitionen' sein müssen. Der Nachweis ihrer Unmöglichkeit (1953, § 258) ist der Kern des Arguments gegen die Möglichkeit der 'privaten' Sprache. Wirkliche Namen und andere einfache Ausdrücke können sehr wohl erklärt, nicht nur zirkulär erläutert werden. In letzter Instanz durch hinweisende Erklärungen, in denen der Gegenstand, auf den hingewiesen wird, als Muster ('Paradigma') fungiert, auf das der Ausdruck durch die Erklärung 'geeicht' wird. Was das frühe System als absolut einfache Gegenstände postuliert hatte, lässt sich, endogmatisiert, als Paradigmen deskriptiv einlösen. Auch die Zweisinnigkeit der Beziehung von Namen und Gegenstand lässt sich deskriptiv einlösbar transformieren: Als Paradigmen genommen, können Gegenstände (und) Namen (einander) vertreten, weil letztere in der normativen Bedeutungserklärung einer ostensiven Definition auf sie geeicht sind; als deskriptiv oder anders verwendete Ausdrücke können die Namen dann ihre Gegenstände 'bedeuten', sich auf sie beziehen (von ihnen oder über sie etwas Wahres oder Erfüllbares sagen). Zur 'Autonomie der Grammatik' führt nun, dass die Elemente der Wirklichkeit, die als Muster fungieren, am besten als zur Sprache, wenn auch nicht zur Wortsprache, gehörig gerechnet werden (1953, § 16). Dadurch wird die Sprache nämlich, im Gegensatz zur frühen Auffassung, von einer letzten metaphysischen Struktur der Wirklichkeit unabhängig, die Grammatik (alles, was zu den Bedingungen des Sinns, der Verständlichkeit gehört – 1969, 88) 'autonom': „Die Verbindung zwischen 'Sprache und Wirklichkeit' ist durch die Worterklärungen gemacht, - welche zur Sprachlehre (= Grammatik; EML) gehören, so dass die Sprache ins sich geschlossen, autonom, bleibt.“ (1969, 97)

Wittgenstein hat seine Klärung der Autonomie der Grammatik zur Auflösung der traditionellen Kontroverse zwischen Idealismus und Realismus verwendet (vgl. 1953, § 402). Für den Idealisten ist die Welt nur 'unsere Vorstellung', für den Realisten wesentlich von uns

unabhängig. Der Idealist stützt sich darauf, dass uns die Wirklichkeit nur in von uns gemachten Begriffen gegeben ist. Der Realist darauf, dass, ob unsere Sätze über die Wirklichkeit wahr sind oder falsch, von der Wirklichkeit abhängt, nicht von uns. Die Schlichtung der scheinbar unschlichtbaren Kontroverse (denn deskriptiv haben ja beide Recht) führt die Einsicht herbei, dass beide Kontrahenten die unerwiesene Annahme teilen, es könne nur das eine oder das andere der Fall sein. Tatsächlich kann, in verschiedenen Hinsichten, beides der Fall sein: für Begriffsbildung und Bedeutungserklärung hat der Idealist Recht, für die Beschreibung und Erkenntnis der Wirklichkeit der Realist. Damit ist, wenn man denn das Problem loswerden will, eine mögliche Auflösung für es angeboten.

Unter die Themen, über die nach dem letzten Satz der *Log.-Phil.Abh.* als Unsinn zu schweigen war, gehörten auch Sätze der Ethik und der Philosophie im Allgemeinen, weshalb das Buch konsequent seine eigenen Sätze im vorletzten Satz widerruft, zu einer 'Leiter' erklärt, die weggeworfen werden muss, nachdem über sie hinaufgestiegen worden ist. (1921, 6.54) Die Restriktion, die zu diesem Selbstdementi führt, wird mit der Einschränkung des Bipolaritätsprinzips hinfällig. Indem Regeln als mit Sätzen gleich-ursprünglich anerkannt werden müssen, gewinnt die Philosophie eine Möglichkeit, sich nicht-sinnwidrig zu äußern, indem sie die Begriffe durch Beschreibung des Sprachgebrauchs unter dem Aspekt der Regeln klärt, Regeln feststellt ('tabuliert').

Mit dieser Korrektur kann die im frühen System schon proklamierte, aber nicht befolgte Philosophie-Auffassung beibehalten und fortentwickelt werden.

„Der Zweck der Philosophie ist die logische Klärung der Gedanken. - Die Philosophie ist keine Lehre, sondern eine Tätigkeit. -

Ein philosophisches Werk besteht wesentlich aus Erläuterungen. -

Das Resultat der Philosophie sind nicht 'philosophische Sätze', sondern das Klarwerden von Sätzen.“ (1921, 4.112)

Wegen seines postulatorisch-konstruktiven Vorgehens hatte Wittgenstein die schon zur „einzig streng richtigen“ erklärte Methode dieser Konzeption der Philosophie als reflexive begriffliche Klärung, dialogisch-dialektische Sinnkritik (1921, 6.53), selbst gar nicht befolgt. Erst die Befreiung vom „Dogmatismus“ der früheren Auffassung, die er selbstkritisch der 'Arroganz' zeihet (vgl. 1967, 182-6; von 1931), macht die konsequente Befolgung dieser Methode möglich. Der Sache nach handelt es sich um eine Erneuerung eines grundlegenden Aspekts von Kants logischem Philosophiebegriff (vgl. Glock 1996, 292 ff.), demzufolge der Philosoph „nur gegebene Begriffe deutlich“ zu machen hat. (Kant 1800, A 95) Und Wittgenstein (1967 b, 29) hält wie Kant zu begrifflicher Klärung auch die Erklärung von Irrtümern, nicht nur ihre Widerlegung für erforderlich (1800 A 81; A 129f.). Sogar der Metaphysik-kritische Skopus der Begriffsklärung aus Kants Analytik bleibt bei Wittgenstein erhalten (1979, § 458). Aber weil Wittgenstein stärker als Kant zwischen Wahrheit und Sinn, Erkenntnis und Verstehen unterscheidet, nimmt in seiner Behandlung die Idee der Philosophie als reflexiver begrifflicher Klärung eine nicht-kognitive Wendung. Als klärende Tätigkeit trägt die Philosophie für ihn nicht zu theoretischer Erkenntnis, sondern zu besserem Verständnis bei. Denn Begriffe sind anders als Sätze nicht wahr oder falsch, sondern nützlich oder unnützlich, daher allenfalls expressiv adäquat. Diese revolutionäre Lektion hat die Philosophie noch zu lernen.

Schon früh hat Wittgenstein notiert: „Die Arbeit in der Philosophie ist ... eigentlich mehr die Arbeit an Einem selbst. An der eigenen Auffassung. Daran, wie man die Dinge sieht. (Und was man von ihnen verlangt.)“ (1932-33, 275) Gleichwohl hat er den Einfluss der Selbstkritik auf das Buch, das er konzipierte, (und ihren Umfang) zunächst zu begrenzen versucht und überhaupt mehr die Mittel, die er gegen seine Schwierigkeiten und Missverständnisse

gefunden hatte, darstellen wollen. (MS 136, 144a)

Jedenfalls lag der Schwerpunkt seiner Arbeit bis 1943 (nach dem Umfang der darauf bezüglichen Texte im Nachlass zu urteilen) im Bereich der Philosophie der Mathematik, in dem die zahlentheoretisch operationalistischen Ansätze des frühen Systems (1921, 6.02 ff.) nur ausgearbeitet werden zu müssen schienen. Auch das Buch, dessen erste Version das sog. *BigTypeskript* (1932-33) war, widmet sich zu einem Drittel mathematischen Themen und bis 1943 hat Wittgenstein von seinem Buch die Idee gehabt, dass es aus einem sprachphilosophischen und einem Mathematik-philosophischen Teil bestehen sollte. 1943 las er mit einem Freund sein erstes Buch noch einmal und das Ergebnis war eine Änderung der Konzeption. Es erschien ihm „plötzlich, dass ich jene alten Gedanken und die neuen zusammen veröffentlichen sollte: dass diese nur durch den Gegensatz und auf dem Hintergrund meiner älteren Denkweise ihre rechte Beleuchtung erhalten können.“ (1953, *Vorwort*) Zugleich setzte er nun den sprachphilosophischen Beginn des Buches in die Philosophie der Psychologie hinein fort. Das bedeutet eine Ausweitung der Reichweite der Selbstkritik über den ganzen Teil I, weil es durch die Zentralstellung der Denksprachen-Annahme in der frühen Konzeption motiviert ist. Seinen neuen Einsichten in der Philosophie der Psychologie gab er aber auch einen von der Selbstkritik unabhängigeren Raum in einem zweiten Teil des Buches, für den der Teil II der posthumen Veröffentlichung von 1953 steht; und er gab die Klärungen zur Philosophie der Mathematik nicht auf, sondern sah sie für einen Teil III vor. (vgl. v. Wright 1982, 133 ff.). Die Idee dieses dreibändigen Buches hat Wittgenstein nicht ausgeführt. *Philosophische Untersuchungen* ist also ein unvollendetes Werk, selbst der aus der Selbstkritik motivierte ganze Teil I sollte nach Zeugnissen noch Veränderungen erfahren, aber Wittgenstein gab die Arbeit am Text 1945 auf und griff nur noch einmal kurz 1947 in ihn ein.

Der Text beginnt mit einer expliziten Kritik des ersten Buches (1953, §§ 1-88), wendet sich dann der kritischen Fortbildung der grundsätzlich erhaltenen Philosophiekonzeption zu (§§ 89-133), kritisiert dann die Bildtheorie des Satzes (§§ 134-142) und konfrontiert sie mit dem Fundament der veränderten Sprachkonzeption im Begriff 'einer Regel folgen', der aber nur in der Kritik an einem logischen Objektivismus, der sich wie mit der früheren Denksprachen-Annahme auch mit dem Befolgen von sprachlichen Regeln verbinden kann, exponiert wird. (§§ 143-242) Mit dem berühmten Argument gegen die Möglichkeit einer 'privaten' Sprache beginnt der Psychologiekritische Teil. (§§ 243-315) Es geht auf Vorlesungen von 1936 zurück und ist der Nachfolger von Wittgensteins Kritik des Solipsismus, deren ausführlichste Version in einem Diktat an seine Studenten von 1933-34, betitelt *Das Blaue Buch*, zu finden ist. (1958) Es folgt in der Mitte des Buches die Erörterung von Illusionen über 'Denken und Gedanken' (§§ 316-362). Am Ende weiterer Abschnitte vor allem zur Philosophie der Psychologie [u.a. 'Vorstellung und Vorstellungsbilder' (§§ 363-397), '>ich< und die Natur des Selbst' (§§ 398-411), 'Bewusstsein' (§§ 412-427), 'Intentionalität' (§§ 428-465), 'geistige Zustände und Vorgänge: Erwartung, Überzeugung' (§§ 571-610), 'Wille und wollen' (§§ 611-628), 'Beabsichtigen' (§§ 629-660)] wird am Ende zu 'Etwas meinen' (§§ 661-693) die Denksprachen-Annahme deskriptiv korrigiert.

Schon in Teil I berührt Wittgenstein vielfach eine Problematik (z.B. §§ 531-9, 568), die im Zentrum von Teil II (Abschnitt XI) steht und erst da ihre deskriptiv klärende Erledigung finden kann – die des Sehens, Hörens, Verstehens unter 'Aspekten'. (Das ist das eine Argument für die Zugehörigkeit eines Teils II zur Konzeption des Buches von 1953. Das andere: Die synoptisch-allgemeine Erklärung von 'Bedeutung eines Wortes' als 'Gebrauch in der Sprache' wird schon von vornherein als unvollständig eingeräumt – gilt 'für eine große Klasse von

Fällen, nicht für alle' § 43 – und kann erst im Kontext des physiognomischen Bedeutungsverstehens unter Aspekten ergänzt werden.) Die ausführliche Erörterung bildet sachlich eine Verklammerung von Philosophie-Konzeption, Sprachkonzeption und Philosophie der Psychologie. Für diese gelingt Wittgenstein der epochale Nachweis, dass unser Gebrauch psychologischen Vokabular auf der allgemeinen Einstellung zu einem stetigen Aspekt aufruht (der 'Einstellung zur Seele'; 1953 II iv), in dem wir Unseresgleichen ein 'inneres Leben' a priori zubilligen. Auch dies ist eine Lektion, die die Philosophie erst nochlernen muss, die heute überwiegend unter dem räumlichen Missverständnis des psychologisch Inneren dem Vehikelreduktionismus einer Gehirn-Idolatrie erlegen ist. (In Wittgensteins Stil könnte es heißen: „Nicht: das Gehirn 'denkt', 'erinnert', 'beabsichtigt'. Sondern: die Person. Und nicht 'mit ihrem Gehirn', sondern selbst.“)

Wittgensteins 'zweite', besser: selbstkritisch transformierte Philosophie ist *Kritik*, auch ihre deskriptiven Allgemeinheiten (z.B. „Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“; § 43) geben keine deskriptiven *Lehren* ('Thesen' – dogmatische Lehrsätze), sondern beschreiben, überblicksartig zusammenfassend ('synoptisch'), unsere Praktiken des Wortgebrauchs und der Bedeutungserklärung (denn die erklärt den 'Gebrauch' des Wortes, dessen Bedeutung sie erklärt – vgl. § 560): „Wollte man *Thesen* in der Philosophie aufstellen, es könnte nie über sie zur Diskussion kommen, weil Alle mit ihnen einverstanden wären.“ (§ 128) Es ist daher verfehlt, in Wittgensteins Philosophie nach *Theorien*, etwa über die Sprache (vgl. 1930-35, 270 f.) oder über kognitive Psychologie, zu suchen (oder zu beanspruchen, sie gefunden zu haben). Wittgensteins Text bietet Therapien für Krankheiten des Verstandes (1953, §§ 255, 593; vgl. Glock 1996, 23-27) und wendet sich an Leser, die das Bedürfnis haben, sich in ihrem eigenen Verstehen durchsichtig zu werden – er wollte nicht „Andern das Denken ersparen. Sondern, wenn es möglich wäre, jemand zu eigenen Gedanken anregen.“ (1953, Vorwort) Den Bemerkungen-Stil seiner ursprünglichen Notate in Notizbücher und Manuskriptbände behielt er, sie nur glättend, zuspitzend und aufschlussreich anordnend, in seinem Text bei, um solches Selbstdenken anzuregen. Er war ein solitärer Geist und für das kritische, deskriptiv klärende Philosophieren die vermutlich größte begriffliche Begabung deutscher Sprache seit Kant.

In einem fortgeschriebenen Wörterbuch der Gemeinplätze würde über Wittgenstein auch stehen, „dass er zwei grundlegend verschiedene, in sich geschlossene Auffassungen entwickelte“ (Glock 1996, 28). Dieser Gemeinplatz hat Anhaltspunkte in berichteten Äußerungen Wittgensteins (Malcolm 1984, 58; 1. Aufl. 1958), ist aber vor allem reaktive Folge des produktiven Missverständnisses, durch das Wittgensteins erstes Buch als Anregung für die szientistische Philosophie des Logischen Empirismus im Wiener Kreis (Schlick, Carnap, Neurath, Waismann) gewirkt hat. Mit dessen 'Wissenschaftlicher Weltanschauung' ist Wittgenstein nie einverstanden gewesen. Schon seine frühe Philosophie der Logik hat ihn davor bewahrt, die Philosophie als 'allgemeinste' Wissenschaft (Wissenschaftstheorie) aufzufassen. Durch die Vertreibung der Mitglieder des Wiener Kreises und ihrer Schüler auf Lehrstühle in England und USA unter der Naziherrschaft hat aber bis zum Erscheinen des posthumen Hauptwerks der Eindruck jedenfalls großer Verwandtschaft vorgeherrscht und ihm gegenüber konnte das Spätere nur als das ganz Andere erscheinen.

In Diskussionen der Analytischen Philosophie und einer seit den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts zu einem breiten Strom gewordenen Wittgenstein-Forschung hat er eine Aufnahme gefunden, die ihm wohl zuwider gewesen wäre. Gleichwohl werden seine Schriften in der Analytischen Philosophie und darüber hinaus hinsichtlich in ihnen angeblich enthaltener 'theoretischer' Vorschläge zur Sache weitläufig diskutiert, vor allem für die

Konzeption der Philosophie selbst, in der philosophischen Bedeutungstheorie und in der Theorie des Geistes. Im ersten Bereich hat sich z.B. ein als radikaler Empirist gestarteter Philosoph Wittgenstein zugeschriebenen Positionen stark angenähert (Putnam 1978, 1992); im zweiten Bereich, in dem Wittgensteins Auffassung als die These der Sprache als normativer Praxis fungiert, hat eine verfehlte Interpretation von Wittgensteins Erörterungen über 'einer Regel folgen' (Kripke 1982) nicht nur einen Boom von interpretatorischen Diskussionen und Widerlegungen provoziert (Baker&Hacker 1984), sondern auch systematisch-kritischen Anspruch stellende Reaktionen (Dummett 1973, 1988) und, bei einem Schüler Rortys, Assimilation in einer systematischen Bedeutungstheorie ausgelöst (Brandom 1998). Systematische Arbeiten zur Philosophie des Geistes haben sich Wittgensteins zur Berichtigung empiristischer und behavioristischer Konzeptionen bedient (McDowell 1996).

In Deutschland beruhte Tugendhats Konzeption einer formalen Semantik auf dem Versuch der Verknüpfung Wittgensteins mit einer Wahrheitstheorie der Bedeutung bei Tarski/Davidson (Tugendhat 1976). Schneider (1992) hat in einer umfassenden Aufarbeitung der bedeutungstheoretischen Tradition seit Frege gezeigt, wie weitgehend Wittgenstein gegen sie Recht behält, weil die Idee, die dem Projekt einer formalen Bedeutungstheorie für natürliche Sprachen zugrunde liegt – zwischen Sinn und Unsinn formal unterscheiden zu können – an der nicht nur lexikalischen, sondern auch syntaktischen Metaphorizität der Umgangssprache scheitert. Die für die Deutung syntaktischer Metaphern erforderliche Phantasie ist nicht formalisierbar, wie in Wittgensteins Sprachspielpluralismus anerkannt ist: „Das Neue (Spontane, 'Spezifische') ist immer ein Sprachspiel.“ (1953, Teil II xi)

Bibliographie

- Baker, Gordon &
Hacker Peter (1984), *Scepticism, Rules & Language*, Oxford 1984
Baker, Gordon (1988), *Wittgenstein, Frege & The Vienna Circle*, Oxford 1988
Black, Max (1964), *A Companion to Wittgenstein's 'Tractatus'*, Ithaca, N.Y. 1964
Brandom, Robert (1998), *Making it Explicit*, Cambridge/Mass. 1994
Dummett, Michael (1973), *Frege - Philosophy of Language*, London 1973
Dummett, Michael (1988), *Ursprünge der analytischen Philosophie*, Frankfurt/M. 1988
Frege, Gottlob (1897): 'Logik', in: *Nachgelassene Schriften*, ed. Hermes, Kambartel, Kaulbach, 2. rev. Aufl., Hamburg 1983.
Glock, Hans-Johann (1996), *Wittgenstein-Lexikon*, Übers. E.M. Lange, Darmstadt 2000 (engl. Oxford 1996)
Kant, Immanuel (1800), *Logik*, ed. Jaesche, in: Kant, Werke, ed. Weischedel, Bd. 3, Darmstadt 1959
Kripke, Saul (1982), *Wittgenstein on Rules an Private Language*, Oxford 1982
Lange, Ernst Michael (1989), *Wittgenstein und Schopenhauer*, Cuxhaven 1989
Lange, Ernst Michael (1996), *Ludwig Wittgenstein: 'Logisch-Philosophische Abhandlung'*, Paderborn 1996 (vergr.; zugänglich auf: <http://emlange.de>)
Malcolm, Norman (1984), *Ludwig Wittgenstein - A Memoir*, New Ed., Oxford 1984

(1. Auf. 1958)

McDowell, John (1996), *Mind and World*, Cambridge/Mass. 1996

Pears, David 1987,1988, *The False Prison*, 2 Vol., Oxford 1987, 1988.

Putnam, Hilary (1978), *Meaning and the Moral Sciences*, Boston u-a- 1978

Putnam, Hilary (1992), *Renewing Philosophy*, Cambridge/Mass. 1992

Russell, Bertrand (1906), *The Principles of Mathematics*, London 1937 (2nd rev. ed. 1937)

Schneider, Hans Julius (1992), *Phantasie und Kalkül*, Über die Polarität von Handlung und Struktur

in der Sprache, Frankfurt/M. 1992

Schopenhauer, Arthur (1859), *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Bd. 1 (nach der 3. Auflage), in:

Werke in 5 Bänden, ed. L. Lütkehaus, Zürich 1988

Tugendhat, Ernst (1976), *Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie*,

Frankfurt/M. 1976

Wittgenstein, Ludwig, Werkausgabe in 8 Bänden, Frankfurt/M. 1984. Daraus:

(1921), *Tractatus logico-philosophicus*, WA Bd. 1

(1961), *Tagebücher 1914-18* (engl. Notebooks, 1961), WA Bd. 1

(1953), *Philosophische Untersuchungen*, WA Bd. 1

(Kritisch-genetische Edition J. Schulte u.a., Frankfurt/M. 2001

(1958) *Das Blaue Buch* (von 1933-34), WA Bd. 5

(1964) *Philosophische Bemerkungen* (von 1930), WA Bd. 2

(1967) *Wittgenstein und der Wiener Kreis*, WA Bd. 3

(1969) *Philosophische Grammatik* (Kompilation aus 1932-33 und Bearbeitungen), WA Bd. 4

(1979) *Zettel*, WA Bd. 8

(1994 ff.) Wittgenstein, Ludwig, *Wiener Ausgabe*, ed. M. Nedo, Wien 1994 ff.

Daraus:

Bd. 1, 1994

Bd. 11: *Big Typeskript* (1932-33), Wien 2000

(1984) Wittgenstein, Ludwig (1930-35), *Vorlesungen 1930-1935*, Frankfurt/M. 1984, (darin u.a.

Das Gelbe Buch von 1933/34 b)

(1967 b) Wittgenstein, Ludwig (1967 b), 'Bemerkungen über Frazers *Golden Bough*', in:

Vortrag

über Ethik und andere kleine Schriften, ed. J. Schulte, Frankfurt/M. 1989

(1969 b) Wittgenstein, Ludwig, *Über Gewißheit*, Frankfurt/M. 1969

(1980) Wittgenstein, Ludwig, *Briefe*, ed. G.H.v. Wright, B. McGuinness, Frankfurt/M. 1980

v. Wright, Georg Henrik (1982), *Wittgenstein*, Frankfurt/M. 1982